



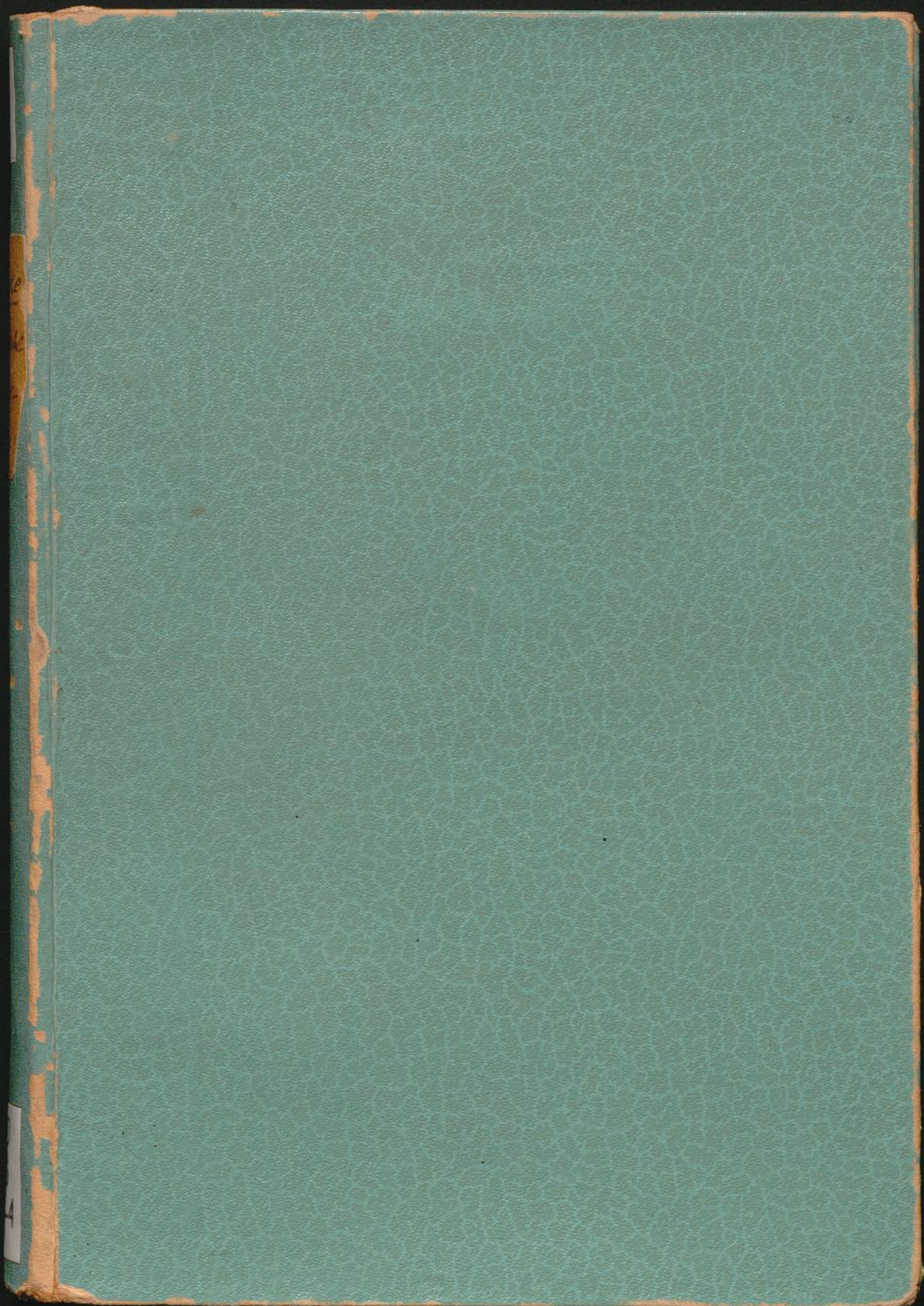
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die deutschen Volkssagen

Ranke, Friedrich

München, 1923

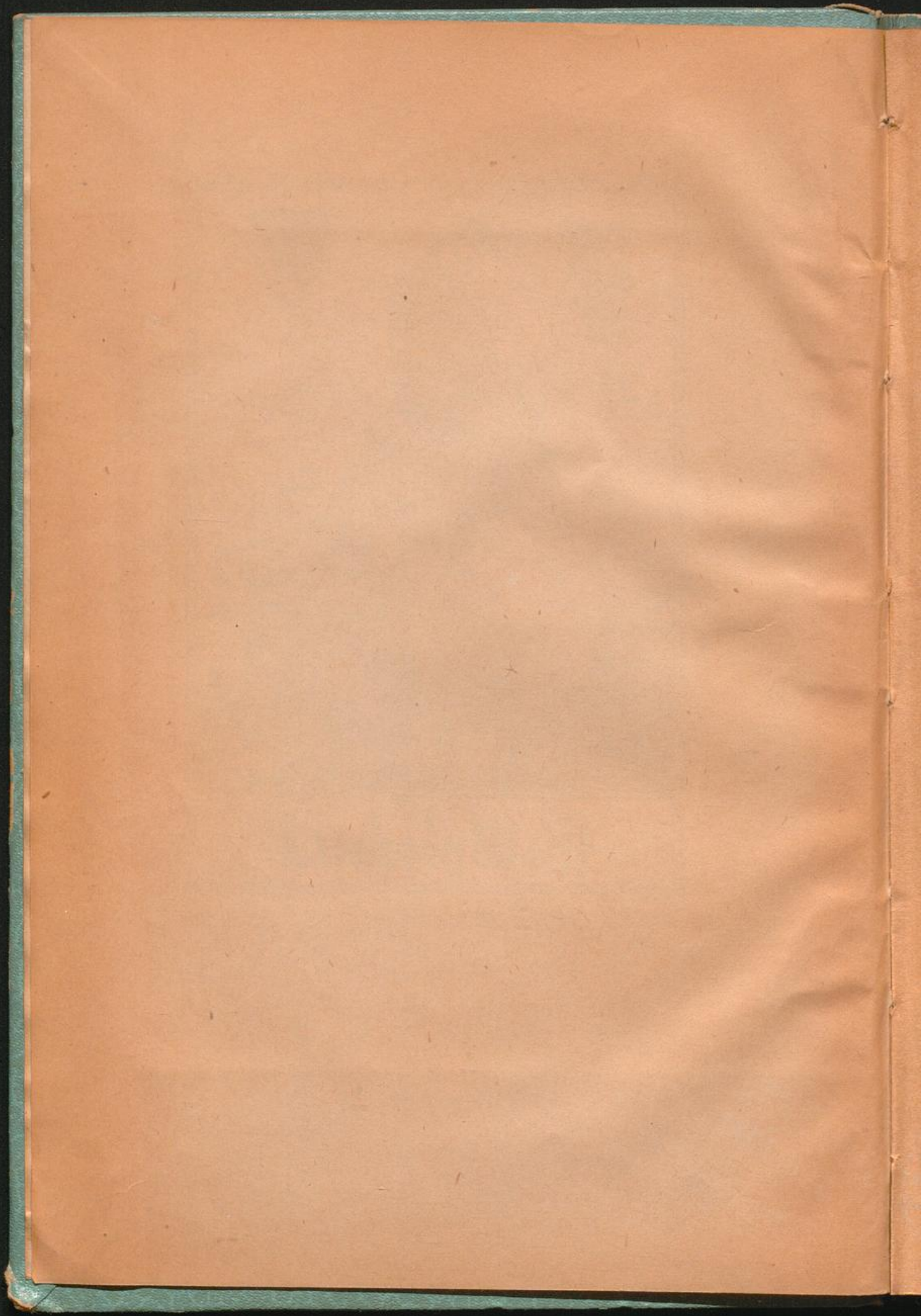
[urn:nbn:de:hbz:466:1-67756](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-67756)



4



Ludwig Wolff



5. Okt. 1923

Deutsches Sagenbuch

In Verbindung mit Friedrich Ranke
und Karl Wehrhan

herausgegeben von

Friedrich von der Leyen

Vierter Teil
Die deutschen Volksjagen



München 1923
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck

Die deutschen Volksfagen

von

Friedrich Ranke

Zweite, verbesserte Auflage



München 1923
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck

Die Geisterwelt ist nicht verschlossen!

11

BVO

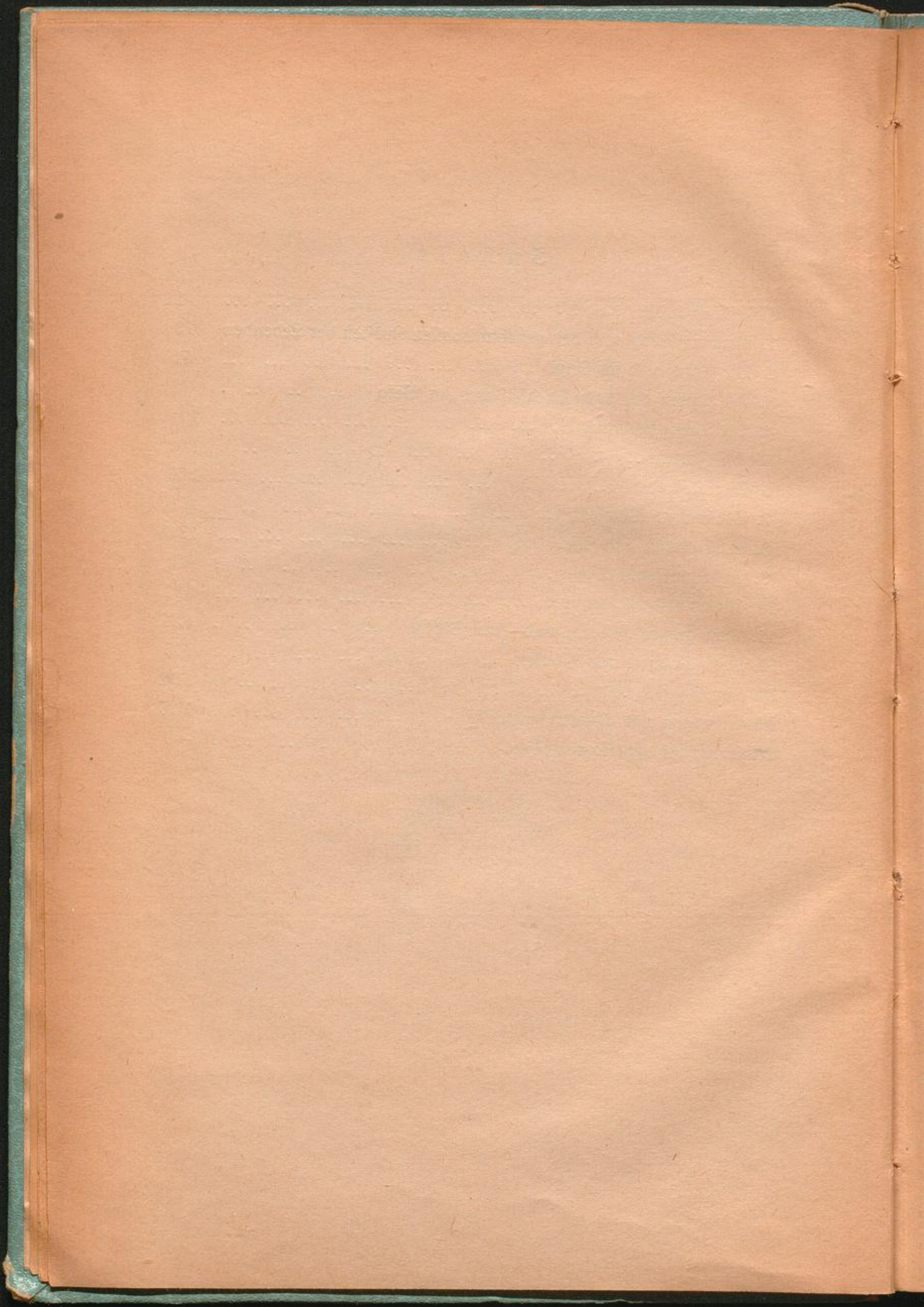
1136 (2) - 4

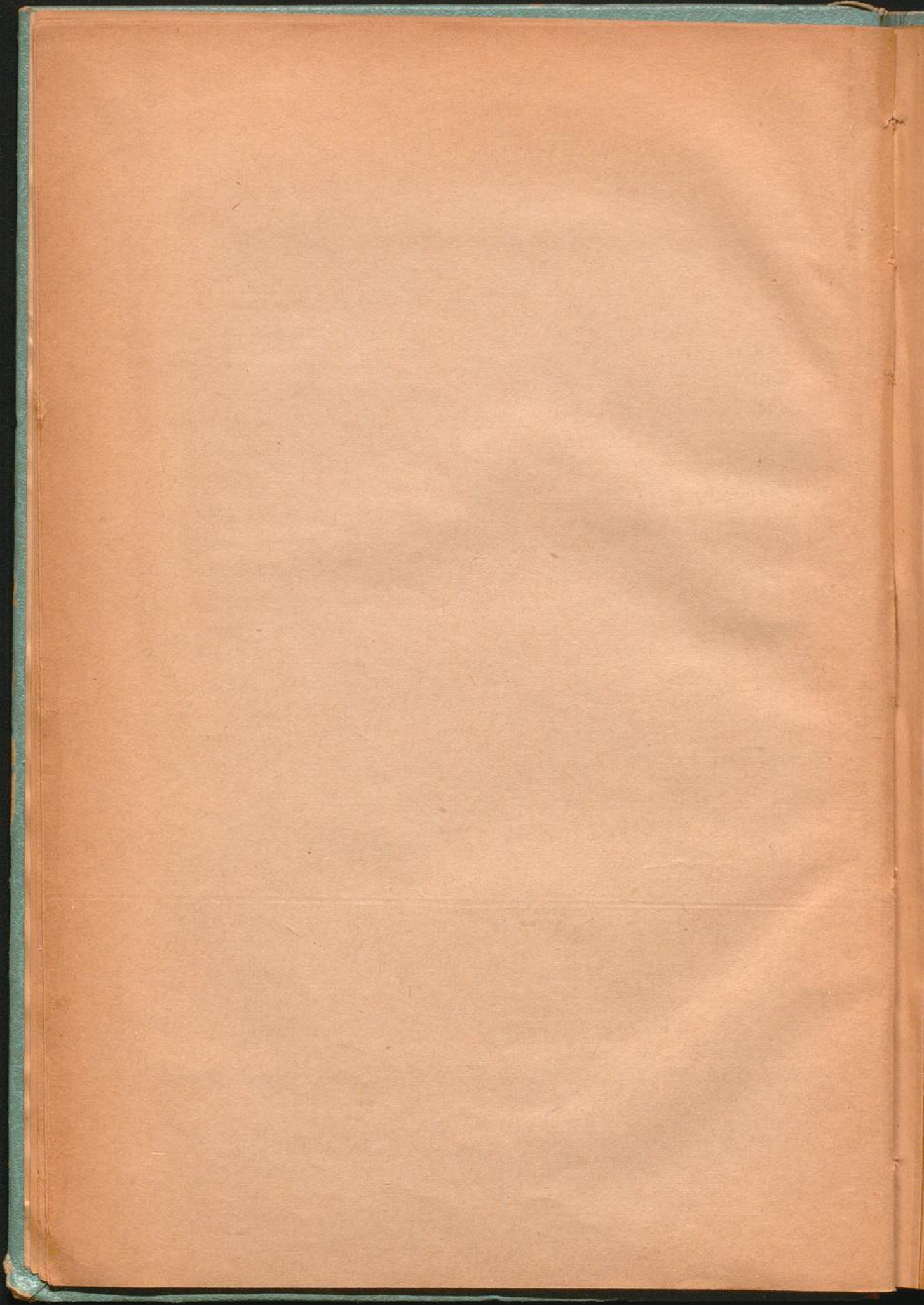


77 / 34862

Inhalt

Einleitung	1
1. Von der Seele und den geheimnisvollen Kräften der Lebenden	13
2. Die Toten und ihr Spuk	51
3. Die Toten auf dem Friedhof und im Berg	76
4. Die Toten im Wind	104
5. Die Zwerge	132
6. Der Kobold	159
7. Die wilden Waldleute	176
8. Wassermann und Nixe	196
9. Geheimnisvolle Tiere	210
10. Riesen und Räuber	221
11. Von großen Trefeln und ihrer Strafe	237
12. Von Schätzen und Glöden	245
13. Der Teufel	262
Anmerkungen und Quellennachweise	276
Erklärung der abgekürzten Titel	—0





Einleitung

Wer für das Empfinden und die Dichtung unseres Volkes ein Herz hat, wer seine Lieder gern singt, seine Märchen gern hört oder liest und wohl auch selber wieder erzählt; wer von da aus weiter dem ganzen Leben unseres Volkes seine Liebe schenkt, seinen Sitten und Festen, seinen Anschauungen über Recht und Unrecht, über Gott und Welt und alles Geschehen nachgeht — der trifft immer wieder auf allerlei mit dem Schleier des Geheimnisvollen und Unheimlichen verhüllte Vorstellungen und Geschichten. Er hört von weisen Frauen und Hexen flüstern, die andern Menschen mit ihren Zauberkünsten helfen und schaden, er hört von Toten erzählen, die im Grabe keine Ruhe finden, vom Teufel in seinen verschiedenen Gestalten, von Zwergen und Riesen, Kobolden und Wassernixen; uralte Geschichten, die von den Urgroßeltern noch geglaubt wurden, und allerjüngste Geschichten, an denen auch heute niemand zu zweifeln wagt. Wollte er nun über diese zusammenhanglosen und zufälligen Begegnungen hinaus die ganze Welt des Aberglaubens kennen lernen, die noch in unserm Volke lebt, so sah er sich bisher auf zwei voneinander grundsätzlich verschiedene Gattungen von Büchern angewiesen.

Die Mythologien, die von dem Götterglauben unsrer heidnischen Vorfahren erzählen, pflegen nach dem Vorgang Jakob Grimms auch einiges über den heutigen Volksaberglauben zu bringen; die einen, weil sie in ihm die undeutlich gewordenen Spuren altheidnischen Götterglaubens wiederzufinden meinen, die andern, neueren, um an ihm das erste Entstehen aller übersinnlichen Vorstellungen anschaulich zu machen. Auf jeden Fall heben die Mythologien immer nur einige für ihren Zweck besonders wertvolle Einzelheiten heraus, sie führen wohl auch die eine oder andre Sage im Wortlaut als Beleg vor; von dem ganzen, un-

übersehbareren Reichtum der deutschen Volksagen erhält ihr Leser keinen Begriff. — Wem es um einen solchen zu tun ist, der wird sich mit besserem Erfolg an die Sagensammlungen wenden und da zuerst zu der bekanntesten, den „Deutschen Sagen“ der Brüder Grimm greifen. Hier findet er in der That auf den ersten Blick alles, was er sich wünschte: da sind Geschichten von Bergwerkgeistern, von Frau Holle, von verwunschenen Jungfrauen, von Riesen, vom alten Kaiser, der im Berg verborgen schläft, von Zwergen und Waldweiblein, vom Wassermann und vom Kobold, vom Alp und Wechselbalg und von allerlei Zauber, von Räubern, von versunkenen Schätzen, versteinerten Menschen, vom wilden Jäger, vom Teufel, von Werwölfen und Drachen, von Hexen und umgehenden Toten, von Engeln und Heiligen, in reichster Fülle zusammengebracht, zum Teil aus älteren Büchern, zum Teil auch aus den mündlichen Berichten von Leuten aus dem Volke geschöpft. Fängt er dann aber an, diese Geschichten zu lesen, so stellt sich in kurzer Zeit ein Gefühl der Beunruhigung und Übersättigung ein. Denn während bei den bekannten und überall gern gelesenen Grimmschen „Märchen“ der Reichtum des Inhalts und die anziehende Form dem Leser immer wieder neuen Genuß bereiten, gibt ihm von den Sagen jede einzelne nur immer neue Rätsel auf: er möchte gern wissen, wie denn die Leute auf die oft so seltsamen Vorstellungen verfallen konnten, von denen da die Rede ist, und sucht vergeblich nach irgendwelchen Erklärungen; er möchte die einzelnen Vorstellungskreise, von den Zwergen, den Riesen, den Hexen usw. wenigstens zusammenfassend überschauen können, und findet statt dessen ein fast zusammenhanglos buntes Durcheinander von kurzen Geschichtchen, die so eine nach der andern durchzulesen ihm bald unmöglich wird. — Und auch in den jüngeren Sammlungen, die nach dem Vorgang der Brüder Grimm nun aus einem enger umgrenzten Gebiet zusammentragen, was an Sagen darin aufzutreiben war, werden diese Wünsche nicht befriedigt.

Denk sie beschränken sich gleichfalls auf ihr Material und verzichten meistens grundsätzlich auf seine Besprechung und Erklärung, oder sie liefern in ihren vergleichenden Literaturangaben der Wissenschaft ein Hilfsmittel, das die Laien eher abschreckt als erfreut. Dazu macht die von vielen gewählte Anordnung der Sagen nach den Gegenden, in denen sie spielen oder in denen sie gefunden wurden, dem landfremden Leser jeden Überblick unmöglich; und auch wenn sie ihr Material zu Gruppen verwandten Inhalts ordnen, bleibt in ihrem beschränkten Gebiet die Abrundung notwendig aus, die diese Gruppen vielleicht anschaulich und verständlich machen könnte. So kommt es, daß die reiche Sagenwelt unseres Volkes den gebildeten Deutschen noch immer so gut wie unbekannt und ihrem Verständnis noch durchaus verschlossen ist.

Diese Erwägungen leiteten mich bei der Herausgabe und Einrichtung des vorliegenden Buches. Ehe ich jedoch auf diese näher eingehe, scheint es mir geboten, noch deutlicher als bisher zu sagen, was wir unter „Volksagen“ verstehen; ihr Wesen und ihren Wert mit ein paar Worten zu schildern.

Die Volksagen gehören mit den Volks-Legenden, Schwänken und Märchen zu den der dichtenden Phantasie entstammenden Geschichten, mit denen sich unser Volk Feierabends in der Bauern- und Gesindestube, am Biertisch oder am Spinnrocken die Zeit fürzt. Sie sind die einfachsten und ursprünglichsten unter ihnen und stehen dem Anfang aller Erzählkunst, der schlichten Erlebnis-erzählung, am nächsten. — „Auf dem Marktplatz von Remich (in Luxemburg) ließ sich mehrere Jahre lang immer ein weißes Kaninchen sehen. Um das haben oft alle Leute, Männer und Frauen und Knaben, einen großen Kreis gebildet und haben es fangen wollen; aber wenn sie nach ihm griffen, war es immer ein weißer Stein. Einmal hat einer einen ganz sicheren Fang tun wollen und hat sich mit seinem ganzen Leib drauf fallen lassen.

Da lag er auf einem dicken Stein.“ — Hier haben wir eine Sage einfachster Gestalt. In dem Tone schlichter Erzählung teilt sie eine phantastische Geschichte mit. Dabei sehen wir das ursprüngliche Erlebnis noch deutlich durchschimmern: auf dem Remischer Marktplatz liegt ein weißer Stein; die Bauern kommen nachts aus der Schenke und sind alle schwer betrunken, sie sehen den weißen Schimmer und es scheint ihnen, als bewege er sich hin und her, bald ist er mehr rechts, bald mehr links, je nachdem sie in ihrem Rausch nach links und rechts hintaumeln; da fassen sie sich bei den Händen und wollen das Kaninchen fangen, und jedesmal wenn einer nach ihm greift, hat er den dicken weißen Stein in der Hand. — Dies von der Phantasie des Rausches geformte Erlebnis wird nun als Sage zu verschiedenen Zwecken weiter erzählt, etwa zum Beweis, daß es geheimnisvolle Tiere gibt, die sich in Steine verwandeln können, oder zum Beweis, daß manche Tote noch als Tiere umgehen und die Menschen in allerlei Gestalten necken (denn „das Kaninchen war ganz gewiß eine arme Seele“), oder auch ohne irgendwelchen Lehrzweck, nur zur Unterhaltung, weils einen bei solchen Geschichten so schön gruselt. Auf jeden Fall wird die Geschichte vom geheimnisvollen weißen Kaninchen stets allen Ernstes als etwas wirklich Geschehenes erzählt; ohne diesen Glauben hätte sie für den Erzähler wie für den Hörer keinen Wert.

Damit haben wir zu dem inhaltlichen Merkmal der Sagen, daß sie etwas objektiv Unwirkliches erzählen, das andre, formale Kennzeichen für alles, was wir unter dem Worte „Volksagen“ zusammenfassen: die Volksagen erheben den ernstgemeinten Anspruch, Wirklichkeit zu geben, sie verlangen von ihrem Hörer Glauben, sie sind Geschichten, die ein Geschlecht dem andern zur Belehrung über all das Wunderbare erzählt, das uns umgibt. Die Jungen hören den Alten halb gläubig, halb zweifelnd zu, und diese unsichere Stellung den Sagen gegenüber schadet ihrem Weiterleben noch nichts; im Gegenteil: daß niemand so recht weiß, ob

sie eigentlich wahr oder „erlogen“ sind, erhöht nur die Spannung und das Grausen. Ist jedoch der Glaube an eine Sage einmal endgültig verschwunden, so hat sie in ihm ihr Lebenselement verloren und wird vergessen.

Der Anspruch, Wahrheit zu geben, stellt die Sagen neben die Legenden, die sich das Volk aus dem Leben seiner Heiligen und Frommen erzählt; er scheidet sie dagegen grundsätzlich von den Märchen. Denn die Geschichten, wie sie etwa die Brüder Grimm in ihren „Kinder- und Hausmärchen“ gesammelt haben, verlangen ihrer ganzen Form nach keinen andern Glauben als jeder Kunstroman; sie sind auch für das erzählende Volk „erfundene“ Geschichten und wollen nur der zeitkürzenden Unterhaltung dienen.

Aus diesem Unterschied in der subjektiven Stellung zur Wirklichkeit erklären sich die großen Verschiedenheiten des Sagen- und Märchen-Stils. Die Sage, die nichts will, als ein Geschehenes treu berichten, ist sachlich, kurz und klar und geht ohne Umschweife gerade auf ihr Ziel; der Märchenerzähler, der vor allem unterhalten will, gibt seiner Geschichte eine möglichst anmutige Form und malt jeden Nebenumstand behaglich und anschaulich aus. Das Märchen spielt gern in einer idealen Zeit („als das Wünschen noch geholfen hat“) und in einem idealen, namenlosen Land; die Sage braucht, um Glauben zu finden, genaueste Bestimmtheit, sie spielt meistens nahe am Wohnort des Erzählers und seiner Zuhörer, in einer Gegend, die alle Beteiligten kennen, und in einer Zeit, die selten weiter als zwei oder drei Generationen zurückliegt; sie stärkt dazu ihre Glaubwürdigkeit gern durch die genaue Angabe des Weges, auf dem die Geschichte dem Erzähler zu Ohren gekommen ist: „dat hett he mi sülwst vertellt, un dat wull de ole Suhr wol nich lögen“. — Die Personen der Volks Sage sind darum auch nicht die Könige und Prinzen und Prinzessinnen so vieler Märchen, sondern einfache, oft mit ihrem Namen genannte Leute

aus dem Volk: ein beerenlesendes Weib, ein einsamer Hirt, ein Bauer, der nachts allein noch über Land mußte; besonders oft wird noch hinzugefügt, der Betreffende sei damals gerade etwas betrunken gewesen, und man glaubt dann gern, daß er mehr erlebte als ein anderer. Während im Märchen das ganze Interesse auf den Menschen, den idealen „Helden“ geht, der durch alle Not und Anfechtung endlich zu Glück und Ehren gelangt, hat die Sage ihren Schwerpunkt im Ereignis, der Mensch kommt für sie nur so weit in Betracht, als er das Ereignis erlebt, sie braucht keinen Helden. Sie braucht darum auch nicht das glückliche Ende, ohne das es im Märchen nicht abgeht; und damit kommen wir auf den wichtigsten Unterschied zwischen den beiden Erzählungsarten: die ganze Stimmung der Welt und dem Leben gegenüber. Ein Beispiel wird uns das am besten deutlich machen:

Aus dem Buch der Richter im Alten Testament kennen wir die Geschichte von der Tochter Jephthas, die ihr Vater, ohne es zu wissen, seinem Gott Jahve zum Brandopfer versprach. „Gibst du die Kinder Ammon in meine Hand, was zu meiner Haustür heraus mir entgegengehet, wenn ich mit Frieden wiederkomme von den Kindern Ammon, das soll des Herrn sein und wills zum Brandopfer opfern.“ Jephthah erringt den Sieg; aber wie er heimkommt, „siehe, da gehet seine Tochter heraus ihm entgegen mit Pauken und Reigen, und sie war sein einziges Kind und er hatte sonst keinen Sohn noch Tochter“. Da zerreißt Jephthah zum Zeichen des Schmerzes seine Kleider, aber er bleibt seinem Gotte treu und erfüllt sein Gelübde. — Ähnliche Geschichten begegnen uns in den deutschen Sagen und Märchen. In den Sagen ist der Verlauf meistens so: ein Mann ist in Schulden geraten oder in irgendeiner andern Bedrängnis, da erscheint ihm ein Geist und verspricht, ihm zu helfen; doch fordert er dafür das, „was hinter seiner Haustür steht“, oder „was er zu Hause nicht kennt“. Der Mann versprichts ihm und findet daheim hinter der Haustür sein

Töchterchen, oder seine Frau hat ihm, während er fort war, einen Sohn geboren. Da ist das Unglück groß, aber es gibt keine Rettung; über kurz oder lang stellt der Geist sich ein und holt sich das Versprochene (vgl. Kap. 8: Der Fischer und der Wassermann). — Das Märchen kann die Geschichte so, wie sie bei Jephthah oder in der Sage erscheint, nicht brauchen; es gibt ihr einen völlig anderen Schluß. Entweder (vgl. Die Nixe im Teich, Nr. 181 der Grimmschen Märchen) wird der verkaufte Sohn zwar nach Jahren von der Nixe wirklich geholt, dann aber von der liebenden Frau durch Opfergaben wieder losgekauft; oder der Geist kommt, durch Zaubermittel gehemmt, gar nicht an das Versprochene heran (vgl. Der König vom goldenen Berg, Nr. 92 und Das Mädchen ohne Hände, Nr. 31); oder die Geschichte bekommt dadurch einen befriedigenden Ausgang, daß der das Opfer heischende Geist gar kein Unhold, sondern in Wahrheit ein verwunschener Märchenprinz ist, der durch das gekaufte Mädchen seine menschliche Gestalt wiedererlangt (vgl. Das singende, springende Löwenederchen, Nr. 88); oder endlich der im Mutterleib verkaufte Sohn wird Priester, macht sich mit Kreuz, Kerze und Weihwasser auf den Weg zur Hölle und erzwingt sich vom Teufel selber den Verkaufskontrakt zurück (vgl. die weitverbreitete, besonders bei den slawischen Völkern beliebte Märchenlegende vom 'Räuber Maden' oder vom Baum der großen Buße).

Hier läßt sich der Wesensunterschied zwischen Sagen und Märchen mit Händen greifen. In der Sage herrscht der strenge Glaube an eine sittliche Weltordnung: versprochene Schuld wird unerbittlich eingefordert, dagegen hilft kein Sträuben; und weil es in der Welt einmal so ist, so wird es auch nicht anders erzählt; denn es kommt der Sage nicht darauf an, eine schöne Geschichte zu erzählen, sondern etwas, das „wirklich so geschehen ist“. Das Märchen kümmert sich nicht um die wirkliche Welt; es fabuliert sich einen erfreulichen Schluß hinzu, um der poetischen Schönheit willen,

im Sinne eines aller Tragik abgeneigten, das Heitere liebenden Genießens.

So tritt auch sonst der optimistischen Stimmung des Märchens in der Sage eine wesentlich pessimistische gegenüber. Die Sage endet mit der freudlosen Wirklichkeit: die gefangene Trude ent-
schlüpft, die Erlösung der armen umgehenden Seele mißlingt, der Kobold verläßt den Dienst, die Zwerge ziehn ab, der beinah schon gehobene Schatz versinkt; oder sie endet mit Schrecken, Krankheit und Tod. Und wie schon beim Jephthamotiv zeigt sich in den Sagen immer wieder, wie unbedingt das Volk, wo es vom wirklichen Leben erzählen will, mit der moralischen Gesetzmäßigkeit alles Geschehens rechnet; denn dieser Ausgang wird fast stets durch die Schuld der Menschen selber, durch ihre Dummheit oder Bosheit, herbeigeführt: sie verdienen es eben nicht besser, und jeder ihrer Frevel rächt sich mit unvermeidlicher Notwendigkeit.

Die Gegenüberstellung von Sagen und Märchen hat vielleicht den Eindruck erweckt, als lägen alle Vorzüge auf der Seite des Märchens. In der Tat hat die Volks Sage nicht die reiche dichterische Form des Märchens, auch nicht seine kindlich heitere Weltverklärung; und doch liegen Werte in ihr, die sie vor allen andern Arten der Volksdichtung auszeichnen. Sie hat keine bewußte künstlerische Form, sie weiß selber nur von ihrem Inhalt; aber gerade daß sie nur bescheiden dienend diesen Inhalt vorträgt, gibt ihr eine Natürlichkeit der Sprache und eine durchsichtige Klarheit des Aufbaus, an der unsere auf das Einfache und Innerlich-Wahrhafte gerichtete Gegenwart ihre Freude haben kann. Das ist die „schuldfreie Armut“, von der die Brüder Grimm in der Einleitung zu ihrer Sammlung sagen, sie sei eher eine „Armutseligkeit“ zu nennen.

Wie durch die Form, so führen uns die Volks Sagen auch durch ihren Inhalt an die Wiege aller erzählenden Dichtung. Wir beobachten in ihnen die dichtende Phantasie im ersten Kindheits-

zustand: sie ist noch ohne Selbstbewußtsein, sie weiß noch nicht, daß sie es ist, der die Dinge der Wirklichkeit ihre dichterische Umformung verdanken. — Und damit steht auch ein ästhetischer Reiz im engsten Zusammenhang: das Märchen, als bewußte Dichtung, lebt in einer ihm eigenen Welt, in der alles Wunderbare seine ausreichende Erklärung findet; in der Sage dagegen spielt das Übersinnliche immer wieder in den schlichten Alltag des Lebens hinein, und diese unlösbar innige Durchdringung von Phantasie und Wirklichkeit gießt über die Welt der Sagen ein geheimnisvolles Zwielicht aus, das dem Empfänglichen fast noch lieber ist als die über dem Märchenland strahlende Wundersonne.

Der Hauptwert der Volksagen liegt aber noch nicht in ihrer ästhetischen Wirkung, er liegt vielmehr darin, daß sie uns von der Gedanken- und Gefühlswelt unseres deutschen Volkes ein Gebiet aufschließen, das den Gebildeten sonst meistens verschlossen bleibt. Denn besser als die Schwänke, Legenden und Märchen, von denen sich die meisten als heimatlose Wanderer bei einer ganzen Reihe von Völkern finden, führen uns die Sagen in die dämmerigen Tiefen des deutschen Volksbewußtseins. Sie sind zu ihrem größten Teil wirklich auf deutschem Boden gewachsen; und auch wenn der Stoff einer Sage vielleicht vor Jahrhunderten einmal aus der Ferne nach Deutschland kam, so hat unser Volk ihn sich doch bis in seinen tiefsten Kern hinein zu eigen gemacht. An Novellen, Schwänken und Märchen mögen zuweilen noch die Spuren fremdländischer Herkunft haften; wenn aber eine Geschichte einmal als ernstgemeinte Sage erzählt wird, so hat sie damit die letzte Stufe der Angleichung erreicht, ist in das Denken und Fühlen des Volkes restlos eingegangen. So haben wir in den deutschen Sagen ein Mittel, unser Volk bis in seine tiefste Seele hinein kennen zu lernen. — Oder, da wir doch alle eines Blutes und Glieder des einen Volkes sind: in der Beschäftigung mit den deutschen Volksagen steigen wir in uns selber hinab, zu den verbor-

genen Wurzeln unsres Seins, leuchten hinein in längst vergessene dämmernde Tiefen. Denn wir alle haben noch ein Stück von jenem kulturlosen, kindlich-schöpferischen Sinn in uns, dem das Grauen der Nacht und das leise Rinnen der Einsamkeit und alle Wunder des Waldes und der Welt um uns her sich zu lebendigen Gestalten verdichten möchten. Wir alle haben es in uns; denn wir sind alle daraus hervorgewachsen.

Das vorliegende Buch möchte allen, die für das Dichten und Fühlen unseres Volkes ein Herz haben, den Weg in das geheimnisvolle Land seiner Sagen öffnen. Den Mythologien gelang das nicht, weil sie auf die Darbietung des Materials verzichteten, den Sagensammlungen nicht, weil sie sich auf das Material beschränken und seine Durcharbeitung dem Leser überlassen. Darum suchte ich in meinem Buch die Vorzüge beider zu vereinigen: mein Buch ist eine Sagensammlung; es führt die Sagen selber vor. Es kommt aber zugleich durch seine Anordnung und seinen erklärenden und verbindenden Text dem Erkenntnis suchenden Leser möglichst weit entgegen.

Ich wählte Sagen möglichst aus allen Teilen Deutschlands, das dabei jedoch heute weniger als je als politisches Gebilde genommen werden darf: für mein Sagenbuch reicht Deutschland, „soweit die deutsche Zunge klingt“, und umfaßt nicht nur selbstverständlich die uns jüngst entrissenen Grenzlande, sondern auch z. B. Osterreich, Siebenbürgen, die Schweiz und Luxemburg. — Ich wählte Sagen möglichst aus allen Gebieten des Volksglaubens. Die geschichtlichen Sagen dagegen blieben beiseite; sie sind zu einem großen Teil bereits im dritten Bande dieses Werks besprochen worden. — Ferner war mein Bestreben, möglichst die Gegenwart zu Wort kommen zu lassen: die angeführten Sagen stammen alle, soweit nicht etwa anderes eigens bemerkt ist, aus dem neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert.

Ich entnahm die Sagen den zahlreichen Sammlungen, deren Liste den Schluß meines Buches bildet. Ein wortwörtlicher Abdruck erschien mir dabei nicht als meine Aufgabe. So mancher Sammler ist nämlich nicht imstande gewesen, die Sagen genau so wiederzugeben, wie er sie vom Volk erzählen hörte, oder er hat das auch gar nicht für erstrebenswert gehalten. Er kleidete sie vielmehr in das papierne Gewand einer „literarischen“ Sprache, das gerade diesen schlichtesten aller Volkserzählungen schlecht ansteht, und schmückte sie wohl gar mit allerlei gefühlvollen Zutaten nach eigenem Geschmack. Wo mir auf diese Weise die Form der Sagen zu ihrem Wesen in allzu grellem Widerspruch zu stehen schien, habe ich versucht, die Gewaltigkeiten und Auswüchse des Stils zur schlichten Sprechsprache aufzulösen. Daß ich dabei den Inhalt unangetastet ließ, brauche ich kaum zu erwähnen.

Für die Anordnung zerlegte sich der Stoff von selber in drei Hauptteile: Der erste (Kapitel 1 bis 4) umfaßt die Sagen, die vom Menschen erzählen, zuerst von seiner Seele, die den lebenden Leib im Schlaf verläßt, und daran organisch sich anschließend von Truden und Hexen, vom Zauberer, Freischützen und Werwolf; dann von den Toten und ihrem Spuk, auf dem Friedhof, im Berg und im Wind. Der zweite Hauptteil (Kapitel 5 bis 9) handelt von den selbständigen Gestalten des Volksglaubens, den Zwergen, Kobolden, Wald- und Wassergeistern und von einigen geheimnisvollen Tieren. Der dritte Hauptteil (Kapitel 10 bis 12) bringt Sagen, die für das erzählende Volk selbst in das Gebiet der Geschichte fallen, von den Wesen, Taten und Ereignissen der fernen Vergangenheit; er handelt zuerst von den Riesen und Räubern, dann von den großen Freveln, deren Strafe, als Versteinerung oder Untergang, in ihren Spuren noch heute mahnend in die Gegenwart hineinragt. Zu den Sagen von untergegangenen Orten stellen sich die von versunkenen Schätzen und Glocken. Ein letztes, dreizehntes Kapitel endlich handelt kurz

vom Teufel. Der Teufel ist heute oft an die Stelle anderer Gestalten des Volksglaubens getreten und gibt darum zu einem flüchtigen Rückblick über die vorausgegangenen Gruppen Anlaß; seine eigensten Geschichten gehören dagegen schon in zwei andre Klassen von Volkserzählungen: zu den Legenden und vor allem zu den Schwänken, die beide nicht mehr im Rahmen unsres Sagenbuches liegen.

1. Von der Seele und den geheimnisvollen Kräften der Lebenden

Wie das Mäuslein trinken ging. Ein Mann und sein Weib lagen einmal nachts in ihren Betten. Da fing es den Mann unmäßig an zu dürsten und er klagte es seinem Weibe. Da sagte die: „Laß doch sein, ich hab kein Wasser da.“ Nach einiger Zeit wollte das Weib, das nun nicht mehr schlafen konnte, wieder mit dem Manne reden, aber der gab ihr keine Antwort. Sie glaubte, er sei eingeschlafen, geriet aber in große Angst und versuchte ihn aufzuwecken. Sie rief ihn und rüttelte ihn, aber es half alles nichts. Da machte sie Licht und sah zu ihrem Schreden, daß der Körper tot dalag. Und in diesem Augenblick schlüpfte eine kleine Maus zum offenen Kammerfenster herein und froch dem Mann in den Mund. Da kam er gleich wieder zum Leben und hatte gar keinen Durst mehr. Die Maus war die Seele des Mannes, sie hatte seinen Leib verlassen und war trinken gegangen.

Die Maus im Pferdeschädel. Zwei Bauernjungen waren mit ihren Pferden nachts auf der Weide. Sie hüllten sich in ihre Decken ein und der eine von ihnen fiel in tiefen Schlaf. Da sah der andere aus dem Mund des Schläfers ein kleines schwarzes Tier hervorkommen und in den Rachen eines Pferdekopfes kriechen, der neben ihnen im Grase lag. Nachher kam das Tierchen zurück und schlüpfte wieder in den Mund des Schläfers; da wachte der auf und sagte zu seinem Kameraden: „O, was für einen schönen Traum habe ich gehabt! Ich bin in einem Hause gewesen, das war schöner als alles, was ich bis jetzt gesehen habe.“ Da sagte der andere: „O, da bist du ja in einem schönen Palaste gewesen. Dein Geist war in dem Pferdekopf da. Ich habe ihn selber gesehen, wie er als schwarzes Tier da ein- und aus- schlüpfte.“ —

Die Vorstellung, die in diesen beiden Sagen zu Worte kommt, ist uralt und auch heute immer noch im Volksglauben lebendig: in jedem von uns wohnt, für gewöhnlich unsichtbar in unserem Leib verschlossen, ein geheimnisvolles Wesen, die Seele; alles, was wir tun, wenn wir leben und uns bewegen und handeln, ist ihr Werk, denn ohne Seele liegt der Leib regungslos und wie tot, z. B. manchmal wenn wir schlafen. Da hat die Seele unseren Leib verlassen und geht auf Reisen, und was sie da erschaut und erleidet, sind unsere Träume. Am Morgen kehrt sie wieder in ihr Körperhaus zurück; dann wachen wir auf. — Es gelingt nicht oft, eine Seele bei ihrem Treiben außerhalb des Leibes zu beobachten; sie erscheint dann gewöhnlich als Maus, andere sahen sie aber auch schon in anderer Gestalt: als Rauchwölklein, als Feder, als Hummel, als Schlänglein oder als Kröte.

Erzählungen solcher Träume von gesunden Menschen sind in unseren Sagen verhältnismäßig selten. Meistens ist es ein trauriges Verhängnis, eine Art Krankheit, die den Menschen zwingt, seine Seele des Nachts auf Reisen zu schicken. Das sind die Mahrten oder Truden, unglückliche Mädchen — aber auch von Männern wird es gelegentlich erzählt —, die allnächtlich, meist von zwölf bis eins, mit offenem Munde wie tot daliegen; ihre Seele geht dann „drucken“, sie legt gedankenschnell oft meilenweite Wege zurück und sucht sich ein Opfer, einen Schläfer; auf den stürzt sie sich als lastender Alp, daß er ächzend, sonst aber regungslos daliegt und den Alptraum leidet.

Das weiße Mäuschen. Ein junger Mensch in Hirschhorn in Hessen wurde allnächtlich vom Alp heimgesucht. Seine Mutter konnte es zulezt nicht mehr mit ansehen und suchte Rat dagegen. Sie verabredete mit ihrem Sohn, er solle ihr ein Zeichen geben, wenn der Alp komme. Und als er abends im Bett lag, breitete sie ein weißes Tuch über ihn und hielt sich in der Nähe. Nicht lange, so schlüpfte der Alp durchs Schlüsselloch herein, der

Sohn gab das Zeichen und war im selben Augenblick auch schon seiner unmächtig, fing an zu seufzen und zu wimmern. Da sprang die Mutter hinzu, schlug rasch die vier Zipfel des weißen Tuches zusammen und legte es in eine Schublade der Kommode. Den Schlüssel ließ sie stecken. Zugleich atmete ihr Sohn tief auf, als ob eine zentnerschwere Last von seiner Brust genommen sei; da wußten sie, daß es ihnen geglückt war, den Alp zu fangen. — In derselben Stunde aber starb in Erbach plötzlich ein Mädchen, ohne daß man wußte, was für eine Krankheit es gehabt haben könnte. Es wurde gekleidet und auf die Bahre gelegt und sollte begraben werden. Da traf es sich, daß der Bursche in Hirschhorn, der schon zwei Nächte vom Alp frei geblieben war, am dritten Tage zufällig den Schlüssel von der Schublade abzog, worin das Tuch lag. Sogleich schlüpfte ein weißes Mäuschen aus dem Schlüsselloch und lief zur Tür hinaus. In Erbach wollte man eben den Sarg des Mädchens schließen; da fuhr ein weißes Mäuschen zur Tür herein und in den Mund der Toten, welche alsbald die Augen weit öffnete und nicht wenig erstaunt war, sich im Sarge zu finden.

Das Rodenmädchen. Eine aus der Rodenstube von Lixenlöfering in der Oberpfalz ging beim Heimgehen, wenn der Mond schien, aufs Druden. Sie lehnte ihren Roden an die Wand eines nahen Hauses und ließ ihren Leib dabei stehen, die Seele aber ging hinein und quälte einen der Schlafenden. Währenddessen zog einmal ein Wanderer vorbei, der redete sie an; und da er keine Antwort bekam, trat er auf sie zu und rührte sie an. Da fiel der Leib zusammen und war tot. —

Was aber erlebt der vom Alp Gequälte? Ein Schweizer Kaplan ließ sich das von einem, der es nur zu gut kannte, folgendermaßen beschreiben: Das Toggi — so nennt man in der Schweiz das unheimliche Alpwesen — kommt während der Nacht, wo der Mensch im Schlaf und zwar auf dem Rücken liegt. Die Ungefal-

lenen werden von einem ungeheuren Gewicht gedrückt, als wenn Felsblöcke auf ihnen lägen. Das Loggi setzt sich ihnen auf das Herz und der arme hilflose Mensch fühlt und hört und scheint ganz wach zu sein, aber er liegt regungslos da und kann weder Hand noch Fuß bewegen. Sein Atem stockt und mancher hat schon vor Schwere und Atemnot den Geist aufgegeben. Zum Glück dauert es gewöhnlich nur einige Minuten. Nach der Befreiung fährt der Mensch auf und holt Atem, nicht selten mit einem Angstschrei, und ist dann gewöhnlich noch mehrere Stunden lang wach, unruhig und scheu.

Aus diesem hier noch ganz realistisch geschilderten Erlebnis wachsen nun die verschiedensten Sagen hervor: Da hat einer einmal die Kraft gehabt, im Augenblick, wo die Trude über ihn kam, zuzugreifen, und was er faßte festgehalten. Bei Lichte besehen war es zwar nur ein Strohhalbm aus seinem Lager oder eine Feder aus seinem Rissen, aber das war gewiß nur eine neue Gestalt der Quälerin, und die war damit in seine Macht gegeben. — Zwischen der Seele und dem Leib des Quälenden gibt es geheimnisvolle Beziehungen. Was man der einen antut, davon findet man am nächsten Morgen an der anderen die Spuren; oft ist der Leib, der während der Aupfahrt der Seele doch irgendwo tot liegen mußte, auch gänzlich vergessen: die Trude geht leibhaftig, nur in irgendeiner Verwandlung oder unsichtbar, aufs Drücken aus und kann daher auch leibhaftig gefangen werden. — Solcher Trudengeschichten werden in ganz Deutschland unzählige berichtet; der Glaube an den unheimlichen Beruf der Drückerinnen lebt noch heute überall im Landvolk und das rätselhaft quälende Erlebnis des Auptraums gibt ihm immer wieder neue Nahrung.

Das Doggi. Eine eigene Affäre hat einmal der alte Winkler in Montavon mit dem Doggi gehabt. Winkler ist nun längst gestorben, er war aber bei Lebzeiten ein baumstarker Mann. Er

erwartete einmal eines Abends das Doggi und sagte daher zu seinem Weibe: „Heut leg dich zum Ofen und halt ein Licht bereit, ich leg mich ins Bett und erwarte das Doggi. Wenn es dann kommt, so pack ich's, und du komm dann schnell mit dem Licht herbei, wie denn das Ding ausschaut.“ Winkler legte sich ins Bett und sein Weib zum Ofen. Nach einer Weile kam wirklich das Doggi zu Winklers Bett und krabbelte vom Fußbrett des Bettes hinauf zu Winklers Brust. Der aber nicht faul, ergreift es mit beiden Händen und merkt sogleich, daß er es an zwei großen Zöpfen erwischt hat; und ruft dem Weib. Als aber das Weib mit dem Licht zum Bett kam, da vermochte Winkler das Doggi mit aller Gewalt nicht mehr zu halten und mußte es laufen lassen. Es huschte windschnell zur Türe hinaus und man sah noch, wie es seine zwei fliegenden Riesenzöpfe auf der eilenden Flucht um die Türpfosten schlug.

Fluchen vertreibt das Schrättele. Das Schrättele kam zu einem Knecht meiner Mutter in Gestalt einer schwarzen Henne durchs Kammerfenster herein; es hupfte langsam gegen die Bettlade des Knechtes zu und sprang dann in einem Satz auf dessen Brust. Hätte er einen Bettzipfel erwischt oder das Kopfkissen in die Kammer hinwerfen können, so wäre ihm das Schrättele nicht auf den Leib gekommen. So aber blieb dem Burschen nichts übrig als einen kräftigen Fluch auszustoßen. Mit vieler Mühe brachte er einen hervor und richtig lief das Schrättele davon. Denn vor dem Fluchen hat alles Ungerade Respekt und kanns nicht hören.

Die Mahrt im Siebrand. Ein junger Bursche wurde allnächtlich von der Mahrt geritten und hatte dabei so entsetzliche Schmerzen auszustehen, daß er auf ein Mittel sann, den Plagegeist loszuwerden. Zu dem Zwecke hielt er sich eines Nachts mit Gewalt wach und ging, als die Zeit gekommen war, wo die Mahrt sich einzustellen pflegte, schnell zur Türe und ver-

stopfte das Schlüsselloch mit Wachs. Dann legte er sich zu Bett und schlief ein. — Als er am andern Morgen aufwachte, stand vor seinem Bett ein großer Siebrand, darin saß ein nacktes Mädchen. Er holte die Mahrt aus dem Siebrand und fragte sie, warum sie ihm so viele Qualen zugefügt habe. Da begann das Mädchen bitterlich zu weinen und sagte, es sei ihre Schuld nicht, daß sie als Mahrt die Menschen reiten müsse. Da sagte der Bursche: „So versprich mir wenigstens, daß du mir fortan Ruhe lassen willst.“ Aber das Mädchen klagte, auch das sei ihr nicht möglich; zu wem es sie ziehe, den müsse sie drücken — „aber laß mich nun frei, meine Mutter verlangt schon nach mir!“ „Wo wohnt denn deine Mutter?“, fragte der Knecht verwundert. — „Über hundert Meilen von hier.“ — „So mach nur schnell, daß du zu ihr kommst; die Tür ist offen.“ Da sagte das Mädchen: „Das nützt mir nichts. Durchs Schlüsselloch bin ich gekommen und durchs Schlüsselloch muß ich auch wieder fahren.“ Da graute dem Burschen davor, noch länger mit der Mahrt in einem Zimmer zu sein, und er tat das Wachs fort. In demselben Augenblick saß das Mädchen auch schon wieder im Siebrand und sauste damit durch das Schlüsselloch. Neugierig lief der Knecht ihr nach, aber er hörte sie nur noch hoch oben aus der Luft ihm zurufen: „Hörst du nicht? Jetzt ruft meine Mutter: Kufusäj!“ Das mag wohl der Name des Mädchens gewesen sein. Der Bursche hat aber seit der Zeit nie wieder von der Mahrt zu leiden gehabt.

Eine Mahrtenehe. Zwei Knechte schliefen zusammen in einer Kammer und einen von ihnen ritt der Mahrt so oft, daß er endlich seinen Kameraden bat, wenn er das nächste Mal wiederkäme, möge er das Astloch in der Kammertür verstopfen, daß sie den Mahrt fingen. Als er nun das nächste Mal im Schlafe jämmerlich ächzte und stöhnte, tat der andere wie er gebeten war, und rief seinen Gesellen beim Namen. Da wachte der auf und faßte schnell zu und hatte einen Strohhalm in der Hand; den hielt er trotz alles

Krümmens und Windens so lange fest, bis der andere das Astloch verstopft hatte. Dann legte er den Strohalm auf den Tisch, und dann schliefen sie beide bis zum Morgen. — Als sie aufwachten, sahen sie ein schönes Mädchen hinter dem Ofen und entzweiten sich fast darüber, wem sie gehören solle. Der das Astloch verstopft hatte, meinte, sie müsse ihm gehören, denn hätte er das nicht getan, so wäre sie gewiß noch entwichen; der andere aber sagte, sie gehöre ihm, denn er habe sie ja gefangen. Endlich gab der erste nach und der zweite heiratete das Mädchen. Sie bekamen Kinder und lebten recht glücklich zusammen. Aber die Frau drang oft in ihren Mann, er möge ihr doch das Astloch zeigen, durch das sie hereingekommen sei; es lasse ihr gar keine Ruhe, bis sie das gesehen. Der Mann widerstand lange Zeit allen Bitten. Aber einmal bat sie ihn doch so inständig und sagte ihm, sie höre ihre Mutter in England die Schweine locken, sie möchte sie nur noch ein einziges Mal wiedersehen — daß er weich wurde und nachgab. Da ging er mit ihr hin und zeigte ihr, wo sie hereingekommen war; aber augenblicklich flog sie da auch wieder hinaus und ist nie wiedergekommen.

Nicht nur der Mensch, auch das Vieh hat unter dem unheimlichen Nachtbesuch zu leiden, und zwar sind es gerade die schönsten Tiere im Stall, die der Alp quält. Er nimmt den Kühen die Milch und macht, daß die Pferde die ganze Nacht schlagen und schnaufen, und oft stehen sie dann am Morgen, schweißbedeckt, das Mähnenhaar zu wirren Zöpfen verfißt, an ihrer Krippe.

Das Federlein. Bei einem Bauern im Bilstale in Niederbayern war es im Pferdestall längere Zeit nicht recht geheuer. Einmal fingen des Nachts alle Gäule an zu wiehern und zu stampfen, als würden sie recht gemartert, ein andermal waren alle ledig und standen verkehrt in ihrem Stand, ein drittes Mal waren ihnen die Mähnen geflochten usw. Endlich ging der Bauer

zu seinem Nachbarn, der ein kluger und verständiger Mann war, und fragte ihn um Rat. Da meinte der, das könne gar nicht anders sein, als daß die Trud da im Spiele sei. Darum solle er auf jedes verdächtige Zeichen wohl merken, und wenn er etwas Unrechtes fände, solle er es auf der Stelle verbrennen. Des andern Tags ging nun der Bauer bereits in aller Frühe in den Pferdestall und hielt Umschau. Da sah er, daß dem Rappen wieder die Mähne geflochten war und auf dem Rücken lag ihm ein weißes Federlein. Das nahm der Bauer, wohl etwas zaghaft, und warf es in den Ofen, in dem bereits ein lustiges Feuer prasselte. Als dann die Dienstboten sich um den Tisch zur Morgensuppe versammelten, fehlte eine Dirne. Man suchte nach ihr im ganzen Hause herum, aber nirgends war sie zu finden, und auch später hat sie niemand mehr gesehen.

Wer nachts „drüden geht“, gilt darum noch nicht für schlecht, sondern eher für beklagenswert; denn der Hang dazu ist ihm angeboren, er selber hat keine Schuld daran. Alle in der Gallwoche (um den 16. Oktober) geborenen Mädchen, alle die Mädchen, die nach dem Tod eines nachgeborenen Schwesterchens wieder an die Brust gelegt wurden und durchsaugen mußten, werden Truden. Andere meinen, daß unter sieben Töchtern stets eine Trude sei, wie unter sieben Söhnen stets ein Werwolf; oder ein Mädchen werde zur Trude, wo die Mutter bei der Geburt, statt die Wehen christlich zu ertragen, den Teufel zur Hilfe rief, oder wo die Wehmutter sich eines Zaubermittels bediente. Wieder andere geben dem Pfarrer die Schuld; der sei bei der Taufhandlung nachlässig gewesen und habe nicht gesprochen: „im Namen des Vaters und des Sohnes“, sondern: „im Namen des Mahrtes und des Mondes“. — Und wenn nun so ein unglückliches Wesen von Herzen fromm und mitleidig gesinnt ist, so ist sie übel daran. Die Menschen und die Tiere mag sie nicht quälen, und doch ist der

Drang in ihr unwiderstehlich, sie fühlt sich von einer übermächtigen Gewalt getrieben und nimmt in ihrer Not wohl auch mit einem Baum vorlieb.

Zu Tode gedrückt. Auf dem Höhenhof bei Waldmünchen (Oberpfalz) heiratete der Bauer. Die Bäurin aber ging alle Nacht aus dem Bett und blieb mehrere Stunden aus. In seiner Eifersucht ging er ihr einmal nach und sah, wie sie immer geradeaus ging, bis zu einem Wald, der ungefähr eine Stunde vom Hof entfernt war. Dort nahm sie einen Baum in die Arme und drückte ihn eine Zeitlang; dann kehrte sie wieder heim. Er folgte ihr noch öfter, und weil sie immer das Gleiche tat und immer an dem gleichen Baum, so ließ er den Baum fällen und in den Hof fahren, damit die Bäurin nicht mehr so weit zu gehen brauche. — In der nächsten Nacht blieb er zu Bett, weil er meinte, seine Frau werde nicht lang ausbleiben, weil ja der Baum im Hofe lag. Die Bäurin aber kam nicht. Und wie es Tag wurde, stand der Bauer, den es nicht mehr ruhen ließ, auf, um nachzuschauen. Da lag die Bäurin tot auf dem gefällten Baum: sie hatte so lange druden müssen, als sie vorher zum Hin- und Hergehen gebraucht hatte, und hatte sich zu Tode gedrückt.

Der zitternde Eichbaum. Einen Kutscher zu Putbus auf Rügen ritt alle Nacht der Mor, so daß er ganz elend davon wurde. Da gab ihm einer an, er solle seine Hände mit grüner Seife bestreichen, dann könne er ihn festhalten. Das tat er auch; und als der Mor wieder kam, griff er zu. Da ist es ein junges Mädchen gewesen. Die bat ihn inständig, sie frei zu lassen. Er weigerte sich aber und sagte, sie würde dann nur jemand anders quälen; er wolle sie auf ein gefühlloses Wesen aufweisen, das könne sie reiten in alle Ewigkeit. Da flehte das Mädchen, er möge sie aufweisen wohin er wolle, nur nicht auf Stein und nicht auf Wasser. Da ließ er sich erbitten und wies sie auf einen Eichbaum, der stand bei dem Dorfe Neuendorf an der Stelle, wo

nun Lauterbach steht. Der Baum ist seit der Zeit verkümmert, und seine Äste haben beständig gezittert, auch wenn es so stilles Wetter war, daß kein Blatt sich regte. Der Erzähler selbst — er ist jetzt achtzig Jahre alt — hat in seinen jungen Jahren den zitternden Baum noch gesehen.

Die überlistete Hexe. Ein Bauernknecht zu Warbach in Baden wurde mehrere Nächte von etwas so gedrückt und geplagt, daß er am Morgen immer ganz erschöpft ausah. Als er es einmal seinen Hausgenossen klagte, riet ihm die Bäurin, er solle sich in der nächsten Nacht im Bett ein Messer mit der Spitze auf die Brust halten und darauf einen hölzernen Teller setzen. Der arglose Bursche wollte es auch so machen, aber sein Mitknecht redete ihm zu, da tat er den Teller unter das Messer und richtete das Messer mit der Spitze in die Höhe. — Gegen Mitternacht warf sich wieder etwas auf ihn und das war, wie sich gleich nachher zeigte, die Bäurin selbst, die hatte sich nun in das Messer gestürzt und so getötet. Da erkannte der Knecht, daß sie selber die Hexe war, die ihn immer so geplagt hatte, und daß er jetzt statt ihrer totgestochen wäre, wenn er ihren Rat befolgt hätte. —

Warum hat denn die Trudenhexe den Burschen töten wollen? In der Geschichte scheint es, als sei es einfach ihre teuflische Bosheit gewesen, die ihr den Plan eingab; ursprünglich aber ist es wohl anders gemeint: die unglücklichen Truden sehnen sich danach, von ihrem Gange befreit zu werden, und ihre Sehnsucht malt ihnen auch einen Weg: wenn es ihnen nur ein einziges Mal gelänge, jemanden ganz zu Tode zu drücken, so wäre ihr wahnsinniges Verlangen für immer gestillt. — Und auch davon gibt es allerlei Geschichten.

Wie eine Trude erlöst werden kann. Zu Dalmaßing in der Oberpfalz war bei einem Bauern eine hübsche, fleißige,

aber stille Magd in Dienst. Da merkten nach und nach die andern Mägde, daß sie jede Nacht fortging, niemand wußte wohin. Wie das dem Bauern gesagt wurde, nahm er die Dirn her und fragte: „Was heißt das mit deinem Herumstreunen bei der Nacht?“ Da tat sie einen schweren Seufzer und sagte: „Ach, meine Mutter hat mich als Kind dem Teufel verschrieben, nun muß ich alle Nacht als Hexe gehen.“ Das hat den Bauern so erbarmt, daß er sie frug, ob sie denn durch nichts erlöst werden könnte. „Ja,“ sagte sie, „wenn ich etwas Lebendiges zu Tode drücken dürfte, das mir aus gutem Herzen freiwillig geschenkt ist, dann wäre ich erlöst.“ Da hat der Bauer gleich gesagt: „Meine schönste Kuh darfst du nehmen.“ Am andern Morgen ist richtig die schönste Kuh im Stalle tot gelegen; aber die Magd war erlöst und war zum Dank so brav, daß sie dem Bauern immer lieber wurde und er sie zuletzt zur Frau nahm.

Mittel, wie man sich den Alp vom Lager halten kann, werden in großer Anzahl und Verschiedenheit angegeben. Da heißt es, man müsse auf der rechten Seite schlafen oder mit dem rechten Fuß zuerst ins Bett steigen, oder man müsse die ganze Nacht ein Licht in der Schlafkammer brennen. Nach dem Abendessen darf der Tisch nicht abgenommen werden, sondern Tischtuch, Schüssel, Löffel und Brot müssen darauf liegen bleiben; wenn dann über Nacht der Alp oder die Mahr kommt, und den gedeckten Tisch findet, so drückt er die Menschen nicht im Bett und das Vieh nicht im Stall. Besonders beliebte Schutzmittel sind der Trudenfuß und der Trudenstein. Der Trudenfuß, ein fünf-, sechs- oder siebenediges Sternzeichen, wird an Haus, Stall, Bett und Wiege angebracht, mit dem Messer ins Holz geschnitten oder mit Kreide gemalt, aber auch aus rotem Lichtmeßwachs nachgebildet und so an den gefährdeten Orten aufgehängt. Den Trudenstein dagegen muß man irgendwo finden; er ist ein Kiesel mit einem natür-

lichen Loch; wer einen solchen Stein gefunden hat, hängt ihn an einen Bettpfosten oder ans Fußende der Wiege, so ist der Schläfer vor dem unerwünschten Besuch gesichert.

Wie man die Trude in dem Augenblick, wo sie an ihre „Arbeit“ gehen will, erwischen oder verjagen kann, davon haben wir schon allerlei gehört. Wer rasch entschlossen zugreift und was er faßt um keinen Preis mehr los läßt, der hat sie in seiner Gewalt, ebenso wer ihr den Weg, auf dem sie in die Kammer kam, versperrt, denn sie darf auf keinem andern wieder fort; vor einem Fluch hat sie Respekt und was man ihr anwünscht, dem kann sie sich nicht entziehen. So raten manche, man müsse sie einladen, am nächsten Morgen wieder zu kommen, dann könne man sehen, wer denn eigentlich der Quälgeist sei. Ist die Trude aber einmal entdeckt, so läßt sie ihr Opfer fortan in Frieden.

Wie einer die Walriderste verwünschte. Ein Mann in Barnhorn, Kirchspiel Bisbeck (Oldenburg), hatte immer nachts die Walridersten. Er hörte sie oft kommen, konnte sie aber nicht abwehren. Wenn er mit seinem Stoß um sich schlug, fiel es mit einem Male auf ihn, so daß er sich nicht rühren noch regen konnte. Eines Abends nahm er seine Hechel und band sie sich auf die Brust, so daß die Zinken nach oben standen; aber als die Walriderste dann kam, war die Hechel umgedreht und stach ihn selber jämmerlich in die Brust. — Tags darauf klagte er einer Nachbarin sein Leid; da riet sie ihm, er solle nur abends scharf aufpassen und wenn die Walriderste komme, ihr entgegenrufen: „Ich wünsche, daß du alle Nacht auf einem Besenstiel reiten müßtest!“ Das merkte sich der Mann; und als er am nächsten Abend vermutete, daß die Walriderste schon in der Stube sei, da rief er schnell: „Ich wünsche, daß du alle Nächte auf dem höchsten Mastbaum reiten müßtest, der in der weiten See zu finden ist!“ — Da hörte er eine jammernde Stimme: „Oh, was hast du mich angeführt!“ Und die Walriderste ist nie wieder zu ihm gekommen.

Die drei weißen Gaben. Einmal ist die Trud zum Radlbauer Hansl im Dorf Ried bei Sterzing gekommen und ist von den Füßen der Bettstatt auf ihn drauf gehüpft, wie er selbst erzählt hat. Und da hat er seine rechte Hand ausgestreckt und hat Haare von ihrem Kopf derwischen und sie daran gehalten. Sie hat sich aber losgerissen und hat das Haar da gelassen. Und als der Hansl das Haar bei Licht besah, so waren es Strohhalme. — Endlich wurde dem Hansl die Kunst geraten, wenn sie wieder komme, so solle er sie auf den morgenden Tag bestellen und wenn sie dann sich einfinde, ihr die „drei weißen Gaben“ geben. Das tat er. Die Trud kam richtig ganz allein in die Kuchl zum Hansl, und er kannte sie recht wohl: Es war ein ganz sauberes Mensch aus Sterzing. Sie nahm die drei Gaben (weißes Salz, weißes Mehl und ein weißes Ei), aber er mußte sie ihr mit der linken Hand geben, und sie legte ihm Stillschweigen auf. Darauf hatte der Hansl vor der Trud für immer Ruhe. Der Salzburger-Franzl aber hats verplauscht. Der war damals zehn Jahre alt und diente im Radlhof. Jetzt ist er Wirtshauspächter. (1857)

Der Halfter. Im Kirchspiel Wildeshausen in Oldenburg dienten bei einem Bauern zwei Knechte, die schliefen in einem Bett. Der Großknecht, der vorn im Bette schlief, wurde ganz mager, obwohl er sonst gesund war. Als ihn nun einmal sein Mittknecht nach dem Grund davon fragte, da erzählte er ihm: jedesmal wenn sie abends zu Bett lägen, komme eine Walriderste und lege ihm einen Halfter an; dann sei er gleich in ein Pferd verwandelt und sie reite die ganze Nacht auf ihm. Da sagte der andere: „Wenn's weiter nichts ist — ich will mich wohl abends an deine Stelle legen; und wenn sie dann kommt, will ich schon mit ihr fertig werden.“ Der Großknecht war das zufrieden; sie sagten niemandem etwas, damit die Walriderste es nicht erfahre. Am Abend legte sich der Großknecht also hinten ins Bett und der

andere vorn. Der Großknecht schlief auch gleich ein; der andere aber schlief nicht, sondern legte sich nur ganz still hin. Nach einer Weile hörte er etwas kommen, und sowie die Walriderste bei ihm war und ihm den Halfter über den Kopf werfen wollte, griff er schnell zu und bekam den Halfter zu fassen und warf ihn der Walriderste über den Kopf. Da war sie sofort in ein Pferd verwandelt. Nun setzte er sich hinauf und jagte im Galopp zu einem Schmied und ließ das Pferd beschlagen. Dann ritt er wieder nach Hause, nahm den Halfter ab und ließ die Walriderste gehen. — Als sie nun am anderen Morgen aufstanden, wollte die Frau des Bauern gar nicht aus dem Bett; und als sie zuletzt vom Bauern mit Gewalt herausgehoben wurde, konnte sie nicht gehen, denn sie hatte Hufeisen an den Füßen. Da war die Frau die Walriderste gewesen. — Der Bauer ließ sich von dem Knecht erzählen, wie alles zugegangen sei. Da mußte der Knecht den Halfter hergeben; der Bauer legte ihn seiner Frau an und zog mit ihr als Pferd wieder zu dem Schmied, und der mußte ihr die Hufeisen wieder unterwegs ziehen. Den Halfter hat ihr der Bauer aber nicht wieder gegeben.

In dieser letzten sehr entwickelten Trudensage, die in den verschiedensten Teilen Deutschlands ganz ähnlich erzählt wird, begnügt sich die Trude schon nicht mehr damit, den Schläfer zu drücken, sondern sie verwandelt ihn durch ein Zauberband in ein Tier und reitet auf ihm. Damit übt sie Künste, die sonst den Hexen zugeschrieben werden. „Aus jungen Truden werden gern alte Hexen“, sagt man im Lechrain; Hexen und Truden werden in vielen Gegenden überhaupt nicht unterschieden; die Truden gelten dann nur als eine besondere Art von Hexen. Doch während durch die meisten Trudensagen etwas wie Mitleid mit den unglücklichen Mädchen und ihrem krankhaften Triebe durchklingt, erscheinen die Hexen als von Grund aus böse. Um ihre Mitmenschen quälen und necken zu können oder um sich auf Kosten anderer

zu bereichern, haben sie ihre Teufelskünste gelernt und Gott im Himmel abgeschworen und gelästert.

Wie die Truden gehen die Hexen des Nachts in verwandelter Gestalt, am liebsten als Katzen, zu den Menschen, denen sie Schaden wollen; wie die Trude in ihrem Siebrand fliegen sie auf einem Besenstiel oder irgend einem ähnlichen Reittier durch die Luft. Das Ziel ihres nächtlichen Rittes ist meistens die große Hexenversammlung: alljährlich in der Walpurgisnacht, nach anderen auch mehrmals im Jahr oder gar jeden Freitag, sammeln sich die Hexen auf irgendeinem oft weit entlegenen Berggipfel und halten dort ihre ausschweifenden Tänze und Gelage, bei denen oft der Teufel in eigener Person den Vorsitz führt.

Die Müllerin und der Mühlknecht. Eine Müllersfrau war eine große Hexe. Sie ging immer als Katze hinter ihren Gesellen her, und die waren töricht genug, sie nur mit gelinden Schlägen wegzutreiben. Dafür rächte sich dann die Müllerin und brachte alle Gesellen um, der Reihe nach. Hätten sie die Katze blutig geschlagen, so hätte die Müllerin ihnen nichts anhaben können. Zuletzt konnte der Müller keinen Gesellen mehr finden, der bei ihm dienen wollte; nur ein alter Mann meldete sich noch und wollte es versuchen: er sei ja doch schon alt und an seinem Leben sei nicht mehr viel gelegen. Da war der Müller damit einverstanden und der Geselle trat seinen Dienst an. — Einmal abends ging er auf den Hof und wollte Holz holen für seinen Ofen. Er wollte gerade ein paar Scheiter von dem Stoß herunternehmen, da sah er eine Katze, die legte ihre Pfoten auf das Holz und ließ es ihn nicht nehmen. Da rief er: „Halte die Pfoten weg!“ aber die Katze folgte nicht. Da hieb er mit seinem scharfen Beile zu und hieb ihr die eine Pfote ab. In dem Augenblick war die Katze verschwunden und anstatt der Pfote lag ein Menschenfinger am Boden, daran steckte ein Trauring und der Name darin.

war der Name des Müllers. Da merkte der Müller, daß seine Frau eine Hexe war und ließ sie tot „adern“.

Die gebrannte Hexe. Auf der Burg zu Erendegen in Luxemburg spukte es früher so arg, daß man keinen Bauern im Dorf mit allem Golde der Welt dahin hätte bringen können, auch nur eine Nacht auf der Burg zu schlafen. Endlich kam einmal ein Kerl ins Dorf, der erbot sich, auf die Burg zu gehen und da zu bleiben, so lange man es verlangte; nur müsse man ihm alles Nötige geben zum Kuchenbaden. Das bekam er auch und so zog er am Abend auf die Burg. — In einem der schönsten Zimmer machte er Feuer und begann gleich lustig zu baden. Und als er eben damit im Gange war, ging die Tür auf, und eine schwarze Katze kam herein und setzte sich neben das Feuer, als wenn sie sich wärmen wollte. Dann fragte sie ihn, was er mache. „Ich bade Kuchen.“ — Aber kaum hatte er das gesagt, so kamen noch sieben Katzen auf einmal durch die Türe, die fragten ihn ebenso, was er da mache, und er antwortete wieder: „Ich bade Kuchen.“ Da saßen sich die Katzen mit den Pfoten und fingen an zu tanzen, immer rund herum. Da füllte er die Pfanne mit Butter und wie die geschmolzen und recht heiß geworden war, goß er sie den Katzen aufs Fell und die waren sofort alle zusammen verschwunden. — Am anderen Morgen hieß es im Dorf, des Schuhmachers Frau sei am ganzen Leibe schwarz verbrannt. Da wußte der Soldat genug und sagte den Bauern, nun werde es auf der Burg nicht wieder spuken. Und das war auch so, denn die Katzen wagten sich nun nicht wieder hin.

Der verhexte Hase. Einst ging ein Jäger von Hasbach im Bergischen in der Nähe des Ortes auf die Jagd. Er war noch nicht lange gegangen, da sah er einen Hasen, legte an und schoß. Als sich aber der Rauch verzogen hatte, saß der Hase wohlgenut an der alten Stelle, drehte sich gelassen um und glogte den Jäger an. Der schoß zum zweitenmal, aber der Hase machte dasselbe

Manöver. Noch einmal schoß der Jäger, aber der Hase drehte sich nur wieder herum und sah den Jäger verwundert an. Da wirft der seine Büchse über den Rücken und geht heim und ist fest überzeugt, daß der Hase eine verwandelte Hexe gewesen ist.

Der Hexenspielmann. Ein Schulmeister aus Griesbach im Elsaß war einmal in einem Dorf in der Nähe zu lange beim Kindtauffschmaus geblieben und mußte nun nach Mitternacht noch über den Bastberg heimgehen. Als er gegen die Mitte kam, sah er die Spitze des Berges beleuchtet und hörte droben eine lustige Musik. Er stieg weiter, und ehe er es vermutete, war er auf dem Gipfel des großen Bastbergs. Da standen Tische, die waren reich beladen mit Speisen, und auch Flaschen und goldene Becher standen darauf; und auf dem freien Platz, allerobst, tanzten viele Herren und Damen. Einer aus der Gesellschaft reichte ihm einen Becher, den mußte er austrinken und dann bekam er eine Geige in die Hand, da mußte er sich zu den Musikanten stellen und aufspielen helfen. Er tat es auch und trank und geigte mit ihnen die ganze Nacht, aber es grauste ihm dabei die ganze Zeit und er wäre am liebsten fortgelaufen. — Als er am andern Morgen vom Hahnenfrähen in den Dörfern geweckt wurde, lag er müde und zerrissen auf einem Steinhausen. Zu seinen Füßen lag ein Pferdehuf und in der rechten Hand hielt er eine Kage; die kratzte und biß ihn und verlief sich dann mit tollen Sprüngen in den Reben.

Der Hexenritt in der Mainacht. Ein Schmiedegesell von Alfien, Kreis Cochem, freite an einem Mädchen aus Ulmen, die war eine Hexe. Einmal wollte er sie in der Mainacht besuchen, fand aber die Türe des Hauses verschlossen. Da sah er durchs Schlüsselloch und sah, wie drinnen Mutter und Tochter aus der Brandmauer ein Töpfchen nahmen und sich daraus das Gesicht bestrichen. Dann setzten sie sich auf einen Besen und fuhren mit den Worten: „Hui, über Hecken und Stauden!“ zum Schornstein hinaus. Der Schmied brach nun die Türe auf, nahm das Töpf-

den und fand eine Salbe darin; mit der bestrich er sich auch das Gesicht und sprach dann: „Hui, durch Hecken und Stauden!“ Da fuhr er zum Schornstein hinaus und einen langen Weg; aber weil er das Wort nicht richtig ausgesprochen hatte, ging's immer durch Hecken und Stauden, so daß seine Kleider ganz zu Fetzen wurden. Als die beschwerliche Reise zu Ende war, fand er viele Hexen versammelt und auch seine Geliebte und ihre Mutter waren darunter. Die erschrafen sehr, als sie ihn sahen, und die Tochter sagte: „Wie, bist du auch hier? Ich rate dir aber, setz dich ruhig hin und sprich kein Wort!“ Das tat der Schmied und war auf der Stelle eingeschlafen. Als er aufwachte, sah er von allem nichts mehr, nur eine goldene Kanne lag neben ihm, die hatten die Hexen wohl dort zurückgelassen. Er nahm sie mit und machte sich auf den Heimweg. Da merkte er aber bald, daß er in einem ganz fremden Lande war und die Sprache der Menschen dort gar nicht verstand. Er reiste ein ganzes Jahr und konnte den Rückweg in die Heimat nicht finden. Da gelobte er, wenn er seine Heimat noch einmal wieder sähe, wolle er Einsiedler werden, und als er dann noch ein Jahr gereist war, fand er sich wieder zurecht und kam heim und hat sein Gelübde auch gehalten.

Mit der Verwandlung in Tiere und dem Walpurgisritt sind aber die Künste, die man den Hexen nachsagt, noch lange nicht zu Ende. Sie verstehen sich auf alle Art von Zauber, sie können Wetter machen, können aus einem Handtuch Milch herausmelken und vieles andere. Viele dieser schweren Anschuldigungen sind wohl so zu erklären, daß die als Hexen verschrienen Weiber alte Zauberbräuche üben, die in früheren Jahrhunderten niemandem anstößig gewesen waren, wie das berühmte Handtuch-Melken, das fast immer, wenn von Hexen die Rede ist, unter ihren teuflischen Taten genannt wird.

Die jugendliche Melkerin. Auf einem Bauerngut bei

Ratingen in Luxemburg war einst die Bäurin zur Kirche gegangen. Der Bauer unterhielt sich mit seinem Töchterchen über Stall und Küche. Da erzählte ihm das Kind, sie könne schon melken, sie brauche dazu gar nicht einmal den Stall zu betreten, sondern sie könne die Milch aus dem Handtuch in der Wohnstube melken. Der Vater sagte, sie solle ihm das doch einmal zeigen. Da holte sie den Melkeimer und molk an dem Handtuch, daß der Eimer in kurzer Zeit voll war. Nun wollte sie aufhören, weil sonst die beste Kuh im Stall zuschanden gehen würde. Der Vater gebot ihr aber fortzumelken und sich um alles andere nicht zu kümmern. Das Mädchen gehorchte, holte einen anderen Eimer und molk weiter. Nach einiger Zeit hielt sie wieder an und sagte, nun sei die Kuh wirklich gefallen. Da lief der Vater zum Stall und sah seine beste Kuh verendet am Boden liegen. — Dieses Mädchen soll auch Mäuse gemacht haben, aber denen fehlten die Schwänze. Später ist sie mit anderen Hexen auf dem Hexenberge bei Gerresheim verbrannt worden.

So ohne weiteres ist diese Geschichte allerdings nicht zu verstehen. Aber wir haben aus Osterreich genauere Beschreibungen, wie denn dies Melken eigentlich gemacht wird: Hexen können die Milch, die eine fremde Kuh im Euter hat, aus den Zipfeln eines Grastuches heraus melken. Sie schleppen zu diesem Zweck das Grastuch auf der Wiese hin und her, auf der die Kuh zu weiden pflegt, hängen es dann auf einen Baumast und melken die herunterhängenden Zipfel. — Das erinnert stark an einen Brauch, der von den Tschechen berichtet wird: die Tschechen schmücken eine von ihren Kühen mit grünen Zweigen, bedecken sie mit einer reinen Decke und führen sie so aufs Feld an einen Kreuzweg. Dort nehmen sie nach Gebet die Decke ab, fangen darin den Tau des Wiesengrases und der Getreidesaaten auf und legen die Decke wieder auf die Kuh und führen sie dann nach Hause. Dort hängt man die Decke an einen Türpfosten auf, gibt ihr die Gestalt eines

Ruheuters mit vier Zihen und windet dann den Tau in ein Gefäß aus. Von dem auf diese Weise erlangten Tau mischen sie einiges in das Getränk der Rüche, wodurch diese gesund und milchreich werden sollen; mit einem anderen Teile waschen sich die Mädchen, um gesund und schön zu bleiben.

Vergleicht man diese Berichte untereinander, so ist es allerdings wohl einleuchtend, daß die Vorstellung vom Handtuchmelken der Hexen in dem gleichen alten Fruchtbarkeitszauber wurzelt. Die ganze Schuld der „Hexe“ ist ursprünglich nur, daß sie hartnäckig an einem frommen Brauche ihrer Vorfahren festhielt, den ihre aufgeklärtere oder wenigstens andersgläubige Zeit nicht mehr verstand oder verstehen wollte und als einen schädigenden und teuflischen Zauber verfolgte. Und ganz ähnlich steht es mit dem Vorwurf des Wettermachens: die Hexe übt einen Zauber, mit dem die früheren Geschlechter jahrhundertlang den ersehnten Regen heranzuloden glaubten; bei ihr aber wird es ein boshaftes Mittel, durch das sie ihren Feinden ein Gewitter über den Hals schickt.

Die junge Wetterhexe. Ein Mädchen von etwa zehn Jahren nahm einen Pfahl und rührte damit im Brunnen um-einander. Fragt sie der Nachbar: „Was tust du da?“ „Ha,“ sagt sie, „tut es meine Mutter auch; sie nimmt einen Steden und rührt damit im Brunnen hinum und herum, dann kommt das Wetter.“ Da wurden Mutter und Kind verbrannt.

Die überlistete Wetterhexe. Ein junger Bauer hatte ein Weib aus einem alten Hexengeschlecht zur Frau und wollte sie auf irgendeine Weise los werden; da drang er so lange in sie, bis sie ihm gestand, daß sie sich auf Zauberei verstehe. Nun fragte er sie, ob sie wohl ein Gewitter erregen könne, das an einer bestimmten Stelle einschlage, und die Frau bejahte das und erbot sich sogar, ihn sofort davon zu überzeugen. Der Mann nahm sie gleich beim Wort und bezeichnete einen dünnen Pflaumenbaum,

der solle bis in die Wurzel vom Blitz zerschmettert werden. Arglos machte sich die Frau ans Werk. Sie drehte sich im Baumhof unter allerlei Gemurmel und seltsamen Gebärden so lange auf einem Absatz, bis eine kleine Grube im Boden entstanden war. In diese Grube ließ sie ihr Wasser und ging dann murmelnd drum herum. Das Wetter war bis dahin ganz heiter gewesen. Jetzt aber stieg aus dem Grübchen von dem Wasser ein seltsamer blauer Dunst auf, bis die ganze Grube leer war. Da war auch schon der ganze Himmel mit dunklem Gewölk überzogen, das sich zusehends verdichtete. Der Mann fragte erstaunt, ob es nun bald einschläge, aber die Frau verneinte es mit einer Gebärde und ging weiter, murmelnd und immer schneller, um die Grube. Als nun der Donner schon zu rollen anfang, fragte der Bauer noch einmal: „Schlägt es nun bald ein?“ Noch nicht, bedeutete ihm die Frau und murmelte noch immer leise vor sich hin, blieb aber dabei vor der Grube still stehen. Nun begann ein schwerer Regen zu fallen, der Donner krachte gerade über ihnen und dem Mann wollte es schon unheimlich werden. Da rief die Frau: „Jetzt gleich!“ und rang erschöpft nach Atem. Auf diesen Augenblick hatte der Mann aber nur gewartet, er ergriff ein bereit gehaltenes Seil, das er vorher mit Weihwasser besprengt hatte, schlang es um seine Frau und band sie damit rasch an den Baum fest. Dann flüchtete er eiligst unter Dach. Kaum hatte er die Tür hinter sich zugeworfen, da gab es einen fürchterlichen Donnerkrach, ein Meer von Blitzen fuhr auf den Baum herunter und zerschmetterte ihn. Als dann der Bauer wieder heraustrat und nach seiner Frau sah, fand er nichts mehr von ihr als eine große stinkende Kohle. So wurde die Zauberin von ihrem eigenen Mann überlistet.

Wie wir im nächsten Kapitel sehen werden, fahren in Wind und Wetter die Toten über die Erde hin. Da nun andererseits das Gewitter mit seinen Stürmen Hexenwerk ist, und die Hexen

schon auf ihrem Walpurgisritt unsichtbar durch die Luft reiten, so liegt die Vorstellung nahe, daß auch die Hexe selber — oder ihr männliches Gegenstück, der Zauberer — im Gewitter oder im Wirbelwind verborgen sein kann.

Ein Hexengewitter. Bei Oggersheim in Baden währte einmal ein starkes Gewitter so lange, daß ein Jäger, der gerade auf der Landstraße ging, auf den Gedanken kam, es möchte wohl durch Hexerei entstanden sein. Er lud deshalb sein Gewehr mit einer geweihten Kugel und schöß mitten in die schwärzeste Wolke. Da fiel ein nacktes Weibsbild aus der Wolke tot auf die Erde und das Gewitter verzog sich augenblicklich.

Die Windsbraut. Jemand war unterwegs, da kam die Windsbraut daher. Er wurde zornig und rief: „Komm nur wieder, du Hexe!“ und warf sein Messer hinein. Da nahm der Wind ihn mit und führte ihn zweihundert Stunden weit und setzte ihn vor einem Wirtshause ab. Hier aber harrete seiner schon ein Mann, der nur ein Auge hatte, das andere war ihm ausgestochen. Der zeigte ihm sein Messer und sagte: „Schau her, was du mir getan hast!“ Er warnte ihn für die Zukunft und ließ eine Windsbraut kommen, die ihn wieder heimführte.

Hexenwerk. Zu Junglinster in Luxemburg war eine Hexe, die sagte einst zu ihrer Magd: „Gib acht, daß das Fett nicht verbrennt. Ich bin gleich wieder da. Ich muß nur noch einen in die Mosel stoßen.“ In der Türe stehend, sagte sie: „Wutsch, iwer Heden an Traisch!“ und fort war sie. Am Moselufer stieß sie einen Fuhrmann mit seinen vier Pferden und seinem Fuder Heu in den Strom und dann war sie wieder in ihrer Küche.

Die Zaubermacht der Hexen geht so weit, daß sie einem allerlei bössartige Krankheiten anschaffen können, Geschwülste, Eiterbeulen und Lähmungen, wie den Hexenschuß. Durch bloßes Ansehen, durch den „bösen Blic“ können sie es einem Kinde antun,

daß es alle Frische verliert und elend hinschwindet. Überhaupt ist ihre Bosheit gar nicht zu Ende zu erzählen. Sie sind darum aber auch nach ihrem Tode unrettbar dem Teufel verfallen und schon im Leben vogelfrei.

Das verhexte Haar. Ein Schäfer aus der Vogtei Greeten von Budersberg ließ sich einst die Haare schneiden und warf sie in den Hausflur. Bald darauf bekam er eine weiche, tropfartige Geschwulst am linken Knie, so daß er nicht mehr gehen konnte. Auch alle Heilungsversuche hatten keinen Erfolg. Endlich ließ er die Geschwulst aufschneiden — da war ein Päckchen Haar darin und der Schäfer erkannte, daß es seine eigenen Haare waren, die er vor kurzem weggeworfen hatte. Das hatte ihm eine Hexe angetan, die damals in seinem Hause übernachtete. Hätte er auf die Haare gespuckt, so hätte die Hexe keine Gewalt über ihn bekommen. Seitdem sind die Leute in der ganzen Gegend klüger geworden und pflegen auf die abgeschnittenen Haare zu spucken, ehe sie sie wegwerfen.

Eine Hexe ist ewig verloren. Zu einem siebenjährigen Mädchen in Flohingen (in Baden) sprach eines Tages seine Taufpatin: „Wenn du morgen in der Frühe aufstehst, so laß das Beten, kämme und wasche dich auch nicht, sondern komm gleich zu mir herüber, da will ich dir etwas Schönes lehren.“ Das Kind machte es so und lernte von der Frau Milch aus einem Handtuch melken. Daran hatte es solche Freude, daß es beim Heimkommen gleich seinem Vater die neue Kunst zeigte. Da öffnete der Vater ihr eine Ader und ließ sie sich verbluten und beschwor sie dabei, ihm kund zu tun, ob sie in den Himmel oder in die Hölle gekommen sei. — Als das Mädchen tot war, kam ein Rabe auf das Haus geflogen und schrie:

Wer Gott einmal verschworen
Ist auf immer und ewig verloren!

Das Ende der Hexe. Ein Bauer hatte eine Frau, die

war im ganzen Ort als Hexe verschrien. Da wollte er gerne erfahren, was daran wahr sei, und beobachtete sie genau in allem, was sie tat. Aber auf diese Weise brachte er nichts heraus. Deshalb sagte er öfters zu ihr: „Ach, wenn ich doch nur Hexen könnte!“ Lange antwortete sie darauf gar nichts, aber zuletzt, als er es sich immer wieder wünschte, sagte sie doch: „So komm heut nacht zwischen 11 und 12 mit mir in den Hof, da will ich dir das Hexen lehren.“ Und am Abend gingen sie beide in den Hof, nahmen jedes eine Mistgabel, und nun mußte der Mann hinter der Frau her um den Dunghaufen gehen und nachsprechen, was sie sagte. Sie sagte aber:

Ich verleugne Herrn Jesum Christ.

Da fiel der Bauer ein:

Und ich schlag tot, was vor mir ist!

Und gab ihr mit der Mistgabel einen Schlag, daß sie augenblicklich tot niederfiel.

Unbedingt verwerflich ist die Zauberei übrigens nicht immer. Die Hexe zwar hat ihre Kunst direkt vom Teufel, andere aber verdanken sie ihrer Wissenschaft wie die Geistlichen, sie ist eine Belohnung des Himmels für hervorragende Frömmigkeit; oder es gehört auch nur ein besonderes Maß von Klugheit und genaue Kenntnis der Formeln und Gebräuche dazu, um geheimnisvolle Fernwirkungen zu erreichen. Es gibt unzählige verschiedene Arten von Zauber und ebenso viele Sagen von Zauberern und ihren Taten; hier seien nur ein paar von ihnen angeführt, die als die typischen Zaubersagen immer wiederkehren.

Wie die Hexe die Gabe hat, die eigene Seele aus dem Leibe fortzuschicken, damit sie frei von aller körperlichen Hemmung tun kann, was sie gelüstet, so kann man auch einem anderen durch Zauber die Seele entlocken. Das führt zu der Vorstellung vom Festbannen — der seelenlose „gefrorene“ Leib des Gebannten steht unbeweglich, bis der „Gfrörer“ ihm die Seele zurückgibt — und

zu den verschiedenen Arten des Liebeszaubers und der Bräutigamschau. Wer nur irgendein Stück von der Person, die er bezaubern will, in seine Gewalt bringt, ein Haar, abgeschnittene Nägel, oder einen Fehz von ihrem Kleid, der hat damit Macht über den ganzen Menschen, und selbst ohne ein solches äußeres Mittel wirkt der Zauber zwingend von Mensch zu Mensch.

Der festgesetzte Dieb. Ein Schmied, der in einem einsamen Hause der Gemeinde Dönberg im Bergischen wohnte, verstand die Kunst des Festbannens. Einmal wurden ihm Bohnenstangen gestohlen. Da setzte er den Dieb fest, und der stand am nächsten Morgen mit seinen Bohnenstangen auf dem Rücken vor dem Hause. Es war sein eigener Nachbar. — Einen solchen Bann muß man aber vor Sonnenaufgang lösen; sonst stirbt der Festgesetzte und sein ganzer Leib wird schwarz.

Wie einer den Bann zu spät löste. In einem luxemburgischen Dorf war einst einem Jüngling bei der Beichte die Lossprechung verweigert worden. Um sich zu rächen, beschloß er, dem Pastor im Walde aufzulauern und ihn zu erschlagen. Als der nun arglos durch den Wald daherkam, stürzte der Jüngling auf ihn los; da rief der Pastor: „Bleib stehen, bis ich zu Hause bin!“ Da mußte er festgebannnt stehen bleiben. Am andern Morgen schickte der Pastor einen Mann in den Wald, den Jüngling heimzuschicken. — Da stand er da, ohne Leben und kohlschwarz: die Sonnenstrahlen hatten ihn beschienen und er war zum Teufel geworden. Denn so ergeht es jedem Festgebannnten, sobald die Morgensonne auf ihn scheint.

Allerlei Liebeszauber aus der Oberpfalz. 1. Ein Mann aus Tiefenbach erzählte: Ich arbeitete einst im Feld. Mit einemmal kam es mir an, daß ich nicht mehr bleiben konnte. Ich ließ alles liegen und stehen und lief vom Feld weg zu meiner Geliebten. Die gestand mir dann, daß sie mich hatte kommen lassen. Sie hatte nämlich ein Stückchen von meinem Zeug gesotten.

2. In Eschekamm stand ein Rüsnergeselle mit einem Mädchen in traurem Verhältnis. Er mußte auf die Wanderschaft und bat daher das Mädchen um ein Andenken und war es auch nur eins von ihren Haaren. Sie hatte aber gehört, man solle kein Haar hergeben. Da sie aber ihrem Geliebten seine Bitte nicht abschlagen wollte, so ging sie hinaus und nahm aus dem Milchsiebchen ein Haar und gab es ihm; dafür bekam sie von ihm ein goldenes Ringlein. — Es waren etwa drei Tage verstrichen, da ergriff sie eine unendliche Sehnsucht nach dem Geliebten: es war ihr, als sollte sie zum Fenster hinaus. Auf einmal sah sie das Milchsiebchen zur Tür hereinkommen und zum Fenster hinausfliegen und damit kam sie zur Ruhe. Ihr Geliebter aber wartete in einem entfernten Dorf auf sie und war nicht gerade erfreut, wie ihm statt der Erwarteten das Siebchen zugeslogen kam. — Später hat er ihr dann gestanden, er sei zu einer Hexe gegangen und habe das Haar besprechen lassen, daß, wer es getragen, ihm nachlaufen müsse.

3. Einmal zog eine Abteilung Soldaten durch Waldmünchen. Da tat es ein Soldat einem Mädchen an, so daß es ihm unverweilt nachlaufen mußte. Auf dem Wege ritt ein Reiter gegen sie und frug, warum sie solche Eile habe? „Ich weiß selbst nicht warum; ich muß halt laufen“, sagte sie. Da merkte der Reiter, was hier im Spiel war, und rief ihr zu, sie solle ihr Schurzband lösen. Das Mädchen aber verstand ihn nicht und lief atemlos weiter. Da holte er sie ein und löste selbst das Band und siehe — das Schürzchen ward augenblicklich in der Luft hinweggeführt. Das Mädchen aber kam zur Ruhe und ging wieder nach Hause.

Die Bräutigamschau. Am Christabend sagte eine Gamburger Frau zu ihrer Magd, sie solle in der Nacht um zwölf Uhr, wenn alles in der Mette sei und sie im Haus allein, sich ganz ausziehen und dann rückwärts gehend die Stube kehren, von der Tür nach dem Fenster zu, und ihr nachher erzählen, was sie gesehen habe. Das Mädchen wußte nicht, was die Frau damit wollte,

aber sie tat es doch. Unter dem Kehren sah sie plötzlich ihren Herrn am Tische sitzen und lief voll Scham in ihre Kammer. Als ihre Frau nachher zurückkam, machte die Magd ihr Vorwürfe: sie hätte ihr doch sagen sollen, daß ihr Herr nicht mit zur Mette gehe; nun sei er bei ihrem Kehren in der Stube am Tisch gegessen. Da erschrak die Frau heftig und sagte: „Der Herr war mit mir in der Kirche. Nun lebe ich nicht lange mehr, denn du hast deinen künftigen Mann gesehen.“ — Kurze Zeit darauf starb auch die Frau infolge des Schreckens, und ein Jahr später wurde das Mädchen von dem Witwer geheiratet.

Wie beim Handtuchmelken oder beim Aufrühren des Brunnenspiegels zum Zweck des Wasserzaubers beruht die Wirksamkeit der Zauberhandlung oft auf der einfachen „Analogie“, d. h. auf ihrer Ähnlichkeit mit der erstrebten Fernwirkung: der gewünschte Vorgang wird wie im Bilde nachgeahmt, und die geheimnisvollen Beziehungen zwischen Bild und Dargestelltem sorgen dafür, daß sich das im erreichbar Nahen Vorgebildete in der Ferne in der gewünschten Weise wiederholt.

Bestrafte Untreue. Ein Soldat in Danzig hatte einem Mädchen die Ehe versprochen und sie verführt und hatte sie dann verlassen, als er ihrer überdrüssig geworden war. Das Mädchen gemahnte ihn an sein Versprechen, er aber wies sie barsch ab. Da geriet sie in große Wut und ging zu einer 'weisen Frau', d. h. zu einer Kartenschlägerin, und fragte sie um Rat, wie sie sich am besten blutig rächen könne. Die Frau sagte ihr, sie solle aus einem neuen Kartenspiel den Herz-Buben herausnehmen und das Herz in der linken Ecke mit einer Nadel durchstechen und dazu die Worte sprechen:

Weil du mir das Herz zerbrochen
Hab ich dir das Herz zerstoehen.

Das Mädchen tat's, und wie sie das Herz auf der Karte durch-

Abb

stach, quoll aus dem kleinen Loch ein dicker Blutstrahl hervor. — Der Soldat sah zu der Stunde gerade mit seinen Kameraden beim Bier. Da schrie er plötzlich laut auf: Jesus Maria! und fiel von der Bank, während er die Hand krampfhaft auf sein Herz drückte. Die andern zogen ihm gleich die Kleider ab; da sahen sie eine tiefe, frisch blutende Wunde in seinem Herzen, die ihm doch niemand geschlagen hatte.

Die Fähigkeit, sich in Tiere zu verwandeln, teilen die Zauberer mit den Hexen; sie können aber auch als irgend beliebige tote Gegenstände erscheinen, indem sie sich entweder selbst tatsächlich so verwandeln, oder sie verblenden nur dem Zuschauer die Augen, daß er etwas anderes zu sehen meint, als was in Wirklichkeit da ist. Damit ist ihnen die Möglichkeit zu den verwunderlichsten Kunststücken gegeben:

Der Holzbloß. In Breitenbach in Sachsen war ein Wilddieb, der konnte sich und was er sonst wollte in jede beliebige Figur verwandeln. Einst hatte er gerade einen Hirsch geschossen; da sah er von fern einen Jägerburischen herankommen. Schnell verwandelte er sich in einen Holzbloß und den Hirsch in einen Busch. Der Holzbloß war oben glatt wie abgesägt und der Jäger setzte sich darauf und schnitt eine Rolle Tabak darauf klein. Und gerade an der Stelle, wo er am derbsten einschritt, war der Kopf des verzauberten Wilddiebes, der sich doch nicht rühren durfte. So oft er später dies Abenteuer erzählt hat, soll er allemal gesagt haben: „Da hab ich aber die Zähne müssen zambeiß!“

Luxemburger Sage von einem Blendzauber. Die in der französischen Revolution verfolgten Geistlichen erfreuten sich eines besonderen göttlichen Schutzes. So geht die Sage von einem gewissen Wellenstein, der oft auf wunderbare Weise den Händen seiner Feinde entging. Einmal rief ein Bauer ihm zu: „Herr Wellenstein, Sie sind verloren. Da unten kommen zwei

französische Gendarmen geritten!“ — „Die fürchte ich nicht,“ sagte der Geistliche und stellte sich mit erhobenen Händen einen Schritt seitwärts ins Gebüsch. Die Reiter kommen heran und wie sie gerade bei dem Geistlichen angelangt sind, steigen sie ab, um ein wenig auszuruhen, und binden ihre Pferde an den rechten und linken Arm des Geistlichen. Das Bäuerlein war außer sich vor Staunen. Als die Reiter nach einer Weile wieder abzogen, ließ der Geistliche die Arme sinken, trat auf den Bauer zu und sagte: „Die konnten mir nichts anhaben. Sie nahmen mich für einen Baum.“

Schlichtriel, der Hexenmeister. Zu Mittweida bei Leipzig lebte vor langen Jahren ein Mann, der mehr als Brot essen konnte; Schlichtriel hieß er. Sein Haus auf der Freiburger Straße wird noch heute gezeigt. Von wem er die schwarze Kunst gelernt hatte, weiß man nicht; aber er übte sie zuweilen an seinen Mitbürgern aus. Eines Abends sahen die Leute von Mittweida einen Hahn, der einen schweren Zaunpfahl in seinem Schnabel herumschleppte. Da kam aber gerade eine Magd vom Felde herein, die hatte einen Futterkorb voll Klee auf dem Rücken. Darunter war, ohne daß sie es wußte, ein vierblättriges Kleeblatt. Darum konnte sie der Zauber nicht blenden, und sie sah, daß der Hahn keinen Pfahl, sondern nur einen Strohhalm im Schnabel trug. Sie klärte die Leute über die Täuschung auf. Schlichtriel aber, dem sie einen Spaß verdorben hatte, sann auf Rache. — Als nun dieselbe Magd einstmals über die Bachbrücke an der Freiburgerstraße ging, schien es ihr, als ob das Wasser des Baches bis zur Brücke steige und sie schon überschwemme. Sie raffte schnell ihre Kleider zusammen, damit sie nicht naß werden sollten; aber das Wasser stieg immer höher und die Magd mußte ihre Röcke immer höher heben. Die Leute am Rande des Baches aber sahen nichts von dem Wasser und lachten die Magd gehörig aus. So hatte Schlichtriel sich gerächt.

Beim Zaubern kommt alles darauf an, daß man die richtige Zauberformel weiß. Wie schlecht es einem gehen kann, der da nur in einem Wörtlein irrt, sahen wir bei der einen Sage vom Walpurgisritt. Darum gibt es eine große Menge von Büchern, in denen die Zauberformeln und Gebräuche genau verzeichnet stehen. Solche Bücher werden noch heute in einigen Gegenden Deutschlands viel gelesen und auch noch verkauft, aber möglichst heimlich, denn die Regierung und die Geistlichen haben das Zaubern verboten. Wer etwa das sechste und siebente Buch Moses, das Buch Jesirah oder gar Doktor Faustens Höllenzwang besitzt, der hält sie hoch in Ehren und zeigt sie nicht gern einem Fremden. Es kann aber auch gar zu leicht ein großes Unheil daraus entstehen, wenn ein Unverständiger über ein Zauberbuch gerät.

Das alte Buch. Ein Geistlicher zu Crailsheim hatte in einer gewölbten Stube alte große Bücher, die mit Ketten an die Decke und an die Wände geschlossen waren. Als einmal die Magd in dieser Stube allein war, machte sie eins der Bücher neugierig auf und las eine Stelle daraus her. Da wimmelte plötzlich die ganze Stube von Mäusen, so daß die Magd vor Schrecken um Hilfe rief. Auf das Geschrei kam der Geistliche herbei und ließ sich von ihr schnell erzählen, was geschehen war. Dann las er dieselbe Stelle von hinten nach vorn ab und darüber verloren sich die Mäuse alle wieder.

Das Klammerspreng. Vor ein paar hundert Jahren ist am Röderhof (im Böhmerwald) ein Bauer gewesen, der hat sich aufs Zaubern verstanden. Er hat ein Büchel gehabt; wenn er in dem gelesen hat, so ist das geschehen, was er hat haben wollen. — Einmal ist er an einem Sonntag in die Kirche gegangen und der Knecht hat allein das Haus gehütet. Der hat in des Bauern Sachen zu streunen angefangen und ist auch über das Zauberbüchel gekommen. Er hat es aber nicht gleich gefannt, was das ist. Mit dem Büchel hat er sich zum Tisch gesetzt und hat darin zu lesen

angefangen. Wie er so gelesen hat, ist auf einmal ein Rabe auf der Ofenstange gefressen, bald darauf noch einer und noch einer, und er hat immerzu gelesen und hat die Schwarzen nicht bemerkt. Auf den Ofenstangen ist schon kein Platz mehr gewesen und die Raben haben die ganze Ofenbank eingenommen. Wie da endlich einer auf den Tisch geflogen ist, hat er in die Höhe geschaut und hat eine große Angst gehabt, weil es in der Stube schon ordentlich schwarz gewesen ist. Er hat immerfort gelesen und hat gemeint, er wird sie anbringen; es sind aber immer noch mehr gekommen. Die haben sich auf den Schüsselkorb, auf das Bett und auf die Fensterbretteln gesetzt. — Da geht auf einmal die Tür auf und der Bauer rennt herein, ganz erhitzt und erschwitzt, weil er von der Kirche her recht gelaufen ist. Es ist ihm schon in der Kirche vorgegangen. Da ist ihm so zweierlei geworden, und dann ist ihm auch eingefallen, daß er das Zauberbüchel nicht gut aufgehoben hat. Es hat ihm keine Ruhe mehr gelassen und er ist mitten unter der Meß fortgelaufen. Je näher er zum Hof gekommen ist, desto besser ist er gerannt. Er hat gleich gesagt: „Kommt's meine Schwarzen, tut's mir den Hof schön pflastern mit großen Steinen.“ Darauf hat er gleich dem Knecht das Büchel aus der Hand gerissen und hat angefangen zurückzulesen. — Er hat kaum angefangen gehabt, sind die Raben schon fertig gewesen. Sie sind über ihn her; er müsse ihnen gleich sagen, was sie tun sollen, sonst würd es ihm schlecht gehn. Da hat er einen halben Strich Linset genommen und hat ihn auf der Wiese ausgestreut. Er hat gesagt, sie sollen die Linset fein sauber zusammenklauben und hat gleich wieder mit dem Zurücklesen angehebt. Er war aber erst halb damit fertig, da sind sie schon wieder da gewesen und haben eine neue Arbeit verlangt. Er solle ihnen etwas zu tun geben, daß man ewig an sie denken wird, habens gesagt. — Jetzt hat sich der Bauer nimmer zu helfen gewußt. Endlich ist ihm doch etwas eingefallen. In der Nähe ist ein See gewesen, der Klammersee, den, hat er gesagt, sollen sie durch-

arbeiten, so tief, daß kein Wasser mehr drin stehen bleibt. Die Schwarzen sind gleich abgefahren und er hat angefangen zu lesen und ist richtig gerade fertig geworden, als die Teufel schon wieder herein gewollt haben. Der Bauer ist zu Tode froh gewesen, wie er sich von diesen bösen Geistern hat befreit gehabt und er hat seitdem das Büchel nicht mehr von sich lassen. — Das, was die Rabengestalten damals gearbeitet haben, kann man noch heute sehen. Der Hof des Röderbauern ist noch heute gepflastert und alle Jahre kommen viele Touristen zum Klammerloch, das im Volksmunde „Klammergspreng“ heißt, und bewundern den Wasserfall, den das herausströmende Bächlein da bildet.

Zahlreich sind die Sagen vom zauberkundigen Jäger, dem Freischützen. Er versteht nicht nur das Wild zu bannen, daß es ihm nicht entfliehen kann, sondern er hat auch Kugeln, mit denen er unfehlbar alles trifft, was er nur treffen will. Wer diese Kugeln erlangen und Freischütz werden will, darf sich vor Gott und Teufel nicht fürchten, und muß irgendeinen Schuß tun, der seine Verwegenheit beweist.

Der Wildanbanner. Bei dem Forstner Frühholz in Lichtenberg am Lech war im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ein Jagdgehilfe, der konnte mehr als ein anderer kann. Ging er zu Holz, so mußte alles Wild zu ihm hinlaufen, und dann suchte er sich aus, welches das feinste war, das nahm er und dann schoß er es nieder. Wenn ihn das Wild nur von weitem schmeckte, dann liefen ihm gleich die Zähren nur so aus den Augen herunter.

Drei Freischützenjagen. 1. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war auf dem Dörrhof bei Rauhenberg in Baden ein Jäger, der hatte die drei Freischüsse getan und konnte nun alles schießen, was er nur wollte. Die Freischüsse tat er so, daß er auf ein Tuch kniete und das erstemal gegen die Sonne, das zweitemal gegen den Mond und das drittemal gegen Gott selber

schöß, wobei vom Himmel drei Blutstropfen auf das Tuch fielen. — Nachdem er gestorben war, ging er sogar am Tage im Wald beim Dörrhof in seiner Jagdkleidung um, mit Gewehr, Büchsenranzen und Jagdhund. Später ist er vom Schinder gebannt worden.

2. In der Gegend von Hildesheim ist ein alter Förster gewesen, der hat, was er auch aufs Korn genommen, nie gefehlt. Nun hat er einen Burschen gehabt, der hat auch gern nie fehlende Schüsse haben mögen; darum hat er den Alten gebeten, er möge es ihm beibringen. Da hat ihm der Förster gesagt, wenn er das nächstemal zum Abendmahl gehe, solle er die Oblate nicht hinunterschluden, sondern unbemerkt aus dem Munde nehmen und einstecken. Das hat er auch getan. Und als er aus der Kirche heimgekehrt ist, ist er mit dem Förster nach dem Wald gegangen; da hat der Förster die Oblate genommen und an einen Baum genägelt und hat den Burschen geheißt, seine Flinte darauf anzulegen. Der nimmt die Büchse; aber wie er eben anlegt, sieht er unsern Herrn Christus am Baume stehen, so daß ihm die Büchse fast aus der Hand fällt und er nicht wieder schießen mag. Aber der Alte hat ihn gescholten, er sei ein feiger, einfältiger Geselle. Da hat er doch noch einmal angelegt, hat losgedrückt und die Oblate ist von der Kugel mitten durchbohrt und ganz blutig gewesen. Seit der Zeit aber hat er nie wieder sein Ziel gefehlt.

3. In Mecklenburg erzählt man: Ein Jäger, der Freischütz werden wollte, wandte sich an einen Förster, der die Kunst verstand. Der Förster versprach es ihm, wenn er die drei erforderlichen Probeschüsse tue. An einem bestimmten Tage nahm der Förster ihn mit ins Holz, stellte ihn an einer kleinen Blöße an und gab ihm die Weisung, auf das erste Wild, das er aus dem Dickicht ihm über die Blöße bringen würde, zu schießen. Bald darauf kommt der Förster auf einem Rehbock aus dem Dickicht geritten; der Jäger schießt nicht, weil er den Förster zu treffen fürchtet. Darauf kommt der Förster zurück und macht ihm Vor-

würfe: zweimal könne er ihm noch ein Wild vorbringen, einmal wenigstens müsse er schießen, wenn ihm sein Leben lieb sei; daß er ihn treffe, brauche er nicht zu fürchten, er sei schußfest. Das zweitemal kommt der Förster auf einem Hirsch vorüber, aber der Jäger schießt wieder nicht. Das drittemal kommt er auf einem wilden Schwein und ruft ihm zu: „Schieß, oder es kostet dir dein Leben!“ Der Jäger schießt nicht und das Schwein verschwindet mit dem Förster, der auch nicht wiederkam. Dem Jäger geschah weiter kein Leid; aber Freischütz ist er nicht geworden. —

Dem Förster scheint in der letzten Sage sehr viel daran zu liegen, daß der Jäger den Freischuß tut, und dieser Wunsch ist vielleicht ebenso wie das Verschwinden des Försters am Schluß damit zu erklären, daß er vom Teufel geholt wird, wenn er ihm nicht innerhalb einer bestimmten Frist eine neue Seele überliefert. Diese Meinung: daß der Freischütz seine Kunst dem Teufel mit Menschenseelen bezahlen muß, steckt unausgesprochen wohl auch in der folgenden Sage.

Die Zauberkugel. Einem Förster wurden alle seine Jungjäger, wenige Tage, nachdem sie ihren Dienst angetreten, an einem bestimmten Platz erschossen. Als dann ein neuer Bursch zu dem Förster kam, und sich in seinen Dienst meldete, führte ihn der Förster an die Unglücksstätte und warnte ihn: er dürfe niemals dahin gehen, wenn ihm sein Leben lieb sei. Der Bursch versprach zu folgen, ging aber schon nach wenigen Tagen absichtlich an die verbotene Stelle. Dort nahm er sein Mittagsbrot hervor, setzte sich neben einen freistehenden Baumstod und legte seinen Hut mit dem Deckel nach unten auf diesen Stod. Gleich darauf fiel eine Kugel in den offenen Hut hinein. Der Bursche nahm die Kugel, lud sie in eine Flinte und schoß sie in derselben Richtung zurück wie sie gekommen war. Als er nach Hause kam, fand er seinen Herrn, den Förster, erschossen.

Der Glaube an den Werwolf mit seinem Zaubergürtel ist heute vor allem noch in Norddeutschland lebendig. „Man soll nicht alles aufheben, was man findet,“ hört man in Luxemburg oft sagen, und dabei denken die Leute an die alte Zeit, wo man Gürtel hatte, mit denen man sich in einen Werwolf verwandeln konnte. Wer einen solchen Gürtel fand und umtat, war alsbald ein Werwolf und mußte von da an jeden Tag zu der Stunde, wo er den Gürtel gefunden hatte, ihn anlegen und eine Stunde als Werwolf umhergehen und alles zerreißen, was ihm in den Weg kam. — Ursprünglich ist das Werwolfslaufen wohl auch als eine Art Krankheit, als ein Schicksal wie das Drüdengehen gedacht; davon weiß das Volk z. B. noch in Oldenburg, wenn es behauptet, unter sieben Söhnen sei stets ein Werwolf; und auch die Meinung, daß man den Werwolfsgürtel irgendwo zufällig finde und damit unter den Zaubergerate, scheint darauf hinzuweisen. Meistens aber hat sich die Vorstellung heute geändert. Wie die Trude zur Hexe, so ist der Werwolf zum Zauberer geworden, der aus freien Stücken, um andern zu schaden, den Zaubergürtel umlegt.

Der Werwolf zu Rodingen. Ein reicher Bauer aus Rodingen in Luxemburg hatte mehrere Knechte, die nach damaligem Brauch jeden Abend die Pferde auf die Weide führten. Dabei waren dem Bauern schon mehrere Pferde und Füllen weggekommen. — Eines Abends lagen die Knechte wie gewöhnlich draußen bei den Pferden und weil sie müde waren, schliefen sie bald ein. Nur zwei schliefen nicht. Der jüngste Knecht hatte bei seinem Mitknecht einen verdächtigen Gürtel bemerkt und stellte sich nun, als schlief er, um den andern zu beobachten. Wie der alles um sich her schlafen sah, legte er sich den Gürtel um und machte sich als Werwolf über ein etwas abseits weidendes Füllen her, zerriß es und fraß es auf. Dann schnallte er den Gürtel wieder los und legte sich neben seinen Gefährten. Bald aber fing er ent-

leßlich an zu wimmern und klagte den wach gewordenen Knechten über Leibschmerzen. Da rief der jüngste: „Da kann man schon Bauchgrimmen haben, wenn man ein ganzes Füllen im Leibe hat!“ — „Hätte ich das gewußt,“ schrie der andere, „so hätte ich dich zuerst gefressen!“ — Der jüngere Knecht verließ am folgenden Tag den Dienst, aus Furcht, doch einmal dem Werwolf zum Opfer zu fallen.

Der Schäfer zu Reispelt. Zu Reispelt in Luxemburg war einmal ein Schäfer, der in dem Rufe stand, ein Zauberer zu sein, und deshalb von allen Leuten gemieden wurde. Der ging einmal mit seinen zwei Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, auf die Weide. Als es Mittag war, sagte er zu ihnen: „Kinder eßt, was ich mitgenommen habe. Ich will nachsehen, ob ich nicht das Schaf wiederfinde, das gestern verloren ging. Und wenn ein Wolf kommt, habt keine Angst, sondern werft ihm nur Lieschens rote Schürze vor, so tut er euch nichts.“ Damit ging er fort. — Nach einer Weile kam wirklich ein Wolf dahergetrottelt und die Kinder begannen vor Angst zu zittern; aber sie dachten an den Rat ihres Vaters und Lieschen warf dem Wolf ihre rote Schürze vor. Da zerriß der Wolf die Schürze in tausend Fetzen und ging seiner Wege. — Eine Stunde später kam der Schäfer zurück. Er legte sich müde aufs Moos und schlief bald ein. Wie er nun so mit offenem Munde schlief, sahen die Kinder, daß der Vater Fetzen von Lieschens Schürze zwischen den Zähnen stecken hatte. Darüber erschrafen sie sehr und meinten, ihr Vater müsse wohl selber der Wolf gewesen sein. Aber sie nahmen sich vor, keinem Menschen etwas davon zu sagen, weil man sonst ohne Zweifel den Vater totschießen würde. — Nachher zu Hause mußte Lieschen aber doch erzählen, wo ihre rote Schürze geblieben war, und da gab ein Wort das andere, da erzählte sie auch, wie der Vater Fetzen von ihrer Schürze zwischen den Zähnen gehabt hatte. Die Sache kam vor den Richter, und der Schäfer gestand auf der

Folter, er habe vom Teufel einen ledernen Gürtel bekommen: so oft er den umschnallte, sei er ein Wolf geworden. Da wurde der Schäfer verbrannt und seine Asche in den Wind gestreut. —

In dieser Geschichte haben wir den gleichen Konflikt zwischen dem unwiderstehlichen Trieb und einem menschlichen Gefühl, wie wir ihn schon aus den Trudensagen kennen: der Werwolf fürchtet, seine eigenen Kinder zu zerreißen, und gibt ihnen deshalb selber im voraus den rettenden Rat; und nachdem er die Schürze zerrissen hat, ist sein Wolfshunger für das Mal gestillt, wie der Trudentrieb sich auch an einem Baum befriedigen läßt. Die andere dem Trudenglauben entsprechende Meinung: ein Werwolf werde von seinem Triebe für immer geheilt, wenn ihm jemand freiwillig ein Tier schenkt, das er töten darf, findet sich in einer Schweizer Sage. Sie hat sich da allerdings schon recht verändert, und das moderne Gesellschaftsgewand, in dem sie da erscheint, steht zu dem altertümlichen Kern der Sage in wunderlichem Gegensatz.

Das Untier auf dem Arbberg. Vor vielen Jahren hieß es in Zermatt, auf dem Arbberg sei ein Bär in die Schafweide eingebrochen. Da zogen die Leute in Eile auf den Berg und fanden dort in der Tat einen gewaltigen Bären, der brüllte vor Hunger und bedrohte wütend die erschreckten Schafe. Noch aber hatte er keins von ihnen geraubt. Da ergriff ein Bauer ein kränkliches Schäfchen und warf es dem Bären hin und rief: „Da friß, das schenk ich dir. Aber laß uns die andern in Ruhe!“ Der Bär nahm das Schäfchen in die Zähne und trabte mit ihm davon. — Einige Jahre später ging derselbe Bauer einmal nach Sitten auf einen Jahresmarkt. Da begegnete ihm ein gutgekleideter Mann, der begrüßte ihn freundlich und lud ihn zum Mittagessen ein. Der Zermatter kannte ihn nicht und sagte, es müsse wohl irgendeine Verwechslung sein, aber der Fremde bestand darauf, er müsse mit ihm essen. Da ging der Bauer mit dem Fremden in sein Haus. Und als er nach dem Essen dankend Abschied

nehmen wollte, stand der andere auf und sagte: „Warten Sie, mein Freund. Ich habe Ihnen noch einen großen Dank abzustatten. Vor Jahren bin ich in meiner Bosheit oft als Bär gegangen und habe den Menschen vielen Schaden angetan; da haben Sie mir einmal ein Schäfchen geschenkt. Das ist mir so zu Herzen gegangen, daß ich mich von meiner Bosheit bekehrte und nun ein wohlhabender und glücklicher Mann geworden bin. Das habe ich Ihrer Großmut zu danken.“

2. Die Toten und ihr Spuf

Das räthelhafte Erlebnis von Schlaf und Traum scheint es gewesen zu sein, das den Menschen die Vorstellung von seiner 'Seele' finden ließ, von jenem wunderlichen Wesen, das nicht zu fassen war, und das doch so deutlich sein Eigenleben in ihm führte, und ohne das er aufhörte, Mensch zu sein. Noch stärker aber und eindringlicher muß den Menschen von jeher das Erlebnis des Todes beschäftigt und beunruhigt haben. Übertraf doch seine grelle, unwiderrufliche Tatsache jedes noch so quälende Traumerlebnis an räthelvoller Wirklichkeit: der Mann, der gestern noch rüstig umhergegangen war, das Kind, das eben vor der Hütte spielte — plötzlich lagen sie da, leblos, schliefen am hellen Tag, und ihr Schlaf wollte kein Ende nehmen; die Veränderungen des Todes traten ein, zuletzt wurde der Tote begraben — was war da gesehen? was geschah weiter?

Volkstümlicher Glaube von heute beantwortet die Frage nach dem Wesen des Todes zunächst mit ähnlichen Vorstellungen wie die nach dem Wesen des Traums: die 'Seele' ist wieder einmal fortgegangen, aber diesmal nicht auf kurze Traumfahrt; die Rückkehr in den Leib ist ihr versagt, nun irrt sie draußen umher, in ruhelosem und unheimlichem Dasein. Und so lieb der Mensch seinen Angehörigen als Lebender war, seine Seele möchten sie nicht gern in ihrer Nähe haben. Darum reißt man in vielen Gegenden Deutschlands, sobald der Sterbende mit dem letzten Atemzug seine Seele 'ausgehaucht' hat, Fenster und Türen des Sterbezimmers auf, man stürzt die Stühle und alle Gefäße im Zimmer um, man hält die Uhr an — alles damit die Seele nur nirgends hängen bleibt, sondern ungehemmt und ohne Anstoß ins Freie eilen kann. Als man zu Wohlau in Schlesien bei einem Todesfall einmal vergessen hatte, gleich die Fenster zu öffnen, hat man am andern

Morgen ein Rauchwölklein in der Stube gefunden: das war des Toten Seele.

Das Seelenglas. Als mein Mann damals starb, da war mein Schwiegervater da, und der hats doch nicht anders getan, er ist gleich, so wie er tot war, hinübergelaufen zum Krämer und hat sich da ein Glas ausgesucht, ein ganz bestimmtes mußte es sein. Da hat er Wasser hineingegossen und hats auf einen Tisch ganz nah ans Fenster gestellt, daß die Seele sich waschen kann. Und dann hat er daneben so ein Nägele in die Wand geschlagen und hat ein Stüdle weißes Leinen dran gehängt, daß die Seele sich abtrodnen kann. Bei all meinem Schmerz hab ich doch lachen müssen; aber ich hab nix sagen dürfen, weil er so fest dran geglaubt hat. — Die erste Zeit nachher hab ich das Glas so gern gehabt, daß ichs alleweil auf meinem Waschtisch stehn gehabt hab. Aber das ist jetzt schon vorbei. Jetzt trink ich halt meine Limonade draus, und ich nenns noch immer das Seelenglas. — Na so ein spaßiger Glaube, daß die Seele sich wascht und abtrodnet! Aber so fest wie ers geglaubt hat!

Freilich finden wir die Seelenvorstellung nicht immer so rein wie in diesem Beispiel. In unsern Sagen mischt sie sich oft mit einer Anschauungsweise, die entschieden noch ursprünglicher ist und mit ihren Wurzeln in eine urälteste Schicht menschlichen Erlebens hinabreicht: der Tote selber, seine Leiche, ist gar nicht einfach 'tot' im Sinne des folgerichtigen Seelenglaubens, sondern der Leichnam lebt weiter, er haust in seinem Grab und hat dort ein Leben, das in vielem dem gleicht, das der Mensch vor seinem Tode im Licht der Sonne führte.

Die Toten haben im wesentlichen noch dieselben Bedürfnisse wie die Lebendigen. Darum gab man schon in der ältesten Zeit, zu der die Erinnerung der Menschheit zurückreicht, und darum gibt man noch heute dem Toten Dinge mit ins Grab, von denen

man meint, daß er sie darin nötig haben wird, oder an denen er sich freuen soll, als wenn er noch lebte. — Und nicht nur um der Toten willen tut man das: wo der Verstorbene nicht erhält, was er bedarf und was er nach der Landessitte verlangen kann, oder wo ihn sonst irgendein unbefriedigter Wunsch noch quält, da ist Gefahr, daß er zu den Lebenden zurückkehrt und sich holt was ihm fehlt. Denn er ist nicht schlechthin ins Grab gebannt: als Toter hat er geheimnisvolle Eigenschaften und Fähigkeiten gewonnen, vor denen die Schranken von Raum und Zeit verschwinden. Bald recht eigentlich körperhaft, bald als hüllenhaftes Gespenst, immer aber in seiner vollen menschlichen Gestalt und Größe „wankt“ oder „spukt“ er auch außerhalb des Grabes. — Diese primitivste Totenvorstellung erscheint in den heutigen Volksjagen vom wiederkehrenden Toten oft so unlöslich mit dem Seelenglauben verquidt, daß es nicht immer zu entscheiden ist, wie weit einer Sage die ältere oder die jüngere Vorstellungsschicht zugrunde liegt.

Die Wöchnerin und ihr Kind. In alter Zeit starb in Flohingen in Baden eine Wöchnerin mit ihrem neugeborenen Kind, und das Kind wurde zu ihr in den Sarg gelegt. Da erschien sie die beiden folgenden Nächte ihrer Mutter und bat, sie möge ihr doch Faden, Nadel, Schere, Fingerhut, Wachs und Seife ins Grab legen. Denn sie müsse drüben für ihr Kind noch nähen und waschen. Die Mutter erfüllte ihr die Bitte und der Geist ließ sich nicht mehr sehen. — Seitdem ist es zu Flohingen Sitte, daß man den Wöchnerinnen, die mit ihrem neugeborenen Kinde sterben und begraben werden, die Dinge in den Sarg mitgibt, um die jene Frau damals gebeten hat.

Wie eine tote Mutter ihr Kind stillte. Zur Franzosenzeit lebte in Mellen ein Mädchen, das lief mit ihrem Liebhaber, einem französischen Soldaten, bis nach Stettin. Bald darauf kehrte sie nach Mellen zurück und kam mit einem Knaben nieder, aber sie starb bei der Geburt. Als die Mutter der Verstorbenen

mun einmal abends bei der Wiege des Kindes saß, merkte sie, wie die Wiege plötzlich ganz schwer wurde, auch hörte sie ein Geräusch, wie wenn das Kind sauge. Da wußte sie, daß die verstorbene Mutter wieder zurückgekehrt war, um ihr Kind zu stillen.

Mutter und Stiefmutter. Im Dorfe Meesiger, Kreis Demmin, lebte einst ein Mann, der war wegen seiner vielen un-erzogenen Kinder eine zweite Ehe eingegangen. Aber die neue Mutter war gegen ihre Stiefkinder hart und schlug sie oft für die kleinsten Vergehen. Eines Abends wollte sie die Kleinen wieder schlagen, da erschien plötzlich die rechte Mutter und gab ihr eine Ohrfeige, daß ihr Hören und Sehen verging. Dann verschwand sie. Seit der Zeit hat sich die Stiefmutter der Kinder besser angenommen und der Geist der rechten Mutter ist deshalb auch nie wieder erschienen.

Die Gerippe warten. Am Zwergackerl im Mahenerwald (Marchfeld) liegt ein niederer Erdhügel. Darin sollen französische Soldaten begraben liegen, die ein Bauer heimlich im Schlaf getötet und dort verscharrt hat. Die Tat des Bauern wurde bekannt und er sollte enthauptet werden. Man legte ihm einen eisernen Ring um den Hals und band ihn geknebelt an die Marter-säule; aber auf irgendeine hinterlistige Weise entkam der Bauer und floh aus dem Lande. Als die Kriegszeit längst vorüber war, kehrte er wieder zurück und weil er den Grabhügel just bei seinem Fruchtgrund nicht alle Tage vor Augen haben mochte, wollte er ihn flach schaufeln. Er tat den ersten Spatenstich, da stiegen aus der Grube drei häßliche Totengerippe empor, die schlugen auf ihn los, und tags darauf ward der Arme, am ganzen Leib mit Wunden überdeckt, tot aufgefunden. Den Verbrecherring trug er noch immer am Hals.

Die Rache der Toten. Zwischen Inning und Seefeld süd-westlich von München liegt der Wörthsee, der auch Maussee heißt; aber den Namen hört die Herrschaft nicht gerne. Denn es hat

einmal ein Graf von Seefeld bei einer großen Hungersnot die armen Leute in einen Stadel zusammengesperret und dann befohlen, ihn anzuzünden. Und als sie darin jämmerlich schrieten, hat er lachend gefragt: „Hört ihr die Ratten und Mäuse pfeifen?“ Darauf sind eine Unmenge Mäuse zum Vorschein gekommen und haben ihn überallhin verfolgt. Zuletzt flüchtete er sich auf die Insel im Wörthsee, aber auch dahin sind sie ihm zu Tausenden nachgefolgt und haben ihn zuletzt aufgefressen, obgleich er sein Bett in eisernen Ketten aufhängen ließ.

Die letzte Sage ist in deutlichem Gegensatz zu der vorletzten nur aus den Vorstellungen des Seelenglaubens zu verstehen: die Mäuse sind die durch den Tod freigewordenen Seelentiere der Verbrannten. — Dagegen sieht das alte deutsche Recht in dem erschlagenen Toten durchaus den noch lebenden Leichnam und erwartet von ihm, er werde seinen Mörder verraten: kann er nicht mehr sprechen und sich nicht mehr regen, so erkennt er doch seinen Feind, und dessen Anblick macht ihm die Wunden aufs neue fließen.

Das B a h r r e c h t. Vor nicht langer Zeit hat sich in Bulkeſch in Siebenbürgen folgendes zugetragen: Ein Mann hatte seine Frau erstochen und war dann aufs Feld gegangen. Als er heimkehrte und zur Toten hintrat, die von zahlreichen Leidtragenden umgeben war, fing die Wunde zu bluten an. Wie er hinausging, stockte das Blut, und wenn er eintrat, floß es wieder. Als die Frau schon begraben war, und das seltsame Bluten allenthalben im Dorf herum erzählt wurde, ließ der Richter den Mann gefangen nehmen und verhörte ihn. Gegen das starke Blutzengnis wagte er nicht zu leugnen; aber ehe noch der Spruch gefällt war, erhängte er sich im Gefängnis.

Der blutende Knochen. Einst wurde zwischen den Dörfern Gontenschwil und Zekwil im Aargau ein toter Mann auf der Straße gefunden, der alle Spuren eines gewaltsamen Todes an sich trug. Der Mörder war auf keine Weise zu entdecken. Da kam

man auf den Einfall, der Leiche einen Knochen auszubrechen, und dieser Knochen wurde an den Zug der Schloßglocke zu Lenzburg gehängt, wo jeder läuten muß, der beim Landvogt Recht oder Almosen sucht. Lange Jahre war der Knochen schon so angebunden gewesen, da zog einmal ein bettelnder Greis die Schelle und wurde dabei plötzlich mit Blut überspritzt. Er wurde verhaftet und gestand, in seiner Jugend den Mann angefallen und ermordet zu haben.

Die Toten kehren wieder, weil die Liebe zu den Ihrigen oder der Haß gegen ihre Feinde sie nicht ruhen läßt. Umgekehrt kann auch die übergroße Liebe der Lebenden sie zurückzwingen. Darum darf man dem toten Kinde nicht übers Grab nachweinen. Man darf sich nicht einmal dem so natürlichen Wunsche hingeben: wenn ich den Toten doch noch einmal wiedersähe! Denn der Wunsch möchte in Erfüllung gehn, und eine solche Begegnung ist für den Lebenden keine Freude.

Die Tränen der Mutter. Jede Träne, die um einen Begrabenen geweint wird, fällt in dessen Leichentuch und macht es naß. — Meiner Großmutter starb ein Kind, nach dessen Tode konnte sie gar kein Ende finden mit Klagen und Weinen. Da erschien ihr das Kind des Nachts und sagte: „Mutter, höre doch auf, über mich zu weinen! In meinem Leichentuch ist nur eine Stelle wie ein Taler groß noch trocken; wenn die auch naß ist, dann habe ich keine Ruhe im Grabe mehr.“

Das Geisterschiff. Es war um die Zeit, da alle Schiffe auflegten und alle Schiffer heimkehrten; aber einer Dirne wollte der Bräutigam noch immer nicht kommen, und als alle anderen schon daheim waren, war er noch immer nicht da. Da wollte sich ihr Herz gar nicht zufrieden geben und nachts saß sie am Wasser und jammerte und schrie nach ihrem Liebsten. Da kam eines Nachts das Schiff, das mit ihrem Bräutigam verunglückt war; das nahm sie auf und niemand hat sie wieder gesehen.

Ein Mann trägt seine verstorbene Frau. Ein Mann aus Wellmiz im Kreise Crossen ging einmal nach Jähnsdorf in die Ölmühle. Als er mit Schlägen fertig war und nach Hause ging, wählte er einen Fußweg, der über den Kirchhof führte; seine Frau war gestorben und ihr Grab lag dicht am Steige. Als er daran vorbei ging, sagte er: „Meine liebe Annliese, wenn ich dich heute mitnehmen könnte!“ Kaum hatte er das gesagt, so sprang ihm jemand von hinten auf den Rücken, und die Haare des Hinaufgesprungenen hingen ihm in das Gesicht. So mußte er noch drei Viertelstunden weit gehen. Als er an das Schloß zu Wendisch-Wellmiz kam, liefen ihm die Hunde bellend entgegen. Da wurde es ihm auf einmal leicht und das auf seinem Rücken war er los. Er sah sich jetzt zwar um, aber es war nichts zu sehen. Der Schweiß rann an ihm herunter. Als er zu Hause ankam, sagten seine Kinder zu ihm: „Vater, Ihr seht ja ganz weiß aus!“ Er sagte aber nichts. Sie gab ihm zu essen, aber er aß nichts. Am andern Morgen erzählte er ihnen, daß er ihre Mutter bis an das Schloß getragen hätte. Er ist noch an demselben Tag gestorben.

Der Totenritt. Ein Mädchen hatte einen Geliebten, der war Soldat und ist dann beim Heer gestorben. Jetzt hat sich das Mädchen gar so viel gesehnt nach ihm und hat oft bitterlich geweint. Da kam in der Nacht ein Reiter auf schneeweißem Schimmel vor ihr Fenster geritten, das war ihr Geliebter. Er klopfte an und sagte: „Annamirl steh auf und geh mit mir!“ Sie stand gleich auf und ging hinaus. Da sagte er, sie soll sich aufsetzen; das tat sie und dann ritten sie fort. Der Mond schien sehr hell. Auf einmal fängt ihr Liebster an:

„Wie scheint der Mond so hell,
Wie reiten die Toten so schnell!
Annamirl, fürchtest dich nit?“

Sie aber sprach: „Was soll ich mich denn fürchten; bist du ja bei mir!“ Sie reiten eine Weile, da spricht er wieder:

„Wie scheint der Mond so hell,
Wie reiten die Toten so schnell!
Annamirl, fürchtest dich nit?“

Sie gab wieder die gleiche Antwort; und ganz ebenso ging es ein drittes Mal. — Währenddem waren sie zum Haus des Schulmeisters gekommen, da war der Freithof nimmer weit. Da kam ihr die Furcht. Und als sie vor Schulmeisters Schupfen vorbei kamen, sprang sie schnell ab und lief hinein in den Schupfen; denn ihre Angst war schon groß und unter den „Dachtropfen“ wußte sie sich sicher. Da rief ihr Geliebter ihr zu: „Dein Glück ist's, daß du herabgesprungen und da hinein bist; sonst hätte ich dich auf tausend Felsen zerrissen! Ich wäre schon bald erlöst gewesen, und hab' wieder so weit herkommen müssen!“ Und dann warnte er sie noch, ja keinen Verstorbenen mehr zu sich zu verlangen, und verschwand.

In den weitaus meisten Fällen ist es die eigene Schuld des Toten, die ihn im Grabe keine Ruhe finden läßt. Der Grenzsteinverrücker, der Dieb, der Meineidige, der Mörder, alle müssen sie nach ihrem Tode umgehen, bis ihr Verbrechen auf irgendeine Weise gesühnt ist. Die Vorstellung, daß besonders bösertige Tote im Grabe nicht Ruhe halten, sondern die Lebenden draußen erschrecken und quälen, gehörte schon zum Glauben unserer heidnischen Vorfahren; ihre Umbildung zum Glauben an eine Strafzeit der bösen Toten und ihre fast unbegrenzt weite Verbreitung geschah erst durch das Christentum mit seiner Lehre vom Reinigungsbrand der Seelen, dem Fegefeuer. Heute ist der Abergläubische geneigt, alles Unheimliche und allen Spuk damit zu erklären; überall sieht er leidende Seelen: in den mancherlei Lichterscheinungen, die ihm auf nächtlicher Wanderung die ängstlich gespannten Sinne erschrecken, im Spiel der Nebel, die den Berghang hinauf und herunter rollen, in dem leisen Seufzen und „Niesen“, mit dem das fließende Wasser unter der Brücke gleitet, in all den seltsam schauri-

gen Lauten der Nacht. Er fühlt sich umgeben von einer Welt gequälter Geister, und in der Einsamkeit, im wachen Traumzustande der einsamen Wanderung, wird ihm das Gefühl zum Erlebnis: der Angstliche möchte dem Spuk entlaufen, aber da kommts hinter ihm drein und die grausige Angst legt sich ihm lastend auf die Schultern; der Betrunkene ruft dem Spuk ein höhnisches Wort zu, und wenn er dann am Morgen mit wüstem Kopf im Straßengraben oder auf freiem Feld erwacht, glaubt er sich von dem verspotteten Spuk bestraft; der Freundliche und Fromme aber hat Mitleid mit den friedlosen Seelen, er möchte sie gern erlösen und redet sie an, und wenn dann mit dem gesprochenen Wort das Grausen plötzlich schwindet, so weiß er, daß ihm die Erlösung gelungen ist; der Geistliche geht dem Gespenst mit kräftigen Segenssprüchen zu Leib und zwingt es so zur Ruhe.

Die Strafe der armen Seelen steht oft in enger Beziehung zu ihrem einstigen Verbrechen: der Grenzfrevler wandert die Grenze auf und ab und trägt den Markstein auf seiner Schulter, der unachtsame Hirt schleppt als ein zweiter Sisyphus die verfallene Kuh den steilen Berg hinauf, bis sie ihm von droben wieder hinunterrollt, der Mörder schreit in alle Ewigkeit den gellenden Todesschrei seines Opfers. Oft fehlt diese Beziehung aber auch: der hüßende Geist geht einfach „spuken“, er springt dem Wanderer von hinten auf den Nacken und drückt ihn wie ein Alp, er poltert und wirft mit Steinen, oder er müht sich mit unlösbaren Aufgaben. Gelegentlich weiß man überhaupt nichts von einem Frevler und seiner Strafe, sondern nur: dort spukts, eine arme Seele geht um und macht sich bemerkbar, damit sie jemand erlöse.

Der Scheidegänger. Bei einer Grenzstreitigkeit zwischen Liepen und Hallalit in Mecklenburg erbot sich der Statthalter von Hallalit, die alte Grenze zu beschwören. Er hatte vorher seine Schuhe mit Erde vom Acker seines Herrn gefüllt und ging nun vorauf und sagte: „It ga up min Herrn sin Grund un Boddn.“

Als er seine Schuhe nachher wieder auszog, waren sie statt mit Erde mit Blut gefüllt. Da traf ihn der Schlag und er starb kurz darauf. Nach dem Tode aber wanderte er an der Grenze und rief: „Hir geit de richtig Scheid!“

Der Schöpfer. Zwischen zwei Gemeinden im Kanton Wallis gab es einmal Streit über die Weidengrenze, und da man sich anders nicht einigen konnte, mußte der alte Vorsteher der einen Gemeinde die Grenze beschwören. Da tat er sich Erde aus seinem Garten in die Schuhe und steckte einen Suppenschöpfer verborgen in seinen Hut. So stellte er sich im Angesicht der Richter auf den streitigen Boden und schwur: „So wahr ich den Schöpfer über meinem Haupte habe, stehe ich hier auf meiner Erde.“ Die Richter nahmen den Schwur an und urteilten zugunsten seiner Gemeinde. Aber nach dem Tode des Meineidigen ging ein Gespenst voll Feuer auf dem Grenzlande hin und wider und noch vor wenigen Jahren soll es, besonders an den Seelentagen und zur Quatemberzeit, in seiner Feuergestalt gesehen worden sein.

Der Untergänger. Bei Bühl im Nedertale hörte man sonst oft in der Nacht einen Untergänger oder Feldrichter schreien. Er trug einen Markstein auf der Schulter und rief beständig: „Wo soll ich ihn hintun? Wo soll ich ihn hintun?“ Einmal hat ihm einer zugerufen: „Narr, wo du ihn genommen hast!“ Da sprach er: „Nun gottlob, jetzt bin ich erlöst,“ und trug seinen Stein fort und seitdem hat man ihn nicht mehr gesehen noch gehört.

Der spukende Abend. Auf dem Wege zwischen Neuenkirchen und Staven bei Neubrandenburg wanderte alle Abend von Neuenkirchen bis zum Kreuzweg bei Staven der Geist eines Mannes, der bei Lebzeiten vornehm und stolz war und statt „Guten Abend“ immer nur „Abend“ gesagt hat. Deshalb mußte er auch nach seinem Tode jedem, der vorüberging, sein „Abend“ zurufen. Endlich hat ein Bauer aus Roga bei Friedland den Geist dadurch er-

löst, daß er ihm auf seinen Gruß freundlich erwiderte: „Einen guten Abend beschert uns der liebe Gott.“

Das Niesen. 1. Unter einem Brüdlein zwischen Baden und Scheuern hatten die Leute beim Drübergehen oftmals niesen gehört. Als es nun einmal ein Betrunkener, der von Scheuern kam, auch wieder hörte, rief er: „Helf Gott!“ Da stand gleich eine schöne, glänzend weiße Frau vor ihm, die dankte ihm, er habe sie durch sein Helf Gott! erlöst, und darauf habe sie nun schon viele Jahre vergeblich gewartet. Dann bat sie ihn, seine Hand mit seinem Schnupftuche darin ihr herzureichen. Und als er das tat, legte die Frau ihre Hand auf das Tuch und verschwand. Wo ihre Hand gelegen hatte, war das Abbild einer Hand schwarz in das Tuch eingebrannt. Da konnte man sehen, daß die armen Seelen unaufhörlich wie Feuer brennen.

2. Drei Männer aus Krozingen in Baden gingen einst, nachts von Staufen nach Haus. Im Hohlweg hörten sie zweimal stark niesen und jedesmal sagte der eine von ihnen: „Helf Gott!“ Als es aber zum drittenmal nieste, sagte er: „Wenn dir Gott nicht hilft, so helf dir der Teufel!“ Da rief eine klägliche Stimme: „Hättest du noch einmal Helf Gott gesagt, so wäre ich jetzt erlöst; nun aber bin ich ewig verdammt.“

Der Spuk bei B a r g e n s t o r f. Ein Bauer in der Gegend von Stargard fuhr eines Abends noch in die Stargarder Mühle und ließ Korn mahlen. Auf dem Heimwege singt er sein Abendlied: „Nun ruhen alle Wälder“. Bei der Stelle:

Mein Augen stehn verdrossen,
Im Hui sind sie geschlossen,

ist er gerade bei der Grenzbrücke vor der Bargesstorfer Mühle angekommen. Da singt eine Stimme dicht dabei weiter:

Wo bleibt dann Leib und Seel?

und dann ist es wieder still. Den Bauern überfällt eine namenlose Angst, er macht, daß er nach Hause kommt, und erzählt dem

Pastor in Stargard, was er erlebt hat. Der gab ihm den Rat: wenn er wieder einmal des Weges fahre, solle er dieselben Worte singen, und wenn dann die Stimme wieder einfalle, ruhig das Lied zu Ende singen. — Bald darauf fuhr der Bauer wieder dort vorbei und sang sein Lied, und richtig fiel die Stimme wieder ein. Da sang der Bauer weiter:

Nimm sie zu deinen Gnaden,
Sei gut vor allem Schaden,
Du Aug und Wächter Israel.

Raum hatte er geendet, da rief die Stimme: „Nun bin ich erlöst!“ Seitdem hat man dort nie wieder etwas gehört.

Der Landmesser. In schwülen Sommernächten, besonders kurz vor Tagesanbruch, aber auch im Herbst am Abend, sieht man um Hohnstedt an der Leine oft ein gespenstiges Feuerwesen ruhlos durch die Feldmarken gehen; es trägt eine glühende Stange oder es wirft mit einer glühenden Kette. Das ist der glühende Mann oder „Landmesser“, den fast jeder schon einmal gesehen hat. Man hält ihn für einen Mann, der während seines Lebens falsch gemessen hat, die Grenzsteine verrückt, die Grenze falsch beschworen, Land abgepflügt oder sonst betrogen hat. — Eines Nachts begegnete er einem etwas angetrunkenen Bauern, das war unter dem Helgenholt am Hohnstedter Berg. Dem Bauern war gerade die Pfeife ausgegangen. Er bat also den feurigen Mann um etwas Feuer. Der Landmesser gab ihm auch Feuer. Da aber die Pfeife nicht gleich brennen wollte, fing der betrunkene Bauer an zu fluchen; in demselben Augenblick erhielt er aber eine so gewaltige Ohrfeige, daß er taumelte. Dann mußte er noch die ganze Nacht durch bis zum Morgen umherirren. Und als es Tag wurde, war er dicht vor dem Dorf.

Das Hoawief. Das Hoawief war eine alte, sehr böse Wirtschaftlerin auf dem Domänenhof Brüssow in der Uckermark. Sie erschlug einmal ein armes Mädchen, das sie beim Raschen ertappt

hatte, mit ihrem Schlüsselbund. Dafür wurde sie gehangen und spukte nun nach ihrem Tode. Einmal waren im Brüssower Amtshaus zu einem Feste viele Gäste eingeladen, und weil am Abend das Wetter sehr unfreundlich war, mußten sie alle dort über Nacht bleiben. Betten waren nicht genug vorhanden; darum machte man eine große Streu. Als nun die Leute um Mitternacht auf der Streu lagen, kam das Hoawief, ergriff einen nach dem andern bei den Beinen und zog sämtliche Füße in eine Linie. Dann visierte sie die Linie hinunter und sagte: „Dief lanf!“ — Nun machte sie mit den Köpfen der Leute daselbe, und weil da die Füße natürlich wieder aus der Richtung gekommen waren, mußte sie mit ihrer Arbeit wieder von vorne anfangen. Das trieb sie, bis ihre Zeit um war.

Das schreiende Ding in Oldenburg. Vor längerer Zeit kamen einmal zwei Strumpfhändler nach Holle. Der eine logierte in Schmers Hause (jetzt Brands Haus), der andere nebenan in Jan Klas Haus (jetzt Harm Hayes Haus). Als nun der in Schmers Haus sich zur Ruhe begeben hatte, schlich sich sein böser Wirt zu ihm und goß ihm geschmolzenes Blei in den Hals. Als sein Kamerad ihn am nächsten Morgen aufsuchte, fand er ihn tot. Man hatte Schmers sofort im Verdacht, er aber wollte nichts davon wissen und fluchte: „Wenn ich den Mord begangen habe, so will ich schreien bis an den jüngsten Tag.“ Als Schmers kurz darauf starb, ging er alsbald wieder und zwar als „schreiend Ding“. Das schrie nun bald hier, bald dort, in Schmers Hause, auf der Landstraße, auf dem Fußweg, auf dem Rodenmoor, in der Heide, und oft so laut, daß die Bleifenster des Hauses klirrten, vor dem es gerade schrie. Es erschien als ein kleines Männchen mit grauer Jade, einen Dreitimpfen auf dem Kopf, an dem einen Fuß einen Holzschuh, an dem andern einen ledernen. — Eines Tages kam es mit einem Jäger auf dem Achterndiet zusammen und ging immer neben ihm her. Der Jäger wurde des widrigen Geschreies bald

überdrüssig und schoß nach dem Ding; aber die Glinte versagte und nun trat es ganz nahe an ihn heran und schrie noch viel lauter und furchtbarer. Mehrere andere Leute in Holle und Oberhausen, die man zum Teil noch mit Namen zu nennen weiß, haben es ebenfalls gesehen und Schreien hören, z. B. Hinrich Suhr in Oberhausen, der zur französischen Zeit sechzig bis siebzig Jahre alt gewesen sein soll. Der hat einmal in seinen jungen Jahren abends die Hirsche von seinem Rodenmoor verscheuchen wollen, die damals dort nicht selten die Felder heimsuchten, und hat dazu auf dem Moor ein Feuer angezündet. Da sah er das schreiende Ding deutlich neben sich hergehen und hörte es gleich darauf schreien. („Dat hett he mi sülwst vertellt, un dat wull de ole Suhr woll nicht lögen.“) — Das Geschrei ist stets so eigentümlicher Art gewesen, daß es niemand und nichts hat nachmachen können, und deshalb ist ein Zweifel über den Ursprung des Geschreies nicht wohl möglich. — Im Schmers'schen Hause trieb es neben seinem Schreien noch allerhand Unfug, so daß man zuletzt einen lutherischen Prediger aufforderte, es fortzuschaffen; aber der konnte es nicht. Da holte man einen katholischen Priester, und der bekam es durch Bannsprüche und geheime Künste in seine Gewalt. Er wollte es nun auf einem Wagen mit zwei Pferden in die Heide fahren lassen, aber die beiden Pferde blieben damit steden. Da ließ er vier Pferde anspannen und die brachten den Wagen nur mit knapper Not vorwärts. Der Pater fuhr selbst mit; er befahl den Fuhrleuten aber, sich ja nicht umzusehen, sonst behalte er das Ding nicht in seiner Gewalt. Erst als sie eine Strecke weit gefahren waren, sagte der Pater: „Jetzt seht euch mal um.“ Das taten die Fuhrleute, da brannte das schreiende Ding lichterloh, brannte zur Strafe wie ein Bund Stroh brennt, wenn man es anzündet. In der Heide setzte der Pater es ab und befahl ihm, die Heide hier zu zählen. Aber damit war es so schnell fertig, daß der Pater es bei seiner Rückfahrt auf Schmers Straße schon wieder fand, und zwar mit

ausgespannten Beinen über die ganze Straße, von einem Weidenstamme bis zu dem gegenüber. Da brachte er es zum zweitenmal weg, und zwar nach der Sager Heide und gab ihm auf, die Heide dort zu zählen und immer wieder von vorne anzufangen, so oft es fertig sei. Seitdem ist es noch nicht wiedergekommen; aber es heißt: mit jedem Jahre komme es einen Hahnentritt näher an Sage heran, und wenn es dort ankomme, dann hätten wir den jüngsten Tag.

Der geistende Hirt. Auf dem Einöddberge unweit der Mädelegabel stand einst ein Hirt im Dienst, der war sehr lässig und unachtsam, so daß ihm eines Tages eine Kuh verfiel. Anstatt sich nun dadurch warnen zu lassen, lachte der Hirt hell auf, als er die Kuh den steilen Abhang hinunterboden und sich einmal ums andere überschlagen sah. Dafür hat er aber auch nach seinem Tode keine Ruhe gehabt und mußte als Geist die Kuh den steilen hohen Bergabhang mit unbeschreiblicher Anstrengung hinauf tragen und schleppen. Sobald er aber oben war, kam sie ihm aus und kollerte wieder hinab, und dann mußte er darob fürchterlich lachen, daß es weithin schallte. Dann sprang er wieder den Berg hinab, um die Kuh von neuem hinaufzuschleppen. So ging es in einem fort, und weil nun darob eine große Unruhe in die Alpe gebracht wurde, so wollte zuletzt kein Hirt mehr oben bleiben. Auch fing es in der Hütte an zu geisten, und darum ließ man endlich einen Kapuziner aus Immenstadt kommen, daß er den Geist verbanne. Nach langem Lesen und Benedizieren gelang es dem Pater auch, den Geist zu beschwören, der aber verlangte nun seinerseits, bevor man ihn verbanne, nach dem „Fürwiß“. Da überließ man ihm statt dessen eine alte Geiß, die hat er sogleich in Fetzen zerrissen. Darauf beschwor ihn der Kapuziner auf die wilden und unzugänglichen Schrofen der Trettachspitze. — Wer dieser „Fürwiß“ eigentlich gewesen ist, nach dem der Geist verlangte, weiß man nicht. Aber einige meinen, das sei jedenfalls „Hatscherles Kaschpa“ gewesen, denn der habe bei der Beschwörung verstoßen zugeschaut und sei

auch sonst immer so liebengescheit gewesen, daß man ihn oft den „Fürwit“ geheißten habe.

Viele Tote sind auch verdammt, daß sie in Tiergestalt umgehn müssen. Das sind dann aber meistens nicht die kleinen Seelentiere des vorigen Kapitels, sondern allerlei große Gestalten in undeutlichen Umrissen, wie sie der Nacht und ihrer Nebelfinsternis enttauchen: ein kopfloses Pferd, ein dreibeiniger Hund mit tellergroßen Feueraugen, ein Riesentalb, oder ein weißschimmerndes Lämmchen. Fast jedes deutsche Dorf hat so ein „Dorstier“, das dem Wanderer nachts am Weiher, im Hohlweg, am Waldrand oder im offenen Feld und Moor begegnet. Gerade bei diesen Tiergespenstern bleibt die Frage nach ihrer Vorgeschichte oft unbeantwortet: es wird schon irgend etwas dahinter sein, irgendein Mord oder sonst eine Freveltat; die Alten haben noch davon erzählt — heute sind die alten Geschichten vergessen.

Der Schuß in den Himmel. Der Herr von Reibold auf Polenz hat einmal bei einer lang anhaltenden Dürre mit seinem Jagdgewehr nach dem Himmel geschossen, um Gott zu bedrohen. Zur Strafe dafür ist er irrsinnig geworden und hat im Grabe selbst keine Ruhe. Nun geht er nächtlicherweile auf dem alten Gottesacker zu Neustadt im Meißener Hochland in Gestalt eines schwarzen Katers um und schreckt die Vorübergehenden.

Luxemburger Tiergespenster. 1. Am Brakenberg, auf der Strecke vom Greneschbirnbaum bis zum Kreuzweg unter Godendorf spukte früher ein kleiner weißer dreibeiniger Hund, das Brakenhündchen oder Eselshündchen. Sein Hauptaufenthalt war der Eselsborn. Er erschien anfangs als kleiner niedlicher Pudel, wurde aber allmählich immer größer, zuletzt so groß wie ein Pferd. Wer es ruhig neben sich herlaufen ließ, kam ungeschoren davon; wer es aber lockte oder reizte, dem sprang es auf den Rücken und ließ sich von ihm tragen und wurde dabei immer schwerer, so daß

der Geplagte zuletzt kaum mehr weiter kam. — Ein Mann aus Edingen wollte nicht an das Eselshündchen glauben. „Bah!“ sagte er, „dummes Weibergeschwätz! Ich bin schon zu jeder Nachtstunde am Eselsborn vorbeigegangen und noch ist mir kein Hündchen begegnet.“ Aber einmal kam er in später Nacht von Kalingen her auf dem Brakenwege heim und hatte sich in Kalingen einen Rausch angetrunken. Als er am Eselsborn angekommen war, rief er übermütig: „Nun, wenn es einen Eselshund gibt, so mag er kommen!“ Da näherte sich dem Mann auf einmal ein weißer Pudel, der wurde immer größer und größer und sprang ihm auf den Rücken und ließ sich von ihm tragen. Es war eine Last, daß der Mann bald in Schweiß gebadet war und kaum mehr fort konnte; und dabei nahm es mit jedem Schritt an Schwere zu. So mußte er ihn tragen bis an den Godendorfer Mühlenbach. Dort wurde er plötzlich mit furchtbarer Gewalt gerüttelt und durch die Hecken ins Wasser geschleudert; darauf erst verließ ihn das Gespenst. Von dem Schrecken war der Mann gleich, als er das Hündchen sah, wieder nüchtern geworden. Seit der Nacht wagte er es nicht mehr, in der Dunkelheit am Eselsborn vorbeizugehen.

2. Auf dem Marktplatz zu Remich war drei bis vier Jahre lang immer ein weißes Kaninchen zu sehen. Um das bildeten oft Männer, Frauen und Knaben einen großen Kreis, damit es ihnen nicht entgehen könne. Aber sobald jemand nach ihm griff, hielt er einen weißen Stein in den Händen. Einer ließ sich, als das Tier eben wieder sichtbar war, darauf fallen, um einen sicheren Fang zu tun. Da lag er auf einem dicken Stein.

Pölkterken. In Siddinghausen bei Bühren ist ein Spukgeist, der heißt „dat stumpe Ding“ oder auch „Pölkterken“. Er erscheint nachts in Gestalt eines Esels mit tellergroßen Augen. Manchmal hält ihn jemand für einen wirklichen Esel und versucht ihn zu reiten; aber zu seinem großen Entsetzen fällt er hindurch, als wäre gar nichts da.

Das Gespensterroß. In der Stadt Sitten trieb sich einst allmitternächtllich ein dreibeiniges Roß unter klappernden Hufschlägen die Gassen auf und ab. Es hatte nur ein großes Auge mitten auf der Stirn. Eines Nachts wagte sich ein Bursche in tollem Übermut an das Roß heran und schwang sich darauf, um zu sehen, ob es nicht zum Reiten tauge. Eine Zeitlang ritt er ohne Not und triumphierend durch die Gassen, dann aber wurde das unheimliche Tier zusehends größer und höher, und plötzlich lenkte es mit seinem Reiter in die Kirchgasse ein und drückte den Burschen dort gegen den oberen Bogen. Am anderen Morgen haben sie ihn dort gefunden: zerquetscht und wie eine Bettdecke ausgespreitet. Das dreibeinige Roß ist seitdem nicht mehr erschienen.

Die Sagen von feurigen Spukerscheinungen entstammen von der einen Seite dem Glauben ans brennende Fegfeuer, von der anderen aber auch wirklichen Erlebnissen. Wer öfters nachts gewandert ist, der kennt den plötzlichen Schrecken, daß seitab neben dem Weg ein hohes stilles Feuer zu brennen scheint; es fladert nicht, es leuchtet nur still und weiß, aber es scheint sich mit den Schritten des Wanderers fortzubewegen: es geht scheinbar weit in der Ferne neben ihm her, aber wenn er dann darauf zugeht, so wird es mit jedem Schritt erschreckend größer, als komme es in Eile auf ihn zugerannt. Faßt er endlich herzhaft hinein, so steht es plötzlich still und ist ein modernder Pfahl von einem zerfallenen Weidegatter. Oft aber läßt es auch den Wanderer gar nicht erst an sich heran: er liegt schon vorher im Straßengraben.

Lichtspuk. 1. Im Schatzwäldchen bei Ettlingen in Baden zeigten sich öfters nachts einzelne Flammen und ein blaues Licht. Als ein Mann dies Licht von der Landstraße aus gesehen hatte, sagte er laut: „Wenn du doch da hüben wärest und mir leuchtetest.“ Augenblicklich war das Licht bei ihm, faßte ihn an der Seite und warf ihn in den Straßengraben.

2. Ein Bauer von Langensteinbach in Baden, der nachts um zwei Uhr aus der Dietenhausener Mühle heimging, sah vom Dreieichenbuckel aus im fernen Felde jemand mit einem Lichte wandeln. Da dachte er: wenn doch der mit der Laterne bei mir wäre! und im Nu stand das Gespenst neben ihm und sprach: „Da bin ich, ich will dir leuchten.“ Das tat es auch, führte den Bauern dabei aber so in der Irre umher, daß sie erst morgens um fünf Uhr an sein Haus kamen. Dort forderte der Geist für sein Leuchten ein Trinkgeld. Der Bauer gab ihm einen Groschen, und als er seine Hand dabei mit dem Finger berührte, zischte der augenblicklich in Rauch auf.

Der Welthund. Vor dem Tore von Alversdorf bei Schöningen in Braunschweig saß der Welthund auf einem Stein. Er lief auch in den Gassen des Dorfes umher und hatte Augen so groß wie eine Butterschwarbe. Auch auf dem Weg von Räßke nach Warberg bei Schöningen zeigte er sich, tat aber niemandem was, wenn man ihn nur zufrieden ließ. Eines Abends ging ein Mann dort in der Dunkelheit und wollte sich gerade eine Pfeife ansteden. Er hatte den Pinkschwamm schon hergekriegt, da sah er am Boden Feuer. Da wollte er sich davon schnell was aufnehmen, aber er griff in die feurigen Augen eines großen Hundes, der ihm sofort an die Kehle sprang. Von dem Schrecken wurde der Mann so krank, daß er bald starb.

Alles was dem Wanderer des Nachts an Lichterscheinungen begegnen kann, faßt das Volk auch als eine eigene Geistergruppe zusammen: das sind die Irrlichter, Irrwische, Didepoten oder wie sie sonst da und dort heißen. In dem als Knochen gefangenen Irrlicht haben wir deutlich das Phosphorlicht der Fäulnis; wenn aber die Irrlichter in Scharen die Luft durchschwirren, so sind es wohl die schwärmenden Johanniskwürmchen der Sommernacht, oder es hüpfen wohl auch über dem Moor Flämmchen von leuchtendem Sumpfgas, oder elektrische Feuerzungen, dem Elmsfeuer verwandt,

zeigen sich über Ried und Rohr. Die Naturwissenschaft ist über die Natur der „Irrlichter“ noch nicht restlos klar; dem Volke sind sie die Seelen ungetaufter Kinder, die der Erlösung harren. Da aber die anerkannte Bosheit der Irrlichter, die den Menschen in Sumpf und Moor verlocken, mit dieser Erklärung nicht recht zusammenstimmen will, so gelten sie daneben auch für boshafte Kobolde, die keinen anderen Wunsch haben, als den Menschen zu necken, und die es sich deshalb gefallen lassen müssen, wenn sie ein Listigerer nun seinerseits verspottet.

Wie die Irrlichter einem Pfarrer leuchteten. Ein Pfarrer aus der Umgegend von Rauen bei Fürstenwalde fuhr einmal mit seinem Knecht spät abends nach Hause, und wie sie so eine Weile gefahren sind, wird's ganz lebendig um sie her von kleinen Lichtern, die tanzen lustig um den Wagen her. Da rief der Pfarrer: „Geht nur vorne vor die Pferde und leuchtet, ihr sollt auch ein Trinkgeld haben!“ Da waren alle auf einmal vor dem Wagen und haben den beiden ihren Weg bis zum Dorfe gezeigt. Aber der Pfarrer hat auch sein Wort gehalten und ihnen ein Trinkgeld vom Wagen geworfen. Dann sind sie verschwunden.

Die Lüchtemännchen. Es war einmal ein Kuhhirt zu Ferchesar bei Rathenow. Der hatte mit seiner Herde in der Heide umhergetrieben und hatte auf dem Heimweg in der Dunkelheit eine Kuh verloren. Als er nun nach Hause kam, bemerkte er es und machte sich sofort auf die Suche. Er ging wieder in den Wald und suchte überall; aber er konnte sie nicht finden. Da setzte er sich endlich müde auf einen alten Baumstumpf und wollte sich eine Pfeife anzünden. Wie er nun da so sitzt, kommt auf einmal ein großes Heer von Lüchtemännchen, die tanzen wild um ihn herum, daß ihm ordentlich hätte bange werden können. Aber er war ein dreister Bursche: er blieb ruhig sitzen und stopfte sich seine Pfeife. Als er sie aber dann anzünden wollte, und Feuerstahl und Stein und Schwammbüchse hervorzog, da flogen sie ihm um den Kopf

herum, daß er jeden Augenblick dachte, sie würden ihm die Haare versengen. Deshalb nahm er seinen Stod und schlug gewaltig um sich; aber je mehr er zuschlug, desto mehr Lüchtemännchen kamen, so daß er endlich zugriff, um einen zu fassen. Und da hatte er auf einmal einen Knochen in der Hand. Das mochte den anderen Häufen erschreckt haben, jedenfalls flogen sie weg. Der Ruhhirt steckte sich den Knochen in die Tasche, brannte seine Pfeife an und ging nach Hause. — Am anderen Morgen trieb er mit der Herde wieder hinaus und fand auch seine Ruh wieder. Als er aber abends nach Hause kam und es schon dunkel geworden war, da sah er ein paar Lichtchen vor seinem Fenster. Er glaubte, es wäre sein Nachbar mit der Laterne, deshalb machte er das Fenster auf und sah nun die ganze Dorfstraße voll Lüchtemännchen. Die kamen in gewaltigen Häufen dahergehüpft, wirbelten unruhig durcheinander und riefen: „Gibst du uns unsern Kameraden nicht heraus, so stecken wir dirs Haus an!“ Da fiel ihm erst der Knochen wieder ein und er sagte: „Ach, so macht doch kein dumm Zeug, der Knochen kann doch euer Kamerad nicht sein!“ Aber sie riefen nur immer lauter: „Gibst du unsern Kameraden nicht heraus, so stecken wir dirs Haus an!“ Da dachte er, es könnte doch wohl Ernst werden, nahm den Knochen, legte ihn sich in die flache Hand und hielt ihn zum Fenster hinaus. Da war er gleich wieder ein hellfladerndes Lüchtemännchen und hüpfte davon und die andern alle umringten es wie im Jubel und hüpfen und sprangen lustig mit ihm zum Dorf hinaus.

Das Irrlicht bei Weder. Einem Schuster aus Biver in Luxemburg, der den Tag über in Weder arbeitete, begegnete jeden Abend auf dem Heimweg an der gleichen Stelle ein Irrlicht und suchte ihn in die Syr zu loden. Einmal nahm der Schuster einen schweren Stein mit; und als er eben über die Brücke gehen sollte und das Irrlicht wieder über dem Flusse schwebte, warf er den Stein hinunter ins Wasser. Das Irrlicht glaubte, da sei der

Mann ins Wasser gefallen und klatschte vor Freude in die Hände. Der Schuster aber lachte es aus und ging seinen Weg.

Fluchen vertreibt die Irrlichter. 1. Die Irrlichter sind die Seelen der ungetauften Kinder, die nicht hinauf in den Himmel können. Betet der Mensch, wenn er sie sieht, so kommen sie ganz nahe heran; flucht er, so gehen sie fort. Als einmal ein Mensch von einem Irrlichte schon lange Zeit hin- und hergeführt war, verlor er endlich die Geduld und rief: „Donnerwetter, was bist du für ein dummes Ding!“ Da war das Irrlicht gleich verschwunden.

2. Ein Schäfer ist einmal draußen in der Hürde, und wie er so in seinem Karren liegt, sieht er plötzlich einen Didepot unter seiner Herde. Da fängt er in seiner Angst an zu beten, und je mehr er betet, desto näher kommt der Didepot und zuletzt hüpfst er gar auf den Karren hinauf. Da wird's dem Schäfer doch zu toll. Er fängt gewaltig an zu fluchen und augenblicklich ist der Didepot verschwunden.

Irrwischtaufe. Auch in den Niederlanden gelten die Irrwische für die Seelen ungetaufter Kinder, die nicht in den Himmel kommen können und deshalb am Tage in Wäldern oder düsteren Oden verborgen ihr Los betrauern. Sehen sie abends jemanden, dann laufen sie auf ihn zu und wieder vor ihm her und möchten ihm den Weg zu irgendeinem Wassertümpel zeigen, damit er sie daraus taufe. Und das soll man auch nie versäumen. Denn die armen Tierchen müssen so lang in der Vorstadt des Paradieses sitzen, bis sich einer über sie erbarmt, und da haben sie keine Freude, und nichts, gar nichts. — Ein Mann kam einmal abends spät noch über Feld; er wollte von Molenbeek nach Gandeshoym zurück. Da kamen ihm auf einmal drei Stalligten (Irrlichter) zugelaufen, und weil er immer gewohnt war, solche Stalligten zu taufen, so sprach er hier, um in einemmal gleich alle drei zu erlösen: „Ich taufe euch im Namen des Vaters und des Sohnes und des

heiligen Geistes.“ Aber das bekam ihm übel. Denn im selben Augenblick sah er sich von mehr als tausend Irrlichtern umringt, die alle getauft sein wollten. Er taufte schon immerzu, aber der Zulauf nahm kein Ende und hörte nicht eher auf, als bis der Hahn krähte, so daß der Mann die ganze Nacht auf dem Felde bleiben mußte.

Diese letzten Geschichten von den Irrlichtern, die sich erlösungsbedürftig an den Betenden und zur Taufe drängen, sind ganz und gar aus christlichem Denken geboren: alle armen Seelen, die noch die Pein des Fegefeuers leiden, nicht nur die der ungetauften Kleinen, sind auf die Gebete der mitleidigen Lebenden angewiesen.

In die Kappe beten. Einem Hirtenbübl war es einsam auf den Höhen. Da haben ihm andere Hirten geraten, nur recht fleißig zu beten. Es hat sich kleine Hölzl gemacht, und allemal wenn es sein Vaterunser gebetet hat, warf es ein Hölzl in seine Kappe, die es neben sich gelegt hatte. Nachher schüttete es die Hölzl aus, um die Vaterunser zu zählen; da sind aber gleich die armen Seelen gekommen, haben die Vaterunser aufgeklaut und sich schleunig mit durchgemacht. Ein Kapuziner ging vorüber, erfuhr davon und schenkte dem Bübl einen Betten (Rosenkranz). Jetzt nahm es den zum Beten, aber da blieben die armen Seelen weg. Nachher hat das Bübl den Rosenkranz verworfen und wieder in die Kappe gebetet, weil er das lieber mochte, wenn die armen Seelen kamen.

Damit sind wir vom Schicksal der einzelnen Seele, das sich je nach ihrem Vorleben individuell gestaltet, schon an die Frage herangekommen: was wird aus den Seelen der Toten in ihrer Gesamtheit oder wie die Frage heute meistens lautet:

Wo haben die armen Seelen ihr Fegfeuer?

1. Wenn an Winterabenden die Familie gemütlich in der warmen Stube zusammen sitzt, so läßt sich nicht selten ein jämmerliches Weinen, ein wunderliches Heulen oder Pfeifen hören. Eine alte

unverheiratete Tante oder auch die Großmutter weiß die Sache zu deuten: „Das ist ein armes Seelchen, das dorthin gebannt ist und auf Erlösung harrt.“ Alles schaut mißtrauisch nach dem Ofen oder woher sonst die Töne kommen. Wenn drei Vaterunser nicht genügen, werden sechs, neun usw. gebetet, bis das Geräusch aufhört. Dann ist die Seele erlöst. (Luxemburg.)

2. Ein Strohseil soll man nie unter das Vieh streuen, ohne den Knoten zu lösen, denn es gibt arme Seelen, die in dem Knoten ihr Fegefeuer haben. Einmal hat ein Mann in Oberanwen ein Strohseil, das ihm unter den Füßen lag, aufgehoben und den Knoten gelöst. Da schwebte eine arme Seele empor und sagte: „Gott sei Dank! Darauf habe ich schon lange gewartet. Nun bin ich erlöst.“ (Luxemburg.)

3. Nach dem Rinderglauben ist das Anarren und Pfeifen großer Türen, besonders der Scheunentore, nichts anderes als das Röhren und Stöhnen von armen Seelen, die da ihr Fegefeuer haben. Man soll sich also nicht auf solchen kreischenden Toren schaukeln. (Luxemburg.)

4. In Neustadt in der Oberpfalz blieb einmal eine Bäurin unter dem Gottesdienst zu Hause beim Kochen. Da warf es mit Schwefelhölzchen auf sie. Aber weil ihre Mutter unlängst gestorben war, nahm sie sich ein Herz und rief: „Wenn du meine Mutter bist, wirf noch einmal her!“ Und gleich kam noch ein Hölzchen. Nun sprach sie die arme Seele an, und die sagte, sie sei ihre Mutter. Jetzt könne sie zwar noch nicht erlöst werden, aber die Hoffnung auf Erlösung habe sie. Sie leide gar vieles, besonders auf der Wagengeleise, wenn der Wagen stark beladen sei, und in den Türangeln, wenn der Bauer die Tür so arg zuschlage.

Der Schalbetgletscher. In der Schweiz heißt es, die armen Seelen hausten im Eis der Gletscher und hätten dort die grimmigste Kälte zu leiden. In Schalbetten zeigt man noch die Stelle, bis wo man den Gletscher einst schon zurückgebannt hatte.

Aber da mußten die Gottesmänner von ihrem Werk ablassen, denn der Gletscher ist ganz voll armer Seelen, die darin ihre Abbüßung machen müssen, und wenn er noch kleiner geworden wäre, so hätten die armen Seelen darin nicht mehr Platz gehabt.

Solche Abbüßungen armer Seelen in Gletschern weiß die Sage überall im Oberwallis zu berichten und im Anschluß daran erzählen fromme Mütter dort ihren Kindern gern eine Geschichte, die in anderem Zusammenhang durch ganz Deutschland zu finden ist:

Vom Freudengesang einer armen Seele. Mitten in den wilden Bergen drinnen hörte einmal ein Gemsjäger einen wunderschönen Gesang. Er eilte den Klängen nach und fand eine arme Seele in großen Qualen. Da fragte er sie verwundert, warum sie in all ihrer Qual so fröhlich sei. Und die Seele antwortete: „Da muß ich wohl singen und mich herzlich freuen; mein Schutzengel hat mir soeben offenbart, ein liebes Bögelein hätte heute beim Aufspießen eines Tannenzapfen ein Samenkörnlein auf die Erde fallen lassen, das wird nun sprießen und zu einem Baum erwachsen. Aus dem Holz des Baumes aber wird man ein Särgelein machen für ein unschuldiges Kind. Und wenn dies Kindlein stirbt,“ so schloß sie singend, „dann werde ich, von allen Qualen frei, in den Himmel kommen.“

3. Die Toten auf dem Friedhof und im Berg

Das Heidentum wußte nichts von einem zeitlich begrenzten Fegefeuer. Es stellte sich die Frage ganz allgemein: wo ist das Reich und die neue Heimat der Toten? und fand eine dreifache Antwort darauf: Entweder haufen die Toten als „lebende Leichen“ dort wo man ihre Körper bestattet hat: Grabstätte und Friedhof sind erfüllt von ihrem spukhaften Treiben; oder sie gehen in Berge und Hügel und haben dort ein Leben, das dem der Menschen in vielem gleicht; oder endlich sie gehen ein in den Wind und fahren mit ihm ruhelos übers Feld und durch den Wald und die Bergschlucht hinunter. Alle drei Meinungen begegnen uns noch heute im Glauben und in den Sagen des Volks.

Daß der Friedhof, der jeden Besucher an den Tod und an verstorbene Angehörige gemahnt, besonders gern zum Schauplatz von Spukerlebnissen wird, ist leicht zu verstehen. Wer an ihm vorübergeht oder ihn gar betritt, weilt mit seinen Gedanken schon an der Pforte, die das Leben schließt, und alles was er Überraschendes und Auffälliges bemerkt, findet schnell seine Erklärung aus dem unheimlichen Treiben der Toten. Die weißen Nebelstreifen, die in der Mondnacht über den Gräbern liegen, werden zu Leichentüchern, das Spiel der Schatten, die mit dem Wind um Kirche und Gräber huschen, zum nächtlichen Geisterreigen. Das Mondlicht, das dem Wanderer von den Kirchenfenstern entgegenspiegelt, scheint ihm aus der Kirche selber zu dringen und die Erklärung ist leicht gefunden: dort drinnen halten um Mitternacht die Toten Messe und Hochamt wie die Lebenden am Tage.

Der Totentanz. 1. Einmal schaute der Türmer von Mals im Bintschgau um Mitternacht auf den Freithof hinab. Da sah er, daß die Toten aus ihren Gräbern gestiegen waren und allerlei

Länze aufführten. Das gefiel ihm und er dachte sich: ich will die lustigen Brüder necken und sehen, was sie dann machen. Er nahm kleine Steinchen und warf sie auf die Gespenster hinunter. Doch kaum hatte er das getan, so kletterten die Gerippe am Turm hinauf und stiegen zum Fenster hinein. Dann nahmen sie den Türmer, der vor Schrecken schon halbtot war, und warfen ihn in fürchterlicher Wut auf den Freithof hinunter. Als die Leute am andern Morgen zur Frühmesse kamen, fanden sie die Leiche des armen Türmers auf einem Grabe liegen.

2. Der Küster in Hagenow sah einst vom Turm aus die Toten um Mitternacht aus ihren Gräbern kommen und auf dem Kirchhof tanzen. Sie knixten dabei und fragten einander:

Wo lang is di din Kitt?

Der Küster äffte ihnen diese Worte spöttisch nach und rief:

Wo lang is di din Schritt?

Da kamen die Gespenster zu ihm herauf geklettert. Aber der Küster zog schnell die Glocke, daß sie Eins schlug, da kehrten die Toten wieder um und schlüpfen in ihre Gräber zurück. Der Küster aber starb am dritten Tage darnach.

Spielkaffer auf dem Friedhof. Der bekannte Spielkaffer, von dem man sich auch sonst allerlei Geschichten erzählt, hat sich einmal in Oerrath im Bergischen, wo er zum Tanz aufspielte, einen Rausch angetrunken, und als er nun in der Nacht nach Bensberg weiter wollte, kam er von der Straße ab und auf den Friedhof. Da war es gerade Mitternacht, und da hat er in seinem Übermut den Toten eins aufgespielt. Aber beim ersten Geigenstrich sind die Toten auch richtig aus ihren Gräbern heraus und haben zu tanzen angefangen, in der Luft, über den Gräbern und Grabkreuzen. Der Spielkaffer hat immerzu gegeigt und die Toten haben getanzt; aber zuletzt ist er müde geworden und hat verschlafen wollen. Da sind die Toten gleich auf ihn los, lauter Gerippe, und haben ihm gedroht, und der Spielkaffer hat weiter

geigen müssen. Weil er so müde war, hat er sich auf ein Grabkreuz gesetzt und hat gespielt, bis ihm die Hand und der Arm lahm wurden. Aber wenn er einmal absetzen wollte, haben die Toten es nicht gelitten. Bis es endlich 1 Uhr geschlagen hat, da sind die Toten alle auf einmal verschwunden gewesen und auch der Käffer ist von seinem Steinkreuz herunter auf das Grab gesunken. Als er aufwachte, graute schon der Tag. Da nahm der Spielkaffer Fiedel und Ranzel und zog von dannen. Aber den Toten hat er nicht wieder geigen mögen.

Vom Gottesdienst der Toten. 1. Zudmantel (in Osterreichisch-Schlesien) war einst eine bedeutende Stadt mit einer großen Kirche; sie hieß aber irgendwie anders, man weiß nur den Namen nicht mehr. Einmal nun ging ein Mann um Mitternacht an der Kirche vorüber. Sie war hell erleuchtet und dumpfer Chorgesang erklang von drinnen. Der Mann ging in seiner Neugierde hinein. Da sah er eine Menge Leute mit fahlen, ausgetrockneten Gesichtern, darunter auch Bekannte, die schon vor mehreren Jahren gestorben waren. Und am Hauptaltar las ein Priester die Messe, der hatte einen Totenkopf. Da erschrak der Mann und floh eilends aus der Kirche. Aber wie er eben die Türe erreichte, sprach der Priester das Amen. Da stürzten die unheimlichen Kirchgänger wie rasend hinter ihm drein. Einer erwischte ihn sogar noch, aber nur beim Mantel. Da ließ er den Mantel fahren und entkam mit knapper Not über die Kirchhofsmauer. Am andern Morgen fand man den Mantel in tausend Fetzen zerrissen vor der Kirchentür.

2. Zwei Rheinwächter sahen einmal die Grüninger Kapelle noch spät nachts hell erleuchtet. Da ließ sich der eine vom andern zu dem einen Fenster hinaufheben und sah hinein; aber sofort verlangte er wieder hinab. Auf die Frage, was er in der Kapelle gesehen habe, antwortete er nur: „Schau selbst!“ — und am dritten Tage war er eine Leiche.

Nur wenige sind es, die das Grauen vorm nächtlichen Friedhof wirklich überwinden, und es ist eine beliebte Mutprobe, die die Bauernburschen und Mädchen einander auferlegen: sich nachts dorthin zu wagen und irgendein Wahrzeichen von dort mitzubringen. Aber eine solche Überkühnheit erscheint dem Volk auch wieder bedenklich, und es weiß eine ganze Reihe von Fällen, in denen der Waghals bei seinem Unternehmen zu Schaden kam.

Der Klapperhannes. Im Schulhaus zu Urspringen in Baden spielten einst die jungen Leute bis in die Nacht hinein Pfänder. Einem Mädchen ward aufgegeben, jezt allein in das Beinhaus des nahen Kirchhofs zu gehen und aus dem Hühnerneste dort die Eier zu holen. Sie weigerte sich aber, denn sie fürchtete sich vor dem Klapperhannes. Das war das Gerippe eines Mannes, der mit Bornamen Johannes geheißten hatte, und weil es im Winde immer so klapperte, wurde es der Klapperhannes genannt. Zulezt erbot sich einer der Burschen, das Pfand des Mädchens zu lösen. „Mir tut der Klapperhannes nichts, ich bin sein Pate,“ sagte er spöttisch. Damit ging er in das Beinhaus und nahm die Eier aus dem Nest. Als er aber dann damit fort wollte, hängte sich das Gerippe ihm auf den Rücken und ließ sich von ihm bis vor den Kirchhof tragen. Dort sprach es: „Wärest du nicht mein Pate, so hätte ich dir für dein Freveln den Hals gebrochen. So aber trage mich in das Beinhaus zurück und laß sechs heilige Messen für mich lesen.“ Da brachte der Bursch das Gerippe gleich wieder ins Beinhaus und als er es absetzte, verfiel es in Asche. Nachher ließ er auch die sechs Messen lesen und erlöste dadurch seinen Paten aus dem Fegefeuer.

Bestrafter Borwiz. Einmal saßen in einer Rodenstube viele Mädchen beisammen, und eine war darunter, die sagte, sie fürchte sich vor nichts, sie sei bereit, sofort auf den Kirchhof zu gehen und dort auf einem bestimmten Grabe ihr Spinnrad einzugraben. Die andern wollten es ihr nicht glauben; da nahm sie

das Spinnrad, und obgleich ihr einige abredeten, ging sie auf den Kirchhof. Aber sie kam den Abend nicht wieder, und so glaubten alle, sie habe sich unterwegs anders besonnen und sei heimgegangen, um nicht verspottet zu werden. — Am andern Tage hörten sie mit Entsetzen, sie liege tot am Grabe. Sie hatte ihr Spinnrad in das Grab gesteckt, aber als sie aufstehn wollte, faßte der Tote sie an der Schürze und zog sie zurück. Das hat man ganz deutlich gesehen, denn die Schürze war bis zur Hälfte in der Erde und hing noch am Fuß des Spinnrades fest.

Während der Glaube, daß die Toten in ihren Gräbern auf dem Friedhof hausen, zwar uralt aber aus naheliegenden Gründen noch heutigentags in unserm Volk frisch lebendig ist und darum noch jederzeit zu neuen unheimlichen Erlebnissen und neuen Sagen Anlaß geben kann, hat sich die Vorstellung von einem Reich der Toten in bestimmten Bergen heute nur noch in wenigen altertümlichen Sagengruppen erhalten. Das Verhältnis der beiden Vorstellungen scheint mir noch nicht geklärt: waren die hohen Grabhügel, wie sie etwa unsere Vorfahren in der norddeutschen Ebene ihren vornehmen Toten türmten, der Ausgangspunkt für den Glauben an ein Totenreich im Berg, oder sind sie umgekehrt nur Abbilder dieses Reichs, Nachbildungen der Berge, in denen die Toten von Gebirgsstämmen beigesetzt wurden? Jedenfalls gilt auch für die Vorstellung vom Totenreich im Berg, daß sie jenen ältesten Glauben zur Grundlage hat, nach dem nicht die Seele, sondern der Tote selber als Leichengespenst weiterlebend gedacht wurde. — Die eine Sagengruppe, in der sich diese Vorstellung bis heute erhalten hat, ist die vom schlafenden Kaiser:

König Karl und sein Heer im Odenberg. Am Fuße des Odenbergs in Hessen schlug König Karl eine große Schlacht. Da wurde soviel Blut vergossen, daß es tiefe Furchen in den Boden riß. Oft sind sie zugehämmert worden, aber der Regen

spült sie immer wieder auf. Die Blutbäche flossen zusammen und bis nach Besse hinunter. Aber Karl siegte. Abends tat sich der Berg auf und nahm ihn und sein ermattetes Kriegsvolk ein und schloß seine Wände. — Andere erzählen, Karl sei vom Feind verfolgt worden und bis zum Odenberg gekommen; da rief er Gott an, ihn mit all den Seinen in den Berg zu nehmen. Der Berg öffnete sich und Karl ging mit seinem ganzen Heer hinein, und dann ging der Spalt wieder zu. — In diesem Berge ruht der König nun von seinen Heldentaten aus. Er hat verheißen, alle sieben oder alle hundert Jahre herauszukommen. Dann hört man Waffen in den Lüften rasseln, Pferdegewieher und Hufschlag, Trommel- und Trompetenklang. Dann verläßt Karl Quintes mit seinen Kriegern den Berg. Erst geht's an den Glisborn, dort werden die Rosse getränkt, und nun geht's weiter in der Runde und zuletzt wieder in den Berg zurück. Sonntagskinder, die zwischen den Kirchen geboren sind, haben den Zug schon oft gesehen. Die Soldaten sind meist verstümmelt: der hat einen Arm verloren, der ein Bein, der hat nur ein Ohr, und viele andere haben klaffende Wunden. — Einmal gingen Leute an den Odenberg und hörten Trommelschlag, aber sie konnten nichts sehen. Da war einer dabei, der bog seinen Arm zum Ring und ließ die andern da durchschauen. Da sahen sie eine Menge Kriegsvolk beim Exerzieren, und die gingen den Odenberg ein und aus. — Andere sagen auch: ehe ein Krieg ausbricht, tue sich der Berg allemal auf; dann kommt Kaiser Karl hervor, stößt in sein Hüfthorn und zieht nun mit seinem ganzen Heere aus in einen andern Berg.

Die Sage vom schlafenden Kaiser erscheint heute und schon seit vielen hundert Jahren meistens fest mit der deutschen Kaiserweisagung verbunden und hat sich mit ihr in eigener Richtung entwickelt. Die Entstehung und allmähliche Weiterbildung dieser Kaiserprophetie, aus vorchristlich-römischen und jüdischen Hoffnungen auf das kommende Weltreich und den Friedensfürsten

bis zum Glauben an die Wiederkunft des vielgeliebten und vielgehaßten Staufers Friedrichs des Zweiten zu schildern, kam dem dritten Bande dieses Werkes zu. Uns genügt es hier daran zu erinnern, daß das Motiv vom dereinst wiederkehrenden Heldenkaiser schon vor Jahrhunderten vom deutschen Volk in seinen Sagenschatz aufgenommen und mit der Vorstellung von den im Berge hausenden Toten in Verbindung gebracht wurde. Der alte Führer dieser Toten, Karl, oder mit jüngeren Namen: Friedrich der Zweite, oder Barbarossa, oder Heinrich der Vogler wird einst so hofft man, in der Zeit der höchsten Not mit seinen Kriegerscharen aus dem Berg hervorkommen und sein Volk zum Siege und einer herrlichen Zukunft entgegenführen.

Diese tröstliche Hoffnung stützt sich auf Erzählungen vom Besuch im Berg: es hatte einmal einer den Eingang zum Totenberg offen gefunden, er hatte dort den schlafenden Fürsten und sein Heer gesehen und hatte Botschaft von ihm zu den lebenden Menschen zurückgebracht.

Der schlafende König im Wolsberg. Im Wolsberg bei Siegburg, tief unten in einer riesigen Felsenhöhle, sitzt ein mächtiger König; der sitzt auf einem steinernen Stuhl und lehnt das Haupt vornüber auf einen steinernen Tisch und mit beiden Händen hält er den Griff seines Schwertes. Nebenan in anderen Höhlen stehen Pferde in langen Reihen an ihren Krippen, da schlafen auch bewaffnete Krieger und Knappen. In gewissen Nächten und zur bestimmten Stunde steht der Wolsberg offen, sodaß man hineingehen kann. Einmal hat sich ein Jäger dorthin verirrt und all diese seltsamen Dinge gesehen. Wie er eintrat, erhob sich der König und frug ihn halb im Traume, ob die Elster noch um den Felsen fliege und als der Jäger sagte: „Ja, sie fliegt noch immer,“ ist der König wieder eingeschlafen. — Wenn einmal die Elster nicht mehr um den Wolsberg fliegt, wenn die schwarze Zeit die Oberhand gewonnen

hat, dann wird der König aus dem Felsen hervortreten und in sein Heerhorn stoßen und eine ruhmreiche neue Zeit begründen.

Der Schmied im Wolsberg. Ein Schmied aus Siegburg hatte einst auf dem Rittergut „zur Mühle“ gearbeitet, und als er nun abends heimwanderte, überkam ihn eine solche Müdigkeit, daß er sich am Abhang des Wolsberges ins Gras legte und bald einschlief. Gerade um Mitternacht wachte er auf; da stand ein geharnischter Ritter mit grauem Bart vor ihm, der forderte ihn auf, ihm zu folgen. Der Schmied stand auf und sah zu seinem Erstaunen am Wolsberg ein eisernes Tor, vor dem zwei riesenhafte bewaffnete Wächter standen. Auf dies Tor ging der Ritter zu und der Schmied ging hinter ihm her. Das Tor wurde geöffnet und nun kamen sie durch einen langen finsternen Gang an ein zweites Tor, vor dem wieder zwei Wächter standen und ihnen öffneten. Dann traten sie in einen weiten Rundsaal, dessen Wände glänzten und blitzten vor lauter Edelsteinen. In der Mitte stand ein goldener Thron, darauf saß einer und schlief, und um ihn herum lagen viele Männer in eisernen Rüstungen, die schliefen ebenfalls. Aber der Ritter drängte weiter: er führte den Schmied in eine andere Halle, in der standen Hunderte von Rossen an den Krippen und alle waren fertig angeschirrt, als sollte es gleich zu einer Schlacht gehen. — Nun mußte der Schmied den Rossen neue Hufeisen machen. Das Schmiedefeuer brannte schon in der einen Ecke, auch Werkzeug und Eisen war bereit, er brauchte sich nur an die Arbeit zu machen. Und die ging ihm so schnell von der Hand, daß die Eisen in wenigen Stunden nicht nur fertig, sondern den Pferden auch schon an Stelle der alten angeschlagen waren. Da dankte ihm der Ritter und gab ihm zum Lohn die Hufnägel, mit denen die alten Eisen befestigt gewesen waren. Der Schmied wunderte sich etwas über diesen Lohn, aber er gab sich damit zufrieden. Dann begleitete ihn der Ritter wieder aus dem Berg heraus; da war es schon gegen Morgen. Der Schmied legte

sich noch einmal ins Gras, um noch bis Sonnenaufgang zu schlafen. Aber als er wieder aufwachte, war es heller Tag. Von dem Tore am Berge war nichts mehr zu sehen, und der Schmied dachte schon, er hätte alles nur geträumt. Da sah er aber das Säckchen mit den Nägeln neben sich liegen; er machte es auf: es waren Nägel aus eitel Gold. Also war es doch kein Traum gewesen, und der Schmied war mit einem Schlag zum reichen Mann geworden.

Der Fuhrmann im Untersberg. Nach oberkärntischer Sage zieht sich der Untersberg von Salzburg bis Villach weitem in die Runde. In ihm sitzt Kaiser Friedrich mit seinen Untertanen; sie alle schlafen und harren der Erlösung. Aber auch gewöhnliche Erdenkinder kommen zeitweilig in dies Reich. Zwölf Tore führen in den Untersberg, die sind im Umkreis verteilt; eins davon soll in der Nähe von Villach zu finden sein. — Ein Fuhrmann kam einmal mit einer Ladung Wein die Straße daher. Da trat ihm ein Untersberger in den Weg und begehrte den Wein, gegen gute Bezahlung, wie er versicherte. Der Fuhrmann wars zufrieden und brachte den Wein nach der verlangten Stelle. Da stand mitten im Walde ein schönes Marmortor mit der goldenen Aufschrift: Untersberg. Eine prachtvolle Straße führte in den Berg hinein; das Tor war aber „verblendet“, d. h. nicht für jeden sichtbar. So ging der Mann weiter, der Untersberger immer dicht an seiner Seite neben dem Wagen, bis sie zum schlafenden Kaiser Friedrich kamen. Dessen Bart reichte bereits zweiundeinhalbes Mal um den steinernen Tisch, an dem er saß. Der Fuhrmann fragte, wann er denn einmal aufwachen werde; da antwortete der Untersberger: „Wenn der letzte Glaubenskrieg kommt. Wir haben den ersten siegreich und gottgefällig überstanden und müssen hier bleiben bis zum letzten.“ Dann machten sie die Runde durch den Berg. Am Straßenrand lagen überall schlafende Krieger in voller Rüstung. Dem einen zog der Fuhrmann das Schwert halb aus der Scheide; da wachte der

auf und rief: „Ist's Zeit?“ — „Nein!“ sagte der Untersberger und stieß das Schwert zurück; dann wandte er sich an den Fuhrmann und sagte tadelnd: „Mensch, laß die Schwerte unberührt, sonst geht es los!“ Der Krieger aber fiel zurück und schlief weiter. Als der Fuhrmann endlich wieder herauskam, waren sieben Jahre der irdischen Zeit verstrichen.

Beim Kaiser im Gudenberg. In dem Gudenberg bei Fränkisch-Gemünd ist vor Zeiten ein Kaiser mit seinem ganzen Heer versunken. Er kommt aber, wenn sein Bart dreimal um den Tisch gewachsen ist, an dem er sitzt, mit allen seinen Leuten wieder heraus. — Dort auf dem Berge traf einmal ein armer Bube, der in der Gegend Wecke zum Verkauf trug, einen alten Mann; dem klagte er, daß er nur wenig verkaufen könne. Da sagte der Mann: „Komm, ich will dir wohl einen Ort zeigen, wo du deine Wecke täglich anbringen kannst; aber du darfst niemandem etwas davon sagen.“ Damit führte er den Buben in den Berg. In dem war ein reges Leben und Treiben; viele Leute kauften und verkauften, manche gingen in die Kirche, andere hielten einen Bittgang. Der Kaiser selbst saß an einem Tisch und sein Bart war zweimal um den Tisch herumgewachsen. Der Bube brachte von nun an täglich zweimal seine Wecke in den Berg und wurde dafür in uraltem Gelde ausbezahlt. Zuletzt aber wollten die Leute im Dorf dies Geld nicht mehr von ihm annehmen und wollten wissen, wie er dazu gekommen sei. Da erzählte er ihnen alles. Als er dann aber am nächsten Tage wieder in den Berg wollte, konnte er ihn (wie auch ein anderer Bube, der mit ihm ging) nicht einmal ersähen und noch viel weniger den geheimnisvollen Eingang wiederfinden.

Der Wein im Kyffhäuser. Ein Tischlergeselle aus Nordhausen, namens Thiele, ist einmal in die Fremde gegangen, und wie er an den Kyffhäuser kommt, ist er gerade offen. Das kommt aber nur alle sieben Jahre vor; und da denkt er denn: willst einmal hineingehen. Als er nun in den Berg kommt, sieht er da

den Markgraf Hans sitzen, dem ist der Bart über den Tisch hinüber und die Nägel sind ihm durch den Tisch hindurchgewachsen. Rings herum an den Wänden liegen große Weinfässer, an denen sind die Bände und das Holz schon ganz abgefault; der Wein hat sich aber seine eigene Schale gebildet und ist blutrot. Vor dem Markgrafen Hans stand ein Weinglas, in dem hatte er noch einen kleinen Rest gelassen. Da nahm der Gesell das Glas und trank es aus. Davon wurde er aber so schläfrig, daß er gleich einnickte; und als er aufwachte, hatte er sieben Jahre im Berg verschlafen.

Die Toten im Berg leben außerhalb aller irdischen Zeit und wer zu ihnen geht, wird ihnen darin gleich: er verliert alles Zeitgefühl. Jahre oder gar Jahrhunderte, die er bei ihnen weilt, scheinen ihm kurze Stunden oder Tage. Er altert auch nicht, bis er wieder in die Erdenluft zurückkehrt: da erst ergraut er plötzlich und wer jung in den Berg hineinging, kommt als ein Greis wieder daraus hervor.

Der Sauhirt im Kyffhäuser. Ein Sauhirt ließ die Herde in den Mittagsstunden immer durch seinen Knaben hüten. Aber jedesmal verschwand gerade zu Mittag eine Sau von der Herde, und wenn der Sauhirt zurückkam, schalt er den Knaben darum. Da band der eines Tages aus Furcht der Sau einen Zwirnsfaden um und behielt das Knäul in der Hand. Und nachher ging er ihr nach, indem er das Knäul sorgfältig wieder aufwickelte. So kam er an ein Loch, das in den Berg führte, und da kroch er hinein. Da sah er Rappen stehen, in langer Reihe an der Krippe, und unter der Krippe fraß seine Sau den herabfallenden Hafer auf. Da trat auch das Burgfräulein zu ihm und tröstete ihn wegen der Sau; dann führte sie ihn an einen Tisch und trug ihm zu essen auf. Er setzte sich und aß. Als er aufstand und wieder aus dem Berge kam, war die ganze Herde verschwunden. Da stieg er

nach Tilleda hinunter, aber alles kam ihm ganz fremd vor. Er fragte nach seinem Meister, dem Saubirten — niemand wußte etwas von ihm. Die Kinder aber umringten ihn und lachten ihn aus; da merkte er erst, daß er einen schneeweißen Bart hatte. Er war ein Greis geworden und im Kirchenbuche stand, daß gerade vor einhundert Jahren der Saubube am Kyffhäuser verschwunden sei. Weil ihn nun niemand mehr kannte, so wäre er gern zu den Schätzen des Kyffhäuser zurückgekehrt. Aber er fand den Eingang nicht wieder. Hätte er seine Jade dort liegen lassen, so hätte er wieder hineingekonnt.

Das „Burgfräulein“ in dieser letzten Sage gehört schon einer neuen Vorstellungsreihe an: der gleiche Berg, das Totenreich, in dem das eine Mal der Kaiser als Führer der Toten schlummert, beherbergt ein anderes Mal eine weiße Frau oder Jungfrau, die sich von Zeit zu Zeit, besonders gern um die Mittagsstunde, in blendend weißen Gewändern draußen sehen läßt. Gewöhnlich wohnt diese weiße Frau heute allerdings allein in ihrem Berg; ursprünglich aber war sie wohl wie in den zunächst folgenden beiden Sagen nur eine einzelne aus der Schar der im Berginnern hausenden Toten.

Der Hirte von Dillingen. Einst war im Lande an der Saar eine große Hungersnot und viele Leute starben. Da war in Dillingen auch ein Hirte, der hatte sieben Kinder und alle sieben hatten gute Zähne zum Beißen, und der arme Hirt hatte nichts für sie zum Essen. So trieb er eines Morgens früh seine Herde dem Heiligen Berge zu, in dem ein Kloster versunken ist, und war so recht bekümmert. Da öffnete sich plötzlich vor ihm der Fels und eine weiße Nonne winkte ihm, er solle ihr folgen. Das tat er auch und nun gings durch dunkle Gänge und an dem versunkenen Kirchlein vorbei und dann über breite Treppen zu einem Speicher, auf dem eine große Masse Getreide lag. Die Nonne

winkte wieder und der Hirte lud sich ein schweres Malter Getreide auf die Schultern. Dann ging er hinter der Nonne her wieder die Treppen hinunter bis zum Tor; da hörte er die Kloster-schwestern singen. Am Tor legte die Nonne ernst und schweigend die Hand an die Lippen und nun öffnete sich der Fels wieder und der Hirte lief ganz glücklich mit seiner Last seiner Hütte zu. Nun war er mit seiner ganzen Familie vor dem Hungertod gerettet. War der Sack leer, so ging er wieder zum Felsen und betete, dann tat sich der Fels auf und ließ ihn ein. — Seine Frau wurde immer neugieriger und hätte gar zu gern gewußt, woher er immer so viel schönes Getreide brächte, aber der Hirt dachte an das Zeichen der Nonne und schwieg. Einmal ging die Frau aber aus der Ferne hinter ihm her, und wie sie den Felsen aufgehen sah, rief sie: „Georg, geh schnell!“ Da schlug das Felsentor mit lautem Krachen zu und hat sich seitdem nie wieder geöffnet.

Die Jungfrau am Waschstein bei Stubbenkammer. Dicht bei Stubbenkammer auf Rügen erhebt sich am Strande des Meeres der Waschstein. In einer Höhle unter diesem Felsen hat einst der berühmte Seeräuber Störtebeck seine Niederlage gehabt. Dorthin zog er mit den Vitalienbrüdern, wenn er einmal von seinen Räubereien ausruhen wollte; dort verbarg er die geraubten Schätze; und keiner von seinen Feinden kannte den Platz. Noch heute ist es in der Höhle nicht geheuer. Oft sieht man um Mitternacht eine trauernde Jungfrau draus hervorkommen, mit einem blutigen Tuche in der Hand. Mit dem geht sie ans Wasser, um die Blutflecken herauszuwaschen; aber das will ihr nicht gelingen und nach einiger Zeit geht sie seufzend in die dunkle Höhle zurück. Von dieser Jungfrau erzählt man, sie sei ein vornehmes Fräulein aus Riga gewesen, die hat der Störtebeck einmal auf einem Raubzuge gefangen und mitgenommen, gerade wie sie ihrem Bräutigam sollte angetraut werden. Der deutsche Ordensmeister hat ihn zwar mit vielen Schiffen verfolgt, aber er hat ihn nicht

einholen können. Da hat Störtebeck sie in die Höhle am Waschstein gebracht, und wie er wieder auf einen Raubzug in See ging, hat er sie mit allen seinen Schätzen darin eingeschlossen. Auf diesem Zug aber wurde er von den Hamburgern gefangen und mit 711 seiner Spießgesellen in Hamburg hingerichtet. Das war im Jahr 1402. Die Jungfrau aus Riga hat nun in der Höhle sterben müssen, weil niemand sie befreien konnte. Und sie hat noch immer bei den Schätzen, die sie bewacht, keine Ruhe finden können. — Vor vielen Jahren sah sie einmal ein Fischer bei ihrem vergeblichen Waschen. Da faßte er sich ein Herz und ruderte näher zu ihr hin und sprach sie an: „Gott helf, schöne Jungfer, was machst du so spät hier noch allein?“ Da verschwand die Jungfrau; aber der Fischer war wie von einem Zauber befangen und konnte nicht von der Stelle. Und wie nun Mitternacht kam, da sah er die Jungfrau wieder. Sie trat zwischen den Kreidesfelsen hervor auf ihn zu und sagte: „Weil du Gott helf zu mir gesagt hast, so ist dein Glück gemacht. Komm mit!“ Damit ging sie wieder zwischen die Felsen und der Fischer ging mit ihr, in eine große weite Höhle, die er vorher noch nie gesehen hatte. Darin lagen unermessliche Haufen von Silber, Gold, Edelsteinen und Kostbarkeiten aller Art. Wie der Fischer sich all die Schätze noch erstaunt betrachtete, hörte er auf einmal auf der See Ruder Schlag; und als er sich darnach umblickte, sah er ein großes schwarzes Schiff herankommen, aus dem stiegen an die tausend Männer, alle in dunkler alter Tracht und alle trugen ihren Kopf unterm Arm. Sie schritten still und ohne ein Wort zu sprechen, in die Höhle hinein und fingen an, in den geraubten Schätzen zu wühlen und sie zu zählen. Das waren die Geister des geköpften Störtebeck und seiner Genossen. Sie kommen jede Nacht so dahin und zählen ihren Raub, ob noch alles da ist. Nachdem sie lange in dem Golde herumgewühlt hatten, verschwanden sie alle wieder. Und nun füllte die Jungfrau dem Fischer einen Krug mit Gold und Edelsteinen,

daß er zeitlebens daran genug hatte. Dann geleitete sie ihn zu seinem Schiff zurück, und als er sich wieder nach ihr umsah, war sie zusamt der Höhle verschwunden.

Der reiche Inhalt dieser Rügenschon Sage ist aus drei Quellen zusammengefloßen: aus halbgeschichtlichen Räubersagen, aus der Vorstellung vom Totenreich im Berge, hier in den tief ausgewaschenen Kreideklippen des Meeresstrandes, und aus der mythischen Erklärung eines natürlichen Geräusches: wie die Nieserin unter der Brücke das Geräusch des gleitenden Wassers, so verkörpert hier die seufzende Wäscherin das Geräusch der kleinen Wellen, die widerhallend gegen die Wände der finsternen Höhle klatschen.

Ähnliche Geräusche, daneben auch die Erscheinung des am Berghang über dem Grase lagernden Nebels, liegen auch sonst oft den Sagen von der weißen Frau zugrunde; so wenn sie um die Mittagszeit am Rande eines Brunnentroges sitzt und seufzt, oder am frühen Morgen ihr Linnen oder ihren Flachs zum Bleichen über das Gras der Waldwiese breitet. Die gleichen Wahrnehmungen, die sonst einfach als Werk der armen Seelen gedeutet wurden, führten bei Bergen und Hügeln zu der Vorstellung von einer weißen Frau, die für gewöhnlich im Berginnern haust und nur von Zeit zu Zeit ans Tageslicht kommt. Besonders begünstigt waren dabei von jeher solche Berge, auf denen die Trümmerreste einer alten Burg oder sonst irgendeines alten Bauwerkes zu sehen waren. Da hieß es dann, die Burg dort oben sei einst mit all ihren Gemächern in den Berg hinein versunken; die weiße Frau war die letzte Burgherrin, die nun noch immer über ihre Schätze wachte.

Die Nebelfrau. Ein junger Bauer aus Kehrberg (in der Mark) hatte im Frühjahr 1878 seinen Bruder besucht, der in Selchow verheiratet war, und wanderte noch in später Nacht heim. Da der Mond hell schien, wählte er den kürzeren Weg über die Ruine. Bei der ist es an bestimmten Tagen nicht geheuer. Wie

der Mann nun in die Nähe der Ruine kommt, da sieht er vor sich in der Luft so weiße Dinger in einer Reihe, gar nicht hoch über der Erde. Er geht näher heran, da sieht er ganz deutlich, daß da lauter weiße Wäsche auf einer langen Leine zum Trocknen hängt. Gleichzeitig sieht er auch eine Weibsperson bei der Wäsche, die sah aus wie ein junges Mädchen und hatte eine weiße Schürze und Hakenschuhe. — Da wurde es ihm doch unheimlich und er versuchte, im Bogen um die Ruine herumzugehen; aber er mochte nach links ausbiegen, so weit er wollte, die Wäsche ging immer mit, und er hatte sie immer vor sich. So kam er bis an den See hinunter, und wenn er nun nicht umkehren wollte, konnte er nicht anders weiter als unter der Wäsche durch. Er nahm also seinen Stock und wollte die Wäsche beiseite heben. Da streicht er mit dem Stock durch leere Luft, und wie er dann durchgeht, rührte ihn die Wäsche nirgends an. Wie er das merkt, hat er sich keinen Augenblick länger aufgehalten. Später hat er erzählt, er habe den Weg von da bis Rehrberg noch nie in so kurzer Zeit zurückgelegt wie in dieser Nacht.

Silberne Saat. Bei Markdorf am Bodensee stand auf einem Hügel in alten Zeiten ein Schloß, von dem noch Spuren zu sehen sind. Da zeigte sich noch vor einigen Jahren ein weißes Fräulein, die lief auf dem Walle hin und her und streute, wie wenn der Landmann die Frucht aussät, glänzendes Silbergeld auf den Boden, eine Handvoll nach der andern. Wenn man dann tags darauf nachsuchte, so hat man wohl hie und da noch ein Geldstück gefunden.

Die weißen Jungfern zu Eisborn. Im alten Schlosse zu Eisborn gehen allnächtlich zwei weiße Jungfern um; die kommen aus dem nahen beim Schlosse gelegenen Küchenberge, gehen die äußere Stiege hinauf, steigen dann im Schlosse selbst die Treppe hinauf, gehen in ein dort gelegenes Zimmer, in welchem eine Bettstatt mit weiten Vorhängen steht, schlagen die Vorhänge zu-

rück, schauen hinein, lange, lange — und gehen dann still und schweigend, wie sie gekommen sind, wieder hinab und verschwinden im Berge.

Im Berg bei Bütow. Bei Bütow in Pommern liegt ein hoher Berg; auf dessen Gipfel ist eine weite trichterförmige Vertiefung, die man schon oft zuzuschütten versucht hat, aber das ist noch nie gelungen. Dieser Berg soll eine verwünschte Burg sein und durch einen unterirdischen Gang mit dem Schloß in Bütow in Verbindung stehen. — Vor einigen Jahren ging ein Mann dort am Berg vorüber. Da traten zwei Frauen heraus und führten ihn in den Berg. Dort fand er sich mitten in einer belebten, volkreichen Stadt. Aber er fürchtete sich so sehr, daß er sich von seinen Begleiterinnen über nichts Auskunft geben ließ und sich auch kein Andenken mitnahm. Nachdem er sechs Stunden in dem Berge verweilt hatte, führten ihn dieselben Frauen wieder in die Oberwelt zurück.

Wie in den früher besprochenen Seelensagen, so ist auch in den Sagen von der weißen Frau im Berg das wichtigste Motiv das der „Erlösung“. Doch ist ihre Erlösung an sehr viel schwerere Bedingungen geknüpft, als wir sie von den armen Seelen her kennen. Die Volkspheantasie hat sich in der Ausmalung der Schrecknisse, die der Erlöser zu bestehen hat, gar nicht genug tun können; alles Entsetzliche und Quälende, das der einfache Mensch sich nur vorstellen kann, erscheint da zusammengetragen: der Erlöser muß sich eine Schlange übers Gesicht kriechen und sich von ihr küssen lassen, er muß die weiße Frau, deren Gewicht bei jedem Schritte zunimmt, auf seinen Schultern tragen, er muß unbeirrt von feuerschnaubenden Tiererscheinungen bergan laufen, er wird in die Höhe gehoben, oder er sieht über sich an einem Zwirnsfaden einen riesigen Mühlstein schweben und sich drehen usw. Ludwig Laistner hat als erster auf die enge Verwandtschaft hingewiesen, die alle

diese Schreckensphantasien mit den Bildern eines quälenden Traumes, das Küssen und Tragen speziell mit denen des Alptraumes verbindet, und es hat in der That etwas Verlockendes, den ganzen Sagenkreis von der Erlösung der weißen Frau auf solche Traum-erlebnisse einsamer Schäfer oder Waldarbeiter oder Holz- und Beerensammler zurückzuführen, die sich in der Glut des hohen Mittags am Berghang schlafen legten. Daß die Erlösung mit ganz verschwindend seltenen Ausnahmen mißlingt, indem die weiße Frau bei einem vorzeitigen Schrei oder irgendeiner Schreckbewegung des Gequälten plötzlich verschwindet, wäre dann mit dem plötzlichen Erwachen des Schlafenden zusammenzustellen, das den Traum so gerne dicht vor der letzten Erfüllung abbricht. — An die mißlungene Erlösung schließt sich dann oft noch das uns schon bekannte Motiv von dem geweisagten Erlöser, dessen Kommen an das Aufsprießen eines bestimmten Baumes geknüpft ist.

Die Schlangenjüngfrau vom Heiligenbaum-
schloß. Vor vielen Jahren hörte einmal ein Bursche von Nauders in Tirol, namens Johannes, während er mit vielen Kameraden zusammen allerlei Kurzweil trieb, sich plötzlich dreimal laut beim Namen rufen und sah gleichzeitig eine wunderschöne Frau, die ihn vom Gaisplatz, auf dem sie „Feuerhüpfen“ spielten, zur Kirche hinaufrief. Nur Johannes hörte und sah sie, alle andern nicht. Er folgte dem Ruf, und sie führte ihn zum heiligen Baum und sprach: „Wenn du dich nicht fürchtest, so kannst du dir eine Tonne voll Gold verdienen und gleichzeitig eine arme Seele erlösen.“ Sie werde dreimal in Gestalt eines häßlichen Wurmes kommen, dann müsse der Johannes sich niederlegen, damit sie über ihn weg kriechen könne, und damit sei dann die Erlösung vollbracht. Johannes sagte: „Des Goldes wegen tu ich's nicht; aber wenn ich eine arme Seele erlösen kann, das tu ich gerne.“ — Die schöne Frau verschwand und Johannes legte sich auf den Boden. Als bald kroch ein Wurm über ihn; Johannes blieb regungslos liegen.

Es kam ein anderer, größerer, und kroch über ihn; Johannes blieb regungslos liegen. Dann kam ein dritter Wurm, noch größer und abscheulich von Ansehen und Geruch, und kroch über ihn. Und als er bei seinem Munde vorbeikam, da ekelte es ihn so, daß er aufschrie und aufspringen wollte, aber er blieb besinnungslos liegen. Und als er lange Zeit darnach wieder zu sich kam, lag er eine Strecke weiter in der Wiese drunten. Zugleich hörte er mehrere Frauen weinen und Münzen klingeln.

Die Schlange auf dem Rodenstein. Ein Mann aus Fränkisch-Krumbach war mit seinem Knaben im Holz beim Rodenstein. Da kam ein weißes Frauchen zu ihnen und sagte, sie sollten am nächsten Tag zwischen 11 und 12 Uhr wiederkommen, dann werde die Burg wieder ganz wie vor Zeiten dastehen. Sie, das Frauchen, werde ihnen als eine Schlange mit einem Schlüsselbunde im Maul erscheinen; der Knabe müsse dann mit seinem Munde die Schlüssel aus ihrem Maul nehmen und mit ihr in das Schloß gehen. Sie würden zuerst das Zimmer aufschließen, in dem die alten Rodensteiner Herren an einem Tische saßen und tranken; dann würden sie durch ein zweites in ein drittes Zimmer kommen, in dem liege ein großer Hund auf einem Koffer. Den Koffer brauche er nur getrost aufzuschließen, so werde der Hund herunterspringen, ohne ihnen etwas zuleide zu tun. Das Weitere würden sie dann schon sehen, aber glücklich wären sie für ihr ganzes Leben. — Am andern Tag zur bestimmten Stunde war der Mann wieder mit seinem Sohn an Ort und Stelle. Da wurde es plötzlich während einiger Augenblicke ganz finster, es kam heran wie ein Rauschen, und dann stand das Schloß wieder ganz so da, wie es vor Zeiten gewesen war. Sogleich kam auch die Schlange herbei, kroch auf den Jungen zu und richtete sich an ihm in die Höhe. Der Junge hätte es schon getan, der hatte Mut genug dazu; aber sein Vater erschrak und sprang hinzu und riß ihn weg. Da wurde die Burg mit einem Schläge wieder zur Ruine, die Schlange

trock wieder fort und winselte und klagte: jetzt könne sie nicht eher wieder erlöst werden, als bis das kleine Eichbäumchen am Niedernberg beim Rodenstein so groß geworden sei, daß ein Sarg daraus gemacht werden könne.

Die verwünschte Prinzessin auf den Müggelbergen. In Köpenick sagt man von dem „Prinzessinnenstein“ auf einem der Vorberge in der Nähe des Teufelssees, er liege an der Stelle eines prächtigen Schlosses, in welchem eine Prinzessin gewohnt habe, die nun verwünscht und mit dem Schlosse in den Berg versunken sei. Schon mancher hat dort abends ein altes Mütterchen am Stabe gebückt aus dem tiefen Loch hervorgehn sehen, andere wieder sahen um Mittag ein schönes Weib, das sich im Wasser beschaute und die langen Haare kämmte. In der Hand trägt sie ein Kästchen mit vielem Golde, das soll der haben, der sie dreimal um die Kirche von Köpenick herumträgt und sich dabei nicht umsieht; denn dann ist sie erlöst. Einen hats einmal nach dem Golde gelüstet und er hat das Wagestück unternommen. Er nahm sie auf den Rücken, denn sie war federleicht, und schritt mit ihr auf Köpenick zu; aber je näher er der Stadt kam, desto schwerer wurde seine Last. Trotzdem hielt er tapfer aus und kam endlich mit ihr zur Stadt. Nun begann er seinen Umgang um die Kirche; da aber erschienen plötzlich Schlangen und Kröten und allerhand scheußliche Tiere mit feurigen Augen, kleine Leute stürzten wild hinter ihm her und warfen ihn mit Holzblöcken und Steinen; aber er ließ sich durch das alles nicht irren und schritt getrost vorwärts. So war er schon bis zum dritten Umgang gekommen und hatte fast seine Aufgabe vollendet, da sah er einen fürchterlichen roten Schein, wie wenn ganz Köpenick in Flammen stände. Da vergaß er das Verbot und sah sich um, aber in dem Augenblick war auch alles verschwunden und ein heftiger Schlag raubte ihm das Leben.

Die Schatztruhe bei Reinach. Auf dem Hügel östlich

von Reinach im Aargau, der heute mit Laubwald bewachsen ist, stand zur Zeit der Römer eine Stadt, deren Häuser ganz aus Holz gebaut waren. Noch heute ist es auf dem Hügel nicht geheuer: Jäger und bellende Hunde durchziehen den Forst, ein sanftes Blasen wie von gedämpften Hörnern ertönt oftmals aus dem Dickicht, und auch von Schätzen erzählt man, die dort im Hügel vergraben sind und von bösen Geistern gehütet werden. — Eines Tages kam ein armer Mann ins Laubholz, um sich eine Bürde Reis zu sammeln. Als er so im traurigen Gedanken an die Not daheim hinschritt, sah er plötzlich eine Frau in schneeweißen Gewändern an seiner Seite, die winkte ihm zu folgen. Sie führte ihn auf engem Wege hügelan zu einem einsamen Platz unweit der Straße, die von Menzikon nach Mosen führt. Hier gab sie ihm ein Zeichen, näher heranzutreten. Als er das schüchtern tat, sah er in einer geringen Vertiefung eine große Kiste, die bis zum Rand mit Goldmünzen angefüllt war. Aber als er sich nach dem Golde bückte, sah er noch einmal zu seiner Führerin empor. Da hing ein gewaltiger Mühlstein am schwächsten Zwirnsfaden gerade über seinem Kopf und dieselbe Hand, die ihn so freundlich eingeladen hatte, drohte den Zwirn eben mit einer Schere durchzuschneiden. Der Anblick trieb ihn zur Flucht. Vergeblich eilte und rief das Weib ihm nach, bat und beschwor ihn umzukehren. Er entsprang und hörte sie noch lange hinter sich her klagen und jammern.

In diesen Erlösungssagen handelt es sich fast immer gleichzeitig um die Gewinnung eines reichen Schatzes, den die weiße Frau im Innern des Berges hütet und den der Erlöser haben soll. Andere Sagen haben das Motiv der Erlösung fallen lassen und erzählen nur noch von dem Schatz im Berg bei der weißen Frau und von den seltsamen Umständen, unter denen es dem einen oder andern einmal gelang, ihn zu schauen.

In den Schatzsagen des 12. Kapitels werden wir den Aus-

druck kennen lernen: „der Schatz blüht“. Es gibt nämlich nach dem Volksglauben in jedem Jahr oder auch nur alle sieben Jahre eine bestimmte Zeit, in der ein in die Erde vergrabener Schatz zu heben ist. Wann das der Fall ist, kann der Wissende daran merken, daß sich über der Stelle kleine Flämmchen zeigen, das „Geldfeuer“ oder die „Schatzblüte“. Diese Vorstellung vom blühenden Geld hat sich in der Sage vom Schatz der weißen Frau im Totenberg dahin weiter gebildet, daß zu einer bestimmten Zeit am Abhang des Berges eine Wunderblume blüht; die ist nun aber nicht mehr bloß das Zeichen, daß der Zugang zum Berge offen steht, sondern sie dient zugleich nach Art einer Springwurzel dazu, das Tor zum Berg oder auch die verschlossenen Truhen im Berge aufzuschließen. Gewöhnlich dauert das Glück des Finders dann nicht lange. Denn in der Freude über den Anblick all des Reichtums und in der Eier, möglichst viel davon hinauszubringen, läßt er die Wunderblume im Berge liegen und hat sich damit selber des Schlüssels zu den Schätzen für ein andermal beraubt; oft kommt er noch dazu mit einem leiblichen Schaden ans Tageslicht zurück.

Vergiß das Beste nicht! 1. Ein armer Ruhhirt aus Eibensbach in Württemberg hütete einst im Spätherbst in der Nähe der Ruine Blankenhorn und sah, als er mit seiner Herde heimfahren wollte, eine große schöne Schlüsselblume am Heuchelberg stehen. Die hatte er um diese Jahreszeit noch nie blühen sehen und brach sie deshalb ab und steckte sie sich an den Hut. Aber da wurde ihm der Hut auf einmal so auffallend schwer, daß er ihn abnahm. Da steckte statt der Blume ein silberner Schlüssel daran und zugleich sah er eine schneeweiße Jungfrau vor sich stehen, die sagte ihm: mit dem Schlüssel solle er nur die Tür aufschließen (er sah nämlich auf einmal an dem Berg eine Tür), und dann könne er sich von den goldenen und silbernen Schätzen da drinnen mitnehmen, soviel er wolle. Dann sagte sie noch: „Vergiß aber das Beste nicht!“ und das wiederholte sie

ihm dreimal. — Darauf öffnete der Mann mit dem silbernen Schlüssel die Thür und füllte seine Taschen und Ärmel mit Gold und Silber. Aber dann befiel ihn auf einmal eine solche Angst, daß er mit seinen Schätzen fortließ und in der Eile nicht daran dachte, auch den Schlüssel mitzunehmen. Hätte er den nicht vergessen, so wäre ihm der Zugang zu den Schätzen auch später offen geblieben, und zugleich würde er das weiße Fräulein erlöst haben. So aber konnte er später die Thür nicht wiederfinden, obwohl er noch mehrmals darnach suchte. Für sich bedurfte er freilich keiner weiteren Schätze, denn er hatte gleich das erstemal tüchtig zugegriffen. — Indes fürchtete er, daß seine Mitbürger nicht glauben würden, er habe so viel Geld ehrlich erworben, und wanderte deshalb aus nach Amerika; bevor er aber fortzog, hat er die Geschichte in Eibensbach erzählt. Später hat er noch einmal aus Amerika geschrieben und zwar unter anderm:

Eibensbach und Blankenhorn

Tut mir und meinen Kindern wohl.

Das ist aber schon lange her, daß das geschah. Nachher hat schon mancher bei Blankenhorn nach Schätzen gesucht und gegraben, aber keiner hat etwas gefunden.

2. Zwischen Lübbecke und Holzhausen, oberhalb des Dorfes Mehnen, liegt nahe an der Bergreihe ein Hügel, der die Babilonie genannt wird. — Hier hatte einst König Wefing (Wittekind) eine mächtige Burg, die ist nun aber versunken und der alte König sitzt darinnen und harret, bis seine Zeit kommt. Es gibt eine Thür, die von außen in den Hügel und zu dem Palaste führt. Aber nur selten geschieht es, daß ein besonders Begünstigter sie erblickt. — Es mögen jetzt hundert Jahre her sein, da weidete ein Schäfer aus Hille namens Gerling, der auf der Waghorst Schäfer war, seine Herde an dem Mehner Berge. Da sah er an dem Hügel der Babilonie drei fremde Blumen, die sahen aus wie Lilien, und er pflückte sie ab. Am andern Morgen fand er an

derselben Stelle wieder drei gleiche Blumen und pflückte sie; und am dritten Tage fand er dort noch einmal drei. Als er auch die gepflückt und sich nachher in der Schwüle des Mittags am Abhang hingesezt hatte, da erschien ihm eine schöne Jungfrau und fragte ihn, was er denn da habe, und zeigte ihm einen Eingang in den Hügel, den er noch nie gesehen hatte; der war mit einer eisernen Tür verschlossen. Sie sagte, er solle das Schloß nur mit den Blumen berühren. Das tat er; und da sprang die Tür sofort auf und nun sah er einen dunklen Gang, an dessen Ende ein Licht schimmerte. Die Jungfrau ging voran, der Schäfer hinterdrein, und so kamen sie aus dem Dunkel in ein erleuchtetes Gemach. Gold und Silber und allerlei köstliches Gerät lag da auf einem Tisch und an den Wänden umher. Unter dem Tisch drohte ein schwarzer Hund, doch als er die Blumen sah, wurde er still und zog sich zurück. Im Hintergrunde aber saß ein alter Mann und ruhte, und das war König Wefing. — Als der Schäfer sich das alles angesehen hatte, sagte die Jungfrau zu ihm: „Nimm, was dir gefällt; nur vergiß das Beste nicht!“ Da legte er die Blumen auf den Tisch und suchte sich unter den Schätzen aus, was ihm das Beste schien und was er eben fassen konnte. Und dann eilte er, das unheimliche Gewölbe wieder zu verlassen. Da rief die Jungfrau ihm noch einmal zu: „Vergiß doch das Beste nicht!“ und der Schäfer blieb stehen und sah sich um, was denn wohl das Beste sei. Er nahm auch noch einiges mit, was ihm besonders köstlich schien. Aber an die Blumen dachte er leider nicht, die ließ er auf dem Tische liegen; und die waren doch das Beste, denn sie hatten ihm ja den Eingang verschafft. — Nun war er sicher, daß er das Beste nicht vergessen hatte und ging mit seinen Schätzen durch den dunklen Gang zurück. Und wie er eben an das helle Tageslicht heraustrat, da fuhr das Eisentor mit solcher Gewalt hinter ihm zu, daß ihm die Ferse abgeschlagen wurde. — Dieser Schäfer liegt in der Kirche zu Hille auf dem Chore unter einem

großen Stein begraben. Er hat nachher noch viele Jahre gelebt und ist ein reicher Mann gewesen; aber den Eingang in die Babilonie hat er nie wiedergesehen und seine Ferse ist auch nie heil geworden, so daß man ihn bis an seinen Tod nie anders als mit einem niedergetretenen Schuh an diesem Fuß gesehen hat. Er hat auch manche Vermächtnisse nachgelassen, darunter eines für die Kirche in Hille; und die Nachkommen seiner Erben sitzen noch heutigentags auf dem Aswenhof in Hille, den er damals gekauft hat.

An das Motiv vom Vergessen des Besten schließt sich noch eine Gruppe von Sagen, die ebenso wie die von der Schlüsselblume in ganz Deutschland fast übereinstimmend erzählt wird; das sind die Sagen von der Frau, die ihr Kind im Schatzberg ver-
gaß. Zuweilen erhält sie es nach einem Jahr, wenn der Berg wieder aufgeht, unverfehrt zurück. Alter und Sagenechter ist es wohl, wenn das wiedergefundene Kind in dem Augenblick stirbt, wo es aus dem Berg ans Tageslicht kommt; denn was dem Totenreich einmal anheimgefallen war, kann nicht mehr zum Erdenleben zurückkehren.

Die Höhle im Altkönig. Eine Frau ging den Altkönig (im Taunus) hinan. Sie hatte Gras geschnitten und trug es in einem Korb auf dem Kopf und hatte ihr Töchterlein an der Hand. Als sie fast oben war, sah sie im Berg eine Tür, die sie bisher noch nie gesehen hatte; die führte in eine Höhle, in der saßen sieben greise Männer mit langen Bärten an einem Tisch, und die Höhle war ganz voll Gold und Silber. Die Frau ging fed hinein, leerte ohne weiteres ihren Korb und füllte ihn mit den Schätzen. Als sie wieder heraustreten wollte, sprach einer der Männer: „Frau, vergeßt das Beste nicht!“ Sie hörte aber nicht darauf und ging. Als sie kaum vor der Tür war, da schloß sich der Berg wieder mit lautem Krachen und das Kind, das mit

dem roten Golde gespielt und dabei nicht gesehen hatte, daß die Mutter fortging, war eingeschlossen. Da war die Sorge und Angst der Mutter groß. Sie lief jammernd zu einem Geistlichen und erzählte ihm die ganze Sache. Der Geistliche sagte, sie würde ihr Kind nicht vor sieben Jahren wieder bekommen; dann solle sie um dieselbe Stunde auf den Berg gehen. Sie habe aber unrecht daran getan, den Korb ganz auszuleeren; denn unter dem Gras sei auch das Kraut gewesen, das ihr den Berg aufgeschlossen habe. — Nach sieben Jahren ging die Frau wieder auf den Berg; da saß ihr Kind oben und schlief und war noch ebenso jung und blühend und frisch, wie sie es verlassen hatte. Von der Tür und der Höhle aber war keine Spur mehr zu finden.

Das Kind im Laböer Berge. An einem Ostermorgen, als eben die Frühlingssonne freundlich schien, ging eine Frau aus Labö bei Kiel mit ihrem Kind auf dem Arm hinaus ins Freie, und wie sie so wandelt und endlich an den Wunderberg kommt, da findet sie ihn offen. Ein heller Schein leuchtete ihr entgegen, und als sie hineintrat, fand sie da ganze Haufen von Gold und Silber liegen. Da setzte sie ihr Kind auf einen großen Tisch, der in der Mitte stand, und gab ihm die drei roten Äpfel zum Spielen, die darauf lagen. Dann füllte sie ihre Schürze schnell mit Gold und eilte damit aus dem Berg. Da merkte sie gleich, daß sie ihr Kind vergessen hatte; aber sie ging umsonst wohl hundertmal klagend und weinend um den Berg herum: der Eingang war nirgends mehr zu finden und sie mußte in Verzweiflung nach Hause gehen. — Als aber wieder die Zeit der Ostern kam, und es um die Kirchzeit war, ging die Frau wieder zum Berg, und worauf sie das ganze Jahr gehofft hatte, war erfüllt: der Berg stand offen und wieder funkelten die Schätze. Die Frau sah sich aber nicht nach ihnen um, sondern eilte nur hinein und fand ihr Kind noch auf dem Tische sitzen und mit den Äpfeln spielen, grad wie sie es vor einem Jahr dort gelassen hatte. Lächelnd streckte

es seiner Mutter die Arme entgegen. Sie ergriff es rasch und eilte hinaus. Aber kaum traf der erste Sonnenstrahl das Kind, so verschied es in ihren Armen.

Von einem Weibe, das selber sieben Jahre lang bei den weißen Frauen im Totenreich gefangen war, weiß die westfälische Sage. Nach der Heimkehr zu den Ihrigen darf sie für den Rest ihres Lebens nichts anderes mehr essen als reife Äpfel; das ist, abgeschwächt und weitergebildet, das Gleiche wie der Tod des wiedergefundenen Kindes: wer einmal im Totenberg gewohnt hat, wird nie wieder ganz lebensfähig.

Die Wittewiwerskühle. Am Tippelsberg bei Riemke in Westfalen liegt ein einzelner Bauernhof, auf dem jetzt der Bauer Thiem wohnt; dicht am Hof ist eine etwa zwanzig Fuß hinabgehende Vertiefung, in der entspringt ein schöner klarer Quell und rings herum ist ein schönes Gehölz. Das ist die Wittewiwerskühle. Man erzählt, daß hier vor Zeiten die „witten Wiwer“ gewohnt haben und sich auch je zuweilen haben sehen lassen. So wird namentlich erzählt, vor langen Jahren sei einmal eine Bäurin vom Stimbergischen Hof zu Riemke nach ihrem Kindbette ausgegangen, ehe sie ihren Kirchgang getan hatte. Nachher ist sie eines Abends am Feuer gesessen, da sind plötzlich zwei „witten Wiwer“ hereingetreten und haben sie mit Gewalt fortgeschleppt in ihre Höhle. Hier haben sie ihr verboten, jemals aus der Tür zu sehen; denn sonst würden sie ihr den Hals brechen. Das hat sie auch sieben Jahre lang ausgehalten, aber zuletzt hat sie es doch nicht länger gekonnt, und als die witten Wiwer gerade einmal abwesend waren, hat sie die Tür aufgemacht. Und wie sie da hinaustritt, hört sie auf einmal die Bochumer Glöden läuten und hat an dem Klange gleich gemerkt, wo sie war. Und so ist sie denn hinabgelaufen nach Riemke, zum Hof ihres Mannes. Aber ihr Mann hatte sie tot geglaubt und hatte eine andere ge-

freit. Und wie sie nun ins Haus tritt und die neue Frau darinnen sieht, hat sie sich schweigend an den Herd gesetzt. Die Kinder haben sie gleich erkannt und sich schmeichelnd an sie gedrängt; da hat die Stiefmutter gesagt, sie sollten doch von dem Bettelweib weggehen, das sie gar nichts anginge. Das hat die Frau nicht ertragen können und hat gesagt: „Wohl gehen sie mich mehr an als dich!“ Und gerade bei diesen Worten ist ihr Mann ins Haus getreten und hat sie freudig wiedererkannt und hat nun die erste neben der zweiten im Hause behalten. So hat sie noch einige Jahre bei ihm gelebt, hat aber nie etwas anderes essen können als „möre Äppel“.

4. Die Toten im Wind

Wenn nach weitverbreitetem Glauben die Toten nicht im Grab und nicht in Bergen ihre Ruhe finden, sondern als wilder Heerhaufe friedlos im Sturmwind über die Erde brausen, so sieht es auf den ersten Blick so aus, als könne diese Vorstellung erst aus dem Seelenglauben erwachsen sein, dem die Seele des Toten als bewegte Luft, als Hauch, als Rauch oder als Wölklein erschienen war. Doch belehrt uns genaueres Hinsehen auf die von den Toten im Wind erzählten Sagen, daß auch in ihnen zum mindesten nicht reiner Seelenglaube vorliegt: wo einzelne aus der wilden Schar geschildert werden, da sind es nicht aus dem Körper geschlüpfte „Seelen“, sondern was da im wilden Heere fährt, das sind die gespenstisch körperhaften Toten, die wir aus den vorigen Kapiteln kennen. Wir werden also den Glauben an das Totenheer im Wind nicht etwa als ein logisches Weiterdenken von Seelenvorstellungen auffassen dürfen, sondern besser tun, von Erlebnissen auszugehen, deren nüchtern natürliche Erklärung dem Volk unmöglich schien, in erster Linie von dem Erlebnis des Sturms.

Wie der plötzlich auftauchende und ebenso plötzlich wieder verschwundene tanzende Wirbelwind volkstümlichem Erleben als etwas Unnatürliches und Geisterhaftes erscheint, so auch der Sturm: er kann einen Grad der Wildheit erreichen, der alles natürliche Maß zu übersteigen scheint, er kann in der Bergschlucht oder zwischen den Häuserreihen der Stadt mit so unheimlich heulender Musik dahersfahren, daß es dem einsam Lauschenden graust: das ist kein gewöhnlicher Wind oder Sturm! Beim jungen Geschlecht, das nichts versteht und an nichts mehr glaubt, mag es so heißen; die Alten, die das Wesen der Dinge kennen, wissen besser: in diesem Gebraus und Geheul mit Schreien und Toben fahren die Toten! sie nennens „das wütige Heer“, das „Muetisheer“, „die wilde

Jagd“, „das Nachtgload“ (Nachtgeleit) oder „die wilde Fahr“; und ganz Deutschland ist voll von Erzählungen, wie es dem oder dem ergangen ist, als ihm das Heer der Toten begegnete.

Wir beginnen mit einfachen Beschreibungen dieses übernatürlichen Totensturms und mit Berichten über einzelne Gestalten aus dem wilden Zug, aus denen uns die Art der darin lebendigen Totenvorstellung deutlich erkennbar wird.

Burg Klingenstein. Zur alten Burgruine über Klingenstein bei Ulm zieht nachts von Zeit zu Zeit ein wilder Heerhaufen mit grausigem Toben. Dann hört man im Schloßhof Pferdewieher und Hufschlag weit in die Nacht hinaus. Es geht an ein Turnieren und wildes Durcheinanderjagen, Wasserkufen werden hin- und hergeschleppt und viele Brunnen fangen zu laufen an. Rieselsteine an die Tausende werden in die Höhe, an Fenster und Läden geschleudert, große Massen Sand in die Luft geworfen. Wer sich erfreuen wollte, hinauszuschauen, dem ginge es übel. — Nach Mitternacht setzt sich der Zug wieder, so wie er kam, durch die verschlossenen Tore in Bewegung. Am Morgen ist alles still; kein Brunnen, keine Rieselsteine, kein Sandhaufen weit und breit.

Die wilde Jagd in der Oberpfalz. Ehe die wilde Jagd kommt, meldet sie sich an. Dann hört man im Tannenrieder Wald ein Getöse, als wenn einer mit einem Hammer auf leere Fässer schlägt. Allmählich wird der Wind zum Sturm; die Bäume fangen an zu krachen, der Sand am Weg wird in Wirbeln aufgedreht. Und dann kommt die Jagd: ein wahres Treibjagen, so schreit und pfeift und klappert es, dazu bellen und winseln und heulen junge und alte Hunde in Menge, und allerlei Vögel mischen sich mit fürchterlichem Gequäke in das Getöse. Das Schreien der Treiber, das Hallo der Jäger und Knallen der Peitschen, dazu klagende Stimmen von Frauen, Hörnergetön und andre schöne Musik — das alles wird übertönt vom Heulen des Sturms. Es ist, wie wenn jeder Jäger mit einem Stecken an

jeden Baum anschlüge. — Sie zieht nicht hoch über der Erde hin; denn die niedrigen Sträucher und Büsche geben Wind und rauschen von der Eile, mit der sie durchreißt.

Wer fährt im wilden Heer? 1. Im Wallis haben schon manche den Zug der wandernden Toten gesehen. Sie laufen in den Kleidern, in denen man sie zu Grabe trug, oder noch häufiger in den Kleidern, die man zu ihrem Trost den Wächtern oder den Armen ausgeteilt hat. Darum soll man ja einen vollständigen Anzug vom Verstorbenen herschenken. Wo das nicht geschieht, da fehlt dem Toten nachher irgendein Stück. Einer mußte z. B. barfuß laufen und sich dafür mit zwei Toppfen schleppen, weil man bei seinem Begräbnis statt der Schuhe eine Toppfe hergegeben hatte. Und ein Weibsbild trug einen Butterballen auf dem bloßen Kopf, da habe man statt des Hutes Butter hergegeben. In Visperterminen hat einmal einer den Totenzug gesehen, da lief zuletzt einer, der hatte keinen Gürtel zu seinem weißen Kleid; er mußte das Kleid immer mit den Händen hoch halten und konnte den anderen gar nimmer nachkommen. Da hat ihm der andere seine Halsbinde geschenkt und ihm noch geholfen, sie um den Leib zu schlagen, und der Tote hat ihm gedankt und gesagt, nun könne er den Zug erst auf dem neunundneunzigsten Friedhof wieder einholen. Dann ist er den andern nach.

2. Eine Bauerntochter war jung und schön und reich, dabei aber so stolz, daß sie alle Menschen verachtete und alle Freier mit Hohn abwies; und als sie starb, wollte sie sogar ihre neuen Schuhe mit ins Grab haben. Nun war einmal einer nachts unterwegs, einer aus ihrem Ort, der sie bei Lebzeiten gut gekannt hatte, und das Nachtglocke kam, und da sah er das Mädchen mit im Zuge, und ihre Schuhe waren ganz zerrissen. Das erzählte er ihren Eltern. Da ließ man das Grab öffnen und die neuen Schuhe waren wirklich zerrissen und waren ihr bis an die Waden hinaufgeschoben.

Die Schilderung des Oberpfälzer Bauern erwähnt unter den verschiedenen Stimmen und Geräuschen, die das kundige Ohr aus dem Gebrause des Sturms heraushört, auch Hörnerblasen und andre schöne Musik. Von dieser Musik des Totenzuges weiß man besonders viel in Südwestdeutschland zu erzählen, in der Schweiz und in Schwaben: sie übertrifft alle irdische Musik an lieblichem Wohlklang. Darum sagt man von einem Musikanten, der seine Kunst besser versteht als andere, er sei bei den Toten selber in die Lehre gegangen. Wer es aber wagt, nach ihrer Musik oder gar mit ihnen zu tanzen, der merkt bald, daß mit den Toten nicht zu spaßen ist.

Die Musikstunde. Es war einmal ein Montavoner, der stellte sich in der Kreuzgasse zu Tschagguns auf, als eben das Nachtvolk mit herrlicher Musik herunterfuhr, und bat einen aus dem schwarzen Zuge, er möchte ihn die Schwegelpfeife blasen lehren. Da faßte der seinen Daumen und drückte ihn mit solcher Gewalt in die Mündung der Pfeife, daß ihm das Blut unter dem Nagel hervorspritzte. Der Montavoner hatte auf das hin keine Lust mehr, die Schwegelpfeife zu blasen und warf sie weit fort. Als er später einmal zufällig wieder eine in die Hände bekam und zu blasen versuchte, da konnte er sie so lieblich blasen, wie er es sein Lebtag noch von keinem gehört hatte.

Des wilden Heers Musik. In Wurmlingen gingen mal die Buben, an die zehn mögens gewesen sein, vom Tanze heim und suchten noch nach ihren Liebsten. Wie sie da johlend die Gasse hinaufziehen, hörten sie auf einmal eine wunderschöne Musik in den Höhen wie von tausend Instrumenten. Die zog über den Weilenberg, über Wurmlingen hin der Tannhalde zu und weiter. Man hörte die Musik noch weit. Die Buben wollten erst darnach tanzen, dann aber waren sie doch flug genug und ließen es bleiben. Es wäre ihnen auch sicher schlecht bekommen.

Der Tanz mit dem Nachtvolk. Im Wallis hat man

einmal erlebt, wie es ist, wenn man mit den Toten tanzt. Da war einmal die Savieser Jugend auf dem Berge Prabee nahe der Margaretenkapelle beim heimlichen Tanzen. Und als die Ausgelassenheit so recht auf der Höhe war und das Jauchzen von den Bergen widerhallte, da gesellte sich plötzlich eine große Schar von unbekanntem Tänzern und Tänzerinnen zu ihnen und der Tanzboden war bald überfüllt. Den Saviesern wurde es zuletzt unheimlich; sie rissen aus und flohen den Berg hinunter. Aber die Fremden jagten hinter ihnen her. Da schlossen sie sich in eine alte Scheuer ein. Die Fremden machten sich schon daran, Türen und Wände einzuschlagen; da wußte zum Glück einer von den Eingeschlossenen das Evangelium des heiligen Johannes und begann das mit lauter Stimme vorzubeten. Die andern stimmten alle ein. Da wurde es draußen immer stiller und endlich rief ihnen noch eine Stimme zum Schlüsseloch herein: „Hättet ihr nicht dies Gebet gebetet, wir hätten euch zerhackt wie Gartengemüse!“ Damit verschwanden die Angreifer in feurigen Flammen in den Wald zurück.

Wer dem Zug der Toten begegnet, muß sich mit dem Gesicht auf den Boden werfen, so gehen sie über ihn hin. Versäumt er das, so nehmen sie ihn mit und setzen ihn irgendwo in fremden Landen ab, und mancher, dem es so erging, ist schon ein Jahr und länger gewandert, bis er wieder in seine Heimat kam.

Bericht des Luzerner Stadtschreibers Renward Cysat über Hans Buchmanns Luftfahrt mit dem wilden Heer. Anno 1572, den 15ten Tag Novembris, ward ein Landmann Hans Buchmann oder Krißbühler genannt, von Römerschwyl aus dem Rottenburger Amt, damalen bei 50 Jahr alt, mir gar wohl bekannt, unversehens verloren, daraus viel Wesens entstund, machte auch der Obrigkeit viel Geschäftes. — Vier Wochen darnach kommt gewisser Bescheid von dem Ber-

Iornen, er sei zu Mailand. Letztlich, um Lichtmeß (2. Februar) des folgenden 1573sten Jahres, kommt er heim, ohne Haar, ohne Bart und Augenbrauen, mit geschwellenem, gesprengtem Angesicht und Kopf. Sobald die Obrigkeit das vernimmt, läßt sie ihn fänglich einziehen und, dabei ich selbst gewesen, ausfragen. Darüber war sein Bescheid: nämlich, er hätte bei 16 Gulden Münze zu sich genommen des Tags, als er verloren, in der Absicht, sie einem, dem er sie schuldig, zu bringen, den er aber nicht gefunden. Er sei also gen Sempach gangen, Geschäften halb, allda er sich gesäumt bis gegen Abend. Er habe zwar etwas, jedoch nicht zu viel getrunken. — Als er nun heim wollen und zu angehender Nacht in den Wald kommen sei, bei der Walsstatt da die Sempacher Schlacht geschehen, da sei jählings ein seltsam Getös und Sausen geschehen, anfangs einem ganzen Imbd oder Bienenschwarm gleich, darnach aber, als käme allerlei Saitenspiel gegen ihn her, welches ihm ein Grausen und Beängstigung gemacht, also daß er nicht gewußt, wo er gewesen sei oder wie ihm geschehen wolle. Doch habe er ein Herz gefaßt, seine Wehr gezückt und um sich gehauen. Da sei er von Stund an von der Vernunft, von Wehr, Mantel, Hut und Handschuh gekommen und gleich damit in Lüften hinweg in ein fremd Land getragen worden, da er nicht bei sich selber gewesen. Er habe wohl des Schmerzes und Geschwulst des Angesichts und Kopfes, auch der Haar- und Bartlosigkeit empfunden. Letztlich, als vierzehn Tage nach seinem Verschwinden waren, habe er sich in der Stadt Mailand befunden, wo ein deutscher Gwardiknecht (Söldner) sich seiner angenommen.

Der T a m i s c h e. Zwischen Lengensfeld und Stoffen am Lech liegt eine wilde weite Ode auf einer hohen Ebene. Darüber zieht das wilde Gejäg immer am wütendsten und haust dort immer am längsten. Darüber hin ging vor geraumer Zeit ein Mann aus Hoffstetten. Es dunkelte schon, da vernahm er aus der Weite ein Heulen und Sausen, als wollte sich ein furchtbarer Sturm erheben,

Wie er da stillstand und sich umsah, kam das wilde Gejäg ob seiner in den Lüften daher, und als er verstarret vor Schreden vergaß, sich auf den Boden zu werfen, hob es ihn leicht auf ab der Erden und riß ihn im Zuge mit dahin. Sechs lange Wochen war der Mann der Erde entrückt; kein Mensch wußte, wohin er gekommen war, und die Seinigen waren in Kummernis um ihn als um einen Toten. Da auf einmal kam er zurück, er wußte selbst nit wie und wo, und war noch ganz tamisch in seinem Sinn. Es schwindelte ihm allweg, wenn er nur daran dachte, und allen, die davon hörten, geschwindelte es mit. Der Mann lebt noch heute, verhält sich aber stets geruhig und still, hat zu nichts mehr weder Leid noch Freud, hat nur noch ein Kuchelleben. (1855.)

Was uns hier aus dem sechzehnten wie aus dem neunzehnten Jahrhundert mit dem gleichen Ernst und der gleichen Lebhaftigkeit berichtet wird, brauchen wir als tatsächliches Erlebnis nicht anzuzweifeln: der Römerschwyrler wie der Hoffstettener haben ihre Reise in der Tat gemacht, allerdings nicht mit dem wilden Heer und nicht durch die Luft, sondern als ganz typisch verlaufene Reisen im epileptischen Dämmerzustand mit vorausgehenden Gehörs- und Gesichtshalluzinationen und nachfolgender Erinnerungslosigkeit für die Zeit ihrer Wanderung. Das Volk und schon der Erlebende selber legt sich das ihm rätselhafte psychopathische Erlebnis mit Hilfe seiner Glaubensvorstellungen zurecht, und findet die Erklärung im Bereich der Sagen vom wilden Heer.

Vielsach wird auch erzählt, daß die Begegnung mit dem wilden Heer dem Menschen gewisse Krankheiten einträgt, vor allem eine Lähmung, die rätselhaft plötzlich erscheint und ebenso plötzlich wieder verschwindet; anderen löscht es für eine Zeit das Augenlicht; und wie das Volk überhaupt des Glaubens ist, daß ein „böser Wind“ einem den Kopf anschwellen kann, so erzählt es sich das auch vom Wind des Totenheeres.

Die Totenstrafe. Im Matersberge (Oberwallis) steht ein

Alphäuschen gerade am Rand einer Totenstraße. Eines Abends ließ der Hausvater dort ein großes Stück Brennholz in der Straße liegen, weil er sich zum Aufspalten verspätet hatte. Da klopfte es um Mitternacht kräftig an die Haustür und ihm ward ernstlich geboten, wenn er sein Häuschen noch retten wolle, müsse er gleich die Straße öffnen: der Totenzug rüde heran. Der Mann lief sofort hinaus, und als der erste Tote anlangte, hatte er den Toß eben fortgeschafft. Nur sein Fuß war noch auf der Straße und wurde vom Zuge noch gerade an der Ferse erreicht und ist davon lahm geworden.

Die Hade. An einem Hof in Stils zog immer die wilde Fahrt vorbei. Da legte einmal ein Knecht einen Baumstamm quer über den Weg, um zu sehen, was nun geschehen würde. Als es Nacht wurde, kam wirklich die wilde Fahrt. Der Knecht lag im Bett und horchte; da hörte er eine Stimme, die sagte: „In diesen Baum schlage ich meine Hade hinein.“ Und von demselben Augenblick an konnte der Knecht nicht mehr gehen und hatte arge Schmerzen am Fuß und niemand konnte ihm helfen. Als er nun diese Schmerzen ein Jahr lang gelitten hatte, kam die wilde Fahrt wieder, und er hörte dieselbe Stimme sagen: „Hier habe ich voriges Jahr eine Hade hineingeschlagen; die will ich nun wieder mitnehmen.“ Und von dem Augenblick an war der Knecht wieder gesund.

Der bucklige Spielmann. An einem Sylvesterabend hatte einmal ein Spielmann in einem Dorfe bei Templin zum Tanze aufgespielt und ging um Mitternacht nach Hause. Wie er in den Wald kam, hörte er die wilde Jagd daherbrausen und versteckte sich vor ihr hinter einen Eichstamm. Das half ihm aber nichts, denn die wilde Jagd zog an der Erde hin und kam immer näher und einer der Jäger stürzte auf den Baum los und rief: „Hier will ich mein Beil einhauen!“ Im selben Augenblick bekam der Spielmann einen gewaltigen Schlag auf den Rücken und es war ihm, als lege sich eine schwere Last darauf; da ist er eiligst und

in Angst davongelaufen und hielt nicht eher an, als bis er zu Hause war. Dort merkte er dann mit Schrecken, daß er einen großen Budel bekommen hatte. Da war er nun traurig; und am andern Morgen lief die ganze Nachbarschaft zusammen, um das Wunder zu sehen. Zulezt kam auch einer, der riet ihm, er solle sich übers Jahr um die gleiche Stunde wieder hinter denselben Eichbaum stellen, da werde ihm geholfen sein. — Der Spielmann konnte nun die Zeit kaum mehr erwarten. Endlich war es wieder Sylvester, da ging er zu derselben Eiche und um Mitternacht kam auch wieder die wilde Jagd und derselbe Jäger stürzte auf den Baum zu und rief: „Hier habe ich vor einem Jahr mein Beil hineingehauen, hier will ichs auch wieder herausziehen,“ und im selben Augenblick gibt es im Rücken des Spielmanns einen gewaltigen Ruck — und fort war der Budel.

Eine Blendung. Durch das Dorf Thieringen in Württemberg kam sonst alljährlich das Mutesheer mit Saus und Braus und zog namentlich immer durch ein bestimmtes Haus durch. In dem mußte man deshalb immer Türen und Fenster aufmachen, sobald man es kommen hörte. Da dachte einmal der Hausherr: er wolle doch mal aufbleiben und zusehen, was es denn eigentlich sei mit dem Mutesheer. Und als es wieder durchfuhr, blieb er in der Stube sitzen. Da rief aber eine Stimme: „Streich dem da die Spältle zu!“ und alsbald war es dem Mann, als ob ihm jemand mit dem Finger um die Augen herumfahre, und dann war er plötzlich blind, und alle Mittel, die er versuchte, halfen nichts. — Da gab ihm jemand den Rat, er solle sich doch das nächstemal wieder ins Zimmer setzen; schaden werde es auf keinen Fall. Diesem Rate folgte der Mann, und als das Heer im folgenden Jahre wieder kam, rief eine Stimme: „Streich dem da auch die Spältle wieder auf!“ Da fuhr es ihm wieder um seine Augen herum, und mit einem Mal konnte er wieder sehen. Da sah er auch das ganze Mutesheer: das war eine Schar von ganz verschiedenen Menschen,

von alten und jungen, von Männern und Weibern, und die machten einen wilden Lärm.

In einigen der letzten Geschichten löst sich aus dem Durcheinander-Lärmen und Schreien der vermeintlichen Stimmen schon eine einzelne heraus: das Schreierlebnis wird von Worten angekündigt. Andere glaubten aus dem vielstimmigen Lärm heraus ihren Namen rufen zu hören; wieder andern formte sich das Gebraus zu Stimmen der Warnung, wie sie der eigenen Angst entsprachen.

Der Warner. 1. Einmal stand ein Mann beim Mondschein an einem Grattobel und schaute dem Nachtvolk zu, das gerade durch das Tobel herab gefahren kam. Wie er da so schaute und schaute, kam unversehens einer aus dem Nachtvolk auf ihn zu und sagte: „Götti, gang witer ussi!“ Da fuhr aber ein Grausen in den Mann und er lief davon.

2. Durch das Fronatobel, das die Gemeinden Außer- und Innerbartholomätag in Montavon scheidet, fuhr auch vor Zeiten das Nachtvolk mit zierlicher Musik auf und ab, und wenn man in die Nähe kam, so rief es aus dem Volke: „Notnagel, oba Weeg, oba Weeg, oder met!“ und wäre man dann nicht immer ob den Weg gegangen, so hätte man ohne Widerrede mitfahren müssen.

Das rechte Wort. Früher hat man das Mutesheer oft in der Umgegend von Nagold gehört. Eine Stimme rief vor dem Zuge her:

Außem Weg!
Daß niemer was g'schäh!

Einmal ist ein Handwerksbursche ihm begegnet, der wich nicht aus und warf sich auch nicht mit dem Gesicht auf die Erde, und deshalb wollten sie ihn mitnehmen. Der Handwerksbursch aber begann ein Gespräch mit dem Anführer und wußte dem so gut zu antworten, daß er keine Macht über ihn bekam. Dabei kam es namentlich auf ein einziges Wort an, das wußte der Handwerksbursch

und sagte es auch, und da zog das Heer weiter. Was das aber für ein Wort war, oder was sie sonst miteinander gesprochen haben, weiß man nicht mehr.

Von der Stimme dieses Einzelnen, der gelegentlich als Sprecher oder als Warner aus dem wilden Haufen heraustritt, ist es nur noch ein Schritt zu der Vorstellung, daß die wilde Jagd ständig einem Einzelnen als ihrem Führer folge. In einigen Gegenden Tirols hat Frau Berchtl diese Führerschaft übernommen und dort ist sie es nun, die den lähmenden Arthieb mit den uns schon bekannten Worten begleitet; im Mansfeldischen zog einst dem wütenden Heer ein weißbärtiger Alter, der „treue Edart“ voran und scheuchte die Begegnenden warnend aus dem Wege; in Nord- und Mitteldeutschland finden wir den Glauben an einen Totenführer, den wilden Jäger, so üppig entwickelt, daß an manchen Orten von dem ganzen Heer nur noch der Führer übrig blieb; aber auch hier ruft er noch den Ruf des Warners: Holl den Middelweg!

Über den wilden Jäger ist viel geschrieben worden. Man stellt seinen norddeutschen Namen „Bode“ und auch das schwäbische „Wuotes Heer“ mit dem Namen des alten Gottes Wodan, Wuotan zusammen und sieht in den heutigen Sagen vom wilden Jäger gern die verdunkelten Reste alter heidnischer Göttersage. — Einige der heidnischen deutschen Stämme sahen und hörten in der Tat ihren Wodan als übermächtigen Kriegs- und Jagdherrn an der Spitze des Totenhaufens im Sturmwind dahinbrausen und es wäre darum möglich, daß dieser Gott in der christlichen Zeit zu dem immer noch unheimlichen aber doch sehr viel machtloseren Dämon wurde, der unser Volk noch heute erschreckt. Ob aber die Geschichten, die man sich heute vom wilden Jäger erzählt und die besser zum Dämon als zum Gotte passen, ähnlich einst schon von Wodan berichtet wurden, können wir nicht entscheiden; dazu ist uns von den Göttervorstellungen unserer Vorfahren und besonders von dem,

was sie sich von ihren Göttern wirklich erzählt haben, zu wenig überliefert.

Heute erzählt man sich vom wilden Jäger, dem Nacht- oder Helljäger, vom Wode und Hadelberg vor allem, daß er jage, entweder an der Spitze eines lärmenden Jagdgesolges oder auch allein, nur von seinen kläffenden Hunden begleitet. Er jagt zu allen Tages- und Jahreszeiten, vor allem aber im Winter, zur Zeit der Winterstürme; und wie die nächtlichen Spulerlebnisse sich nach dem natürlichen Gesetz epischer Stilisierung auf die Mitternachtsstunde konzentrieren, so braust der wilde Jäger am liebsten zur Mittwinterszeit übers Land, in den zwölf heiligen Nächten vom Weihnachts- bis zum Dreikönigstag.

Der Nachtjäger auf Rügen. Auf Rügen ist der Nachtjäger in manchen Gegenden allnächtlich unterwegs. Von einem großen Gesolge umgeben, mit lautem Hallo, mit Kreischen und Pfeifen und Hundegebell, mit Peitschenknallen und Pferdegetrappel reitet er durch die Lüfte. Dem einsamen Wanderer ruft er zu:

Hallo, Hallo!
Holl den Middelweg!
Holl den Middelweg!

Doch sieht man ihn niemals ganz in der Nähe; gewöhnlich ist er nur in einiger Entfernung zu sehen und dann auch nur wie in Nebel gehüllt. Wer ihn nachts auf einsamer Landstraße kommen hört, muß sich vor allen Dingen hüten zu pfeifen. Denn dadurch wird der Nachtjäger angelockt und glaubt, der Wanderer wolle mit. Ferner muß man sich hüten, die Vorder- und Hintertür des Wohnhauses offen zu lassen; sonst kommt der Nachtjäger, fliegt zu der einen Tür hinein und zur anderen wieder heraus und was er dabei im Fluge erhascht, führt er mit fort. Besonders gerne nimmt er ungetaufte Kinder mit, das ist seine liebste Beute.

Der Wode im Fürstentum Lauenburg. Den Wode haben viele Leute in den Zwölften und namentlich am Weih-

nachtsabend ziehen sehen. Er reitet ein großes weißes Pferd, ein Jäger zu Fuß und vierundzwanzig wilde Hunde folgen ihm. Wo er durchzieht, da stürzen die Zäune krachend zusammen und der Weg ebnet sich ihm; gegen Morgen richten sie sich aber alle wieder auf. — In der Weihnachtsnacht darf man keine Wäsche draußen lassen, weil seine wilden Hunde sie sonst zerreißen. Man darf dann auch nicht baden, denn sonst wird eine wilde Jagd daraus. Alle müssen still zu Hause sein; läßt man die Tür auf, so zieht der Wode hindurch und seine Hunde verzehren alles, was im Hause ist, besonders den Brotteig, wenn gebaden wird. — Einige behaupten auch, das Pferd des Wode habe nur drei Beine.

Der alte Au. In der Probstei in Holstein weiß Jung und Alt viel von dem alten Jäger Au, Aug oder Auf zu erzählen. Zwar treibt er in unseren Tagen sein Spiel nicht mehr so vor sichtlichen Augen, aber man weiß noch viele Stellen, wo er mit seinem wilden Gefolge in alten Zeiten gehaust hat. Er hatte beständig viele Hunde bei sich, gewöhnlich ganz kleine, auf deren Schwanz ein Licht brannte. Viele alte Leute erzählen davon und versichern, daß der alte Jäger ihnen nichts getan habe, wenn sie sich ganz ruhig verhielten und allenfalls den Segen, das Vater-unser oder ein anderes Gebet gesprochen hätten. — Einer alten Frau aus Brodersdorf, die noch nicht lange tot ist, ist der alte Aug einmal nachts zwischen Lutterbeck und Brodersdorf begegnet mit seiner ganzen Jagd. Nichts als Lichter und Lichter brannten bei ihr herum und dabei lärmte und schrie und schoß und heulte es, daß ihr Hören und Sehen verging. Denn sie geriet gerade mitten ins Gedränge. Das hat die alte Frau häufig erzählt und sie log nicht.

Wer so unablässig jagt, der hat natürlich auch irgendein Wild, das er verfolgt, und so mancher Bauernbursche ist dereinst gewiß einmal hinausgegangen, ob es ihm nicht vielleicht glücke, die ganze wilde Jagd zu schauen, Wild und Jäger. Zweierlei hat er da

gesehen: entweder traf er den wilden Jäger nachts auf offenem Feld, weißschimmernde Nebel flohen vor ihm her und trugen in den Augen des erschrockenen Burschen undeutlich die Umrisse eines weißen Weibes; oder er sah im dämmernden Wald die niederen Büsche und Farnkräuter im reißenden Winde wehen, die dürrn Blätter jagten im Wirbel zwischen ihnen durch — das waren die zwerghaft kleinen Moos- oder Holzweiblein auf ihrer Flucht vor dem hinterdrein rasenden Verfolger.

Der wilde Jäger und die weiße Frau. 1. Ein Bäckermeister aus Königsberg in der Neumark war einmal über Land gegangen und kehrte erst spät abends nach Hause zurück. Als er in die Gegend von Bernidow kam, hörte er plötzlich in einem nahen Holz ein gewaltiges Hallo und Hundegebell, und als er dorthin blickte, sah er eine Frau mit langen wallenden Haaren aus dem Walde hervorstürzen. Hinter ihr her der wilde Jäger mit seiner ganzen Schar. Nur wenige Sekunden konnte ers sehen, dann war alles wieder im nächsten Holze verschwunden; nur aus der Ferne hörte er noch Toben und Hundegebell.

2. Noch ehe die Franzosen in Pommern hausten, ging einmal der Schullehrer von Hohenholz abends nach Stettin, um Einkäufe zum Kindelbier zu machen. Da hörte er plötzlich die wilde Jagd herankommen, mit Hundegebell und Jägergeschrei, und ehe er sich noch von seinem Schrecken erholen konnte, kam eine schneeweiße Taube auf ihn zugeflogen, die bat ihn, mit seinem Kreuzdornstod einen Kreis um sich zu schlagen und ihn mit drei Kreuzen zu weihen. Der Lehrer tat das; da flog die Taube in den Kreis und verwandelte sich dort in eine weißgekleidete Jungfrau. Sofort kam auch der wilde Jäger auf seinem Roß an und schrie dem Lehrer zu: „Öffne den Kreis und stoß die weiße Frau heraus!“ Die flehte ihn an, es nicht zu tun; er brauche keine Angst zu haben, die wilde Jagd könne ihm in seinem Kreis nichts tun. Aber der Lehrer öffnete in seiner Angst den Kreis doch. Da war die Jung-

frau im Nu daraus entschlüpft und der wilde Jäger wieder hinter ihr her. Nach kurzer Zeit aber sah der Lehrer ihn zurückkommen; da hatte er die getötete Jungfrau vor sich auf dem Pferde liegen, so daß ihre langen schwarzen Haare auf dem Boden schleiften.

Das Waldweibel auf der Karrendeichsel. In Wöhltdorf in Thüringen war ein Schafknecht, der trieb seine Herde gewöhnlich nach dem Brandholz bei Ranis. Dort beim Pferch hatte er auch seinen kleinen Karren, in dem hielt er seine Mittagsrast und blieb auch manchmal über Nacht darin. Zu diesem Schäfer kam oft ein Wald- oder Holzweibel und klagte ihm vor, wie es mit seinen Verwandten vom wilden Jäger gejagt werde, und erzählte ihm auch, daß nur die Holzstöcke, in die drei Kreuze in einem Zwickel eingehauen seien, ihnen vor ihrem Verfolger Sicherheit gäben. Da schnitt der Schafknecht aus Mitleid mit seinem Taschenmesser drei tiefe Kreuze in die Deichsel seiner Hütte, damit das kleine Weibel darauf Ruhe hätte. Das Mittel half. Denn sobald nun im nahen Walde die wilde Jagd zu lärmen begann, flüchtete das Weibel heraus auf die schützende Deichsel. Zum Dank dafür schenkte sie dem Knecht einen Garnknaul, der nie ein Ende nehmen sollte, auch wenn er sein ganzes Leben lang daran strickte. Die Leute aus der Umgegend haben die beiden oft gesehen, wie sie miteinander redeten; dann schaukelte sich das Waldweibchen vergnügt auf der Deichsel und der Schäfer saß daneben und strickte von seinem Knaul. — Zuletzt aber war es mit dem behaglichen Plaudern doch einmal zu Ende. Denn eines Nachts kam der wilde Jäger mit dem ganzen wütenden Heer herangebraust, und weil er das Waldweibel nicht von den drei Kreuzen herunterbringen konnte, brach er die ganze Karrendeichsel ab und nahm Deichsel und Weibchen mit sich fort. — Von dem Knaul strickte der Knecht noch viele Jahre und erzählte auch jedem, der es hören wollte, wie er dazu gekommen war. Einmal stritt er mit einem Bekannten darüber, der die Sache nicht glauben wollte, und rief in seinem

Eifer: „Ei so wickle doch davon ab, so viel du willst und behalte es für dich; ich sage dir, der Knaul geht nicht zu Ende.“ Als aber der andere das nun tat, da war der Knaul sofort zu Ende.*

Es ist ein immer wiederkehrender Zug im Volksglauben, daß man das „Heilige“, die Geister, nicht nachahmen darf. Wer das dem wilden Jäger antut, indem er seinen Ruf nachschreit oder sich sonst irgendwie an seiner Jagd beteiligt, dem schleudert er ein Stück von seiner Jagdbeute aus der Luft herunter, ein Holzweibleinsviertel oder — was auf andere Vorstellungen von dem gejagten Wilde weist — eine Menschen- oder Pferdende. Wenn dieses Wurfstück dem Rufer am Rücken klebt und nicht weicht, bis er es eine Strecke weit geschleppt hat, so erinnert es an den Buckel des Spielmanns und an die Aufhodgeeister, diese Materialisierungen des Angsterlebnisses. Andere Geschichten erzählen nur von dem jähen Fall, der den Rufer erschreckte, und welche seltsame Mittel man anwenden mußte, um das unwillkommene Geschenk wieder anzubringen. — Es kann dem spöttischen Rufer aber auch noch viel schlimmer gehen: der wilde Jäger heßt seine Hunde auf ihn und die gehn über ihn weg, daß keine Spur mehr von ihm übrig bleibt und man sich nur noch fragen kann, ob sie ihn mitgenommen oder zunichte getreten, oder ob sie ihn gar aufgefressen haben.

Die Menschenlende. Der General Sparr in Prenden ist bei seinen Lebzeiten ein großer Zauberer gewesen und kaum war er tot, da ließ sich um Prenden unaufhörlich die wilde Jagd hören und ließ den Leuten fast keine Nacht Ruhe. Da hat auch einmal ein Bauer das Hallo und Jagdgeschrei gehört und in seinem Übermut mit eingestimmt. Aber sofort war es ganz still und eine Stimme rief:

Hast du helfen jagen,
Sollst du auch helfen tragen!

* Über den Garnknaul des Waldweibleins vgl. S. ■■■

und sogleich flog ihm eine Menschenlende auf den Rücken, an deren Fuß noch ein Schuh mit einer Schnalle saß, und auf der Schnalle war der Name noch zu lesen, wem er gehört hatte. Schnell warf der Bauer seine Last ab, aber das half nichts, sie saß ihm gleich wieder im Rücken, und so viel er sich auch mühte, er konnte sie nicht los werden. Da riet ihm einer, er solle sie doch nach dem Wildkeller des Sparrschen Schlosses tragen. Das tat er und wurde sie auf diese Weise glücklich los.

Mitgejagt — mitgenagt. Bei Wettin zieht der wilde Jäger oft durch den Grund, der die Pfaffenmatt heißt. Da geht es „kläff, kläff! hede, hede, hede!“. Einst lag ein Hirt in seiner Hürde und hörte das Bellen und Hehen; da fragte er, ob er nicht mitjagen dürfe. „Nur zu“ rief der wilde Jäger und der Hirt jagte mit. Als die Jagd zu Ende war, bekam er als Anteil an der Beute eine Pferdekeule, die sollte er essen. Und weil er das nicht wollte, tanzte die Keule drei Nächte hintereinander auf der Weide rings um die Schafe und mitten durch sie hindurch, so daß die Tiere ganz scheu wurden. Da wandte sich der Hirt an den Prediger und klagte ihm seine Not. Der Prediger zitierte den wilden Jäger und gebot ihm, die Keule zurückzunehmen. Aber der wilde Jäger sagte, das sei alter Brauch bei ihm und seinen Jägersleuten: wer mit jage, der müsse auch mit essen. Daher komme noch das alte Sprichwort:

Hast du geholfen jagen,
Mußt du auch helfen nagen.

Da mußte sich der Hirt bequemen, ein kleines Stück von der Keule zu essen, und dann war sie gleich verschwunden.

Wie die Holzheher ihr Geschenk wieder abholen mußten. Ein Knecht hatte einmal Halm geschnitten auf dem Futterboden, und das war im Winter, abends. Plötzlich hörte er, wie die Holzheher durch den Garten jagten. Berwegen ist er gewesen und schreit hinaus „Holzheher, heht mir auch mein Teil!“ Kaum hat er das gesagt, kommt ein Trumm eiskaltes Fleisch

zum Fenster hereingesloger, das blieb immer bei ihm, so oft er auch wieder hinauswarf. — Nun konnte er auch in kein Bett mehr gehen; er mußte sich auf die Ofenbank setzen und da die Nacht lang sitzen bleiben. Einige Tage darauf kam ein altes Bettelweib und blieb über Nacht. Der Knecht wollte ihr erst nicht sagen, warum er nicht ins Bett gehe. Aber das Bettelweib meinte, eine Alte wisse auch manchmal einen guten Rat. Da erzählte er ihr sein Unglück. — „Dummer Kerl, wirfs hinaus, wenn die Holzheker wieder kommen, und ruf dazu: Wenn ich kein Salz dazu bekomme, kann ichs nicht brauchen!“ — Der Knecht tat es und wurde auf diese Weise frei. Es war aber das Fleisch von einem Holzweibchen gewesen. Das war von den Hekern in der Luft zerissen worden. (Oberpfalz.)

Die wilden Hunde. Zwei Burschen gingen abends von Bergkirchen in Westfalen durch den Wald, ihre Bräute zu besuchen. Da hörten sie über sich in der Luft wildes Hundegebell und eine Stimme rief dazwischen: „hoto! hoto!“ Das war Hadelblod, der wilde Jäger, mit seiner Jagd. Einer von den Burschen rief ihm in seiner Frechheit nach: „hoto! hoto!“ Da kam Hadelblod mit seinen Hunden und hekte die ganze Meute über den Burschen. Von dem ist hernach auch nicht eine Spur mehr gefunden worden.

Wenn der Sturm der wilden Jagd durch ein Bauernhaus geht, so wird die Asche vom offenen Herd emporgewirbelt; die nächsten Tage pfeift und winselt der Wind noch im Kamin, er steigt darin herunter und wühlt in der Herdasche — da hat der wilde Jäger einen seiner Hunde in dem Haus zurückgelassen. Der liegt nun auf oder unter dem Herd, nährt sich von der Flugasche und stört die Hausbewohner in der Nacht mit seinem Gewinsel. Ist die Zeit der Winterstürme vorbei, so wird der unheimliche Gast allmählich stiller, ohne daß er doch jemals ganz verschwände; im nächsten Spätherbst aber meldet er sich aufs neue mit Heulen und Unruhe:

da wittert er das Herannahen seines Herrn, der ihn dann nach Ablauf eines Jahres wieder mitnimmt.

Der Hund des wilden Jägers. 1. In den Zwölften, so erzählte ein altes Mütterchen in Woltringhausen bei Uchte, indem sie ihre Pfeife ansteckte, da jagt Koods oder Herodis „met sine Hünne“. Da muß man gleich nach Sonnenuntergang alles fest zuschließen, denn sonst jagt er durchs Haus und läßt einen seiner Hunde darin. So ist's mal einem Bauern namens Plate in Kirchdorf ergangen. Der Hund hat ein ganzes Jahr lang dort gelegen, hat nichts als Flugasche gefressen und ist doch dick und fett geworden. Von Farbe ist er gris gewesen und dabei so groß wie ein tüchtiger Kettenhund. Als nun aber das Jahr rund war und es wieder in die Zwölften kam, da hat man den Herodis wieder heranziehen hören, und als er dicht am Hause gewesen ist, hat er gerufen: „Alte, wiltu met?“ Und kaum hat der Hund das gehört, da ist er schnell aufgesprungen und ist mit der wilden Jagd davongegangen.

2. In Strukhausen haben sie mal einem solchen Hund alle Abend einen Napf voll Fressen an den Herd gesetzt. Den Tag über hat er still und ohne sich zu regen auf dem Herd gelegen, aber über Nacht muß er doch lebendig geworden sein, denn am Morgen ist der Futternapf immer leergefressen gewesen. So hat das fast ein Jahr gedauert. Wie nun die Zwölften heranrücken, wird der Hund unruhig; er geht hinaus vor die Niedertür, hält seine Nase hoch in die Luft und schnuppert; dann kehrt er wieder an den Herd zurück und streckt sich hin. So geht es fort, bis das Jahr gerade voll rund ist, da tritt ein großer Mann in die Niedertür, der bedankt sich schön bei den Leuten, daß sie den Hund so gut gefüttert haben; und sofort springt der Hund auf und geht nun mit seinem Herrn wieder davon. Das Jahr darauf ist in dem Hause aber so viel Milch und Butter gewesen, daß der Bauer einer der reichsten in der ganzen Gegend geworden ist.

In dieser letzten Geschichte hat sich die Vorstellung vom zurückgelassenen Hunde des wilden Jägers mit der Erinnerung an den alten Brauch verbunden, daß man dem Winde zu bestimmten Zeiten ein Opfer brachte. In einigen Gegenden des südlichen Deutschlands wird dieser Brauch noch heute geübt. Im österreichischen Schlesien wirft man bei einem großen Sturm eine Handvoll Mehl, Spreu oder Federn zum Fenster hinaus und ruft dem Winde zu: „Da hast du, hör auf!“ und es ist noch gar nicht so lange her, daß man in Oberösterreich alljährlich zu Fastnacht drei ungebädene, aber geformte Brotlaibchen für den Wind auf Zaunpfähle steckte und dazu sagte:

Säh, Wind, da hast du das dein,
Laß ma du a das mein!

Heute heißt dieser Brauch, wo er noch geübt wird, „den Wind (oder die Windin) füttern“; der Wind wird also ohne eine recht plastische Vorstellung als lebendes Wesen gedacht. Ursprünglich galt das Opfer den Toten im Wind, in Norddeutschland dem wilden Jäger oder seinen Hunden.

Brot für den Joejäger. In der Gegend von Basum im Osnabrückischen hat einmal ein Bauer Christabends die große Tür an der Diele offen gelassen; da hat sich die ganze Joejagd davorgelegt und der Joejäger hat gesagt, er werde nicht eher fortgehen, als bis man ihm ein Brot herausbringe. Und das hat man denn auch tun müssen, um ihn nur los zu werden. Aber damit ist es noch nicht zu Ende gewesen; denn er hat sich auch noch ausbedungen, daß man ihm alle Jahre um dieselbe Zeit an eine gewisse Stelle im Holz ein Brot hinlege, und das ist viele Jahre lang geschehen.

In früheren Jahrhunderten war der wilde Jäger mit so geringen Gaben nicht zufrieden. Er forderte alljährlich eine Kuh oder zum mindesten ein jähriges Kalb. Wenigstens scheinen einige norddeutsche Sagen an ein solches Jahresopfer zu erinnern, und auch

die kärntische Sage von der Geisterkuh werden wir wohl als eine allerdings schon sehr verdunkelte derartige Erinnerung aufzufassen haben:

Der wilde Jäger fordert ein Kind. 1. Zeller Thesing zu Dytte in Oldenburg muß alle Jahre ein Kalb nach Thesings Busch liefern, auf einen Platz, wo drei Bäume stehen; sonst stirbt ihm die beste Kuh im Stall.

2. Ein Bauer zu Hogenbögen im Großherzogtum Oldenburg ging eines Abends in den Zwölften spät nach Hause. Er war schon ziemlich nahe daran, da kamen seine Kinder mit der Schiebkarre und hatten Feuerung geholt. Da bekam er einen großen Schrecken, denn in den Zwölften darf doch nichts rundum gehen, kein Wagenrad, kein Spinnrad, nicht einmal ein Dreschflegel, weil dann ja der Weltjäger umgeht. Der Bauer fing also gleich an zu rufen und zu schreien und die Kinder mußten auf der Stelle abwerfen. Dann nahm er die Karre auf die Schulter, hielt das Rad fest, damit es ja nicht etwa noch einmal rundlaufe, und trug sie so nach Hause, und da haben sie sie sorgsam eingeschlossen. Aber seine Frau fing an zu weinen und sagte, nun werde es ihnen gewiß schlecht gehen; die beste Kuh müßten sie schon gewiß verlieren, aber es sei auch noch Schlimmeres zu fürchten. Da wurde ihnen geraten, sie sollten schnell den höllischen Hunden ein Futter bringen. Deshalb nahmen sie ein jähriges Kalb, banden es an einen Strid und zwei Mann brachten es noch denselben Abend weit vom Hause in die offene Heide und ließen es da laufen. Auf diese Weise hatten sie die Kuh gerettet; aber nun hatten sie die Hunde an das Futter gewöhnt und mußten die Fütterung alljährlich wiederholen, sonst hätte sie es doch noch die beste Kuh gekostet. Noch viele Jahre ist es bei diesem Bauern Brauch gewesen, alle Winter im Anfange der Zwölften ein jähriges Kalb hinauszubringen, und oft ist das Kalb vorher noch besonders darauf gefüttert worden, damit die Hunde besseres Fleisch bekämen. Und niemals ist von den hinaus-

gebrachten Kälbern eins wiedergekommen oder etwa an anderer Stelle aufgefunden worden.

Die Geisterkuh. In einer mondhellen Nacht ließ sich im Besachtal in Kärnten die wilde Jagd mit dem gewöhnlichen Jauchzen vernehmen und kam lärmend auf das Dorf zu. Voran ritten drei große Männer, die hielten jeder eine Stange in die Höhe und an der Stange war oben eine Leiche angebunden. Hinterher kamen eine Menge Leute mit wilden Gesichtern. Am Dorfplatz lagerten sie sich, machten Feuer und führten aus dem nächsten Stalle einen Ochsen heraus. Den schlachteten sie und brieten und aßen ihn. Dann legten sie die Knochen alle zusammen wieder in die Haut und peitschten mit Ruten darauf. Da wurde der Ochse wieder lebendig. Sie führten ihn in den Stall zurück und jagten dann mit gräßlichem Lärmen weiter. Aber während des nächsten Tages verdorrte der Ochse.

Warum jagt denn nun der wilde Jäger eigentlich? — Wo die Toten alle ohne Ausnahme im großen Heere fahren, ist für eine solche Frage kaum ein Anlaß; da gehört es einfach zu ihrem gespenstischen Wesen, daß sie im Sturmwind über die Erde ziehn. Wo aber der wilde Jäger allein übrig blieb und so als einzelner zu anderen Wesen in Gegensatz trat, da forderte sein immer wiederholtes, also im Grunde doch zweckloses Jagen eine Erklärung. — Fast überall, wo wir heute einer solchen Erklärung begegnen, heißt es, der ewige Jäger sei ein Wiedergänger, ein Verdammter, sein Jagen eine Strafe für einst begangene Freveltat. Wir treffen also auf die gleichen christlichen Vorstellungen von einer Vergeltung nach dem Tode, wie wir sie schon vom vorigen Kapitel her kennen. Und wie dort Frevel und Strafe oft miteinander in engem Zusammenhang standen, so gab die Phantasie des Volks auch hier dem wilden Jäger eine seiner Strafe entsprechende Vorgeschichte: er ist ein so unersättlicher Jäger gewesen,

daß er selbst den Sonntag mit seinem Jagen entheiligte, oder er hat als Fürst das Jagd- und Forstrecht in seiner blutigsten Grausamkeit verwaltet. Im Harz und Solling dagegen weiß die Vorgeschichte des wilden Jägers Hadelberg nichts von einem solchen Frevel; da finden wir den seltsamen Bericht von seinem Tod durch den Zahn des gefällten Ebers, der in den Motivkreis vom weisagenden Traume gehört. Warum aber aus dem ehemaligen Forstmeister nachher der wilde Jäger geworden ist, wird dort nicht erklärt.

Der wilde Jäger in Westfalen. Es war einmal ein böser Graf, der fürchtete sich auch gar nicht vor dem lieben Gott, denn er ging fast jeden Sonntag auf die Jagd. So kam er denn auch gar nicht mehr in die Kirche und bald jagte er die ganze Woche, Sonntag und Werktag, und je mehr er jagte, je größere Lust hatte er daran. Da ritt er denn den Leuten durch Korn und Gerste und Hafer, und wenn sie zusammenkamen und sich beschwerten, daß er ihnen ihr Getreide zertrat, dann schlug er sie mit der Hundepeitsche. Dann setzte er sich wieder auf sein Pferd, die Jäger und die Hunde hinter ihm her, durch Wald und Feld und Berg und Tal, immer gejagt und immer gejagt. Die Hirsche und die Rehe und die Hasen, die er sah, die mußte er auch haben, eher hatte er keine Ruhe. — Nun wars aber einmal am Sonntag, da waren die Leute alle in der Kirche; nur der böse Graf war wieder auf der Jagd mit allen seinen Hunden und Jägern. Da sah er einen schönen Hirsch und gleich gings hinter ihm her, aber so sehr sie sich auch mühten, sie konnten nicht an ihn kommen; bis endlich der schöne Hirsch stehen blieb. Da sah der Graf zwischen seinem Geweih ein schönes goldenes Kreuz. Der Hirsch war nämlich Christus und der sagte jetzt zum Grafen: „Nun sollst du jagen bis an den jüngsten Tag.“ Und das ist auch geschehen; denn der Graf ist der wilde Jäger.

Der wilde Jäger auf Rügen. Vor langen Jahren war im Sachsenland ein großer Fürst, der hatte viele Burgen und

Schlösser und Dörfer und Forsten. Er mochte am liebsten nur immer jagen und lebte mehr in den Wäldern als auf seinen Schlössern, und dabei war er ein rechter Wüterich. — Einmal hatte ein Hirtenknabe in seinem Wald einen jungen Baum abgeschält und sich aus der Rinde eine Schalmei gemacht. Dem hat er den Bauch aufgeschnitten und das Ende des Gedärms um einen Baum gewunden, und nun hat er den Knaben solange um den Baum hegen lassen, bis ihm das ganze Gedärm aus dem Leibe gewunden war und der Knabe tot hinfiel, und dazu hat er gerufen: „Das ist die Schalmei, worauf du blasen sollst; das hast du für dein Pfeifen!“ — Einen Bauern, der auf einen Hirsch schoß, weil er ihm sein Korn abweidete, hat er auf den Hirsch festschmieden lassen und die beiden so in den Wald gejagt. Da ist der Hirsch mit dem Mann weggelaufen und hat ihn solange an die Bäume und Sträucher angeschlagen, bis der Mann tot war, und dann ist der Hirsch zuletzt auch selber umgekommen. — Zur Strafe für all das hat sich der Fürst aber auch endlich mal beim Jagen den Hals gebrochen; denn da ist ihm sein Pferd durchgegangen und ist mit ihm gegen eine Buche gerannt, daß er mit dem Kopf gegen den Baum schlug und ihm das Gehirn in tausend Stücke zerstob. Und das ist nun seine Strafe nach dem Tode, daß er auch im Grabe noch keine Ruhe hat, sondern die ganze Nacht durch jagen muß. Das muß er jede Nacht, Winter und Sommer, von Mitternacht bis eine Stunde vor Sonnenaufgang, und dann hören die Leute ihn oft: „Wod! Wod! Hoho! hallo! hallo!“ schreien. Sein gewöhnlicher Ruf ist aber: „Wod! Wod!“ und davon wird er selbst an manchen Orten der Wode genannt.

Hadelbergs Ebertraum. Auf dem ganzen Solling erzählt man, auf dem Mosberge bei Neuhaus liege der Hadelberg begraben. Der war nämlich ein großer Jäger; und einmal träumte ihm, er würde durch einen Kempen (Eber) seinen Tod finden. Da nun am andern Tag eine große Jagd war, hat ihn seine Frau,

er möge doch nicht mit ausziehen, und da ließ er es dann auch. Als aber die Jäger dann abends nach Hause kamen, hatten sie einen großen Eber geschossen und wie der so auf der Diele liegt, tritt der Hadelberg heran und sagt: „Na, du wirst mir auch nichts mehr tun!“ und dabei faßt er mit dem Finger in den Rüssel und hebt den Kopf in die Höhe. Der gleitet ihm aus der Hand und der eine Hauer fährt ihm ins Bein. Hadelberg achtete nicht weiter darauf, aber die Wunde wurde so schlimm, daß der kalte Brand dazu kam und er daran starb. — Vor seinem Tode hatte er noch bestimmt, man solle ihn ungewaschen, wie er sei, in einen Sarg legen und ihn da bestatten, wohin ihn sein Schimmel ziehen würde. Als es nun aber zur Bestattung kam, wollte man ihn doch nach Stolzenhagen bringen, wo früher die Einwohner von Neuhaus begraben wurden; aber vier Pferde, die man vorspannte, brachten ihn nicht von der Stelle. Da wurde denn endlich sein Schimmel vor den Wagen gespannt und der ging sogleich mit ihm den Mosberg hinauf und stand erst auf der obersten Spitze still. An der Stelle hat man ihn dann begraben; aber heute weiß kein Mensch mehr das Grab zu finden. Und nur zufällig trifft einer hin und wieder im Walde darauf. — So fand einmal ein Schäfer das Grab. Der steckte seinen Schäferstab darauf mit seinem Hut, um es nachher wieder aufzufinden; aber er fand es nicht wieder. Ein anderer Mann, der es auch einmal zufällig gefunden hatte, brach einer daneben stehenden Tanne den Wipfel ab, um es wieder zu finden. Aber als er es dann wieder suchte, waren da vielen Tannen die Wipfel abgebrochen, und da konnte er es nicht wiederfinden. Überhaupt, wer mit der Absicht hingeht, es zu suchen, findet es nie, nur wer plötzlich einmal darauf stößt.

Damit haben wir die wichtigsten Sagen vom Totenheer und vom wilden Jäger zusammengestellt. Es bleibt nur noch eine Vorstellung kurz zu erwähnen, die wohl überall in Deutschland neben

den bisher besprochenen hergeht: das wilde Heer fährt nicht nur zu Fuß und zu Roß durch die Luft, sondern auch als gespenstische Reisegesellschaft in einer feurigen oder schwarzen Kutsche. Und auch wenn der wilde Jäger allein jagt, lenkt er zuweilen ein Biergespann von Schimmeln oder Rappen.

Der schwere Wagen in Ungarn. „Hiak schlofts Kinda, da schwari Wagn wird glei vabei farn!“ sagt man bei Preßburg; und eine Bäurin fügte erklärend hinzu: „Da schwari Wagn kumt nea (nur) in da Nacht, wan neamst (niemand) auf da Gahn is. Da fart a, daß am Hörn und Segn vageet und daß alli Fensta scheppern. Wia no di alte Reesl in Windgassel glebt hat — mei seligi Muoda hats no kent — bei der irn Haus is a allimal steen blibn.“

Das Mutesheer als Kutsche. In Mittelstadt am Neckar sagt man, das Mutesheer sei ein gewaltig großer Wagen, der ist so gedrängt voll, daß man nichts als Köpfe darin sieht; und er fährt so rauschend und rasselnd durch die Luft, als obs der Teufel mit seinen Heerscharen selber wäre. Eine Stimme ruft vor dem Wagen her:

Außem Weg, außem Weg!

Daß niemand beschädigt werd!

Wer diesen Ruf hört, muß sich nur gleich mit dem Gesicht zur Erde werfen und sich am Boden festhalten, und wär es nur an einem Grashalm, dann kann ihm nichts geschehen. Eine andere Stimme aber, von einem, der nicht mit im Wagen sitzt, schreit hinter dem Zug beständig her:

Wer i au g'schirt und g'gürt,

So käm i au dernah!

Anderer haben das Mutesheer auch noch anders gesehen: da zogen vier Schimmel einen Wagen, und in dem Wagen stand ein einziger großer Mann. — Man sagt, es komme ein gutes Jahr, wenn man das Mutesheer recht sausen hört.

Der Spazentann-Jäger. Bei Gmünd im Remstal hörte man sonst in den Adventsnächten den Spazentann-Jäger; der kam aus dem Walde Spazentann bei Muthlangen mit vier Schimmeln vor

die Stadt gefahren, indem er beständig knallte. Auch mehrere bellende Hunde begleiteten den Wagen. Am Tore schellte er jedesmal; wenn dann aber jemand aufmachte, war er schon um die Stadt herumgefahren und zog an dem andern Tore. Man hörte ihn auch oftmals seine Hunde locken, indem er rief: „Hu dax dax dax! hu dax!“

Der Wauld und sein Wagen. Auf Poel ging mal ein Mann spät abends von einem Dorf zum andern. Das Wetter war stürmisch. Unterwegs hörte er vor sich eine sehr grobe Stimme und ein furchtbares Gebell von Hunden, großen und kleinen. Wie er näher kommt, sieht er mitten im Weg einen Wagen mit schwarzen Pferden halten, um den herum bellen die Hunde. Da geht er heran und auf dem Wagen sitzt ein Mann, der ihn bittet, er soll ihm doch die Deichsel heil machen. Der andere ist ein Rademacher gewesen. Er besinnt sich denn nicht lange und macht sich ans Schnitzen. Als die Deichsel wieder heil ist, sagt der auf dem Wagen, er hätte nun gar nichts, was er ihm geben könnte, nur die abgefallenen Holzspäne. Da wird's dem Rademacher aber unheimlich; er steckt rasch ein paar Späne in die Tasche und läuft nach Hause. Da legt er die Späne auf den Herd und geht schlafen. Und am andern Morgen sind all die Späne „Zweidrittel“ gewesen (altmedlenburgisches Geld). Da ist er rasch hingelaufen und will sich die anderen Späne auch noch holen, aber die sind alle schon weg.

Mit zwei Geschichten, die uns noch einmal zeigen sollen, wie lebendig der wilde Jäger und seine Jagd unserer Volke noch heute ist, nehmen wir von den Toten, die im Winde fahren, Abschied:

Eine wahre Geschichte aus Pommern. Zu Anfang der 70er Jahre verabredeten sich einmal die Tagelöhner in Zeitlich (Kreis Regenwalde), sie wollten einen Abend im Redower See zusammen fischen; den Fang wollten sie dann teilen. Aber ein paar von ihnen beschloßen heimlich, den andern zuvorzukommen und den Zug allein zu machen. Als nun die anderen Tagelöhner

an dem Abend merkten, daß sie zurückgelassen waren, sannten sie auf Rache. Sie holten sich einen Wagen und nahmen eine Peitsche mit und Feuerstahl und Schwamm und machten sich so auf den Weg. Der Abend war dunkel. Als sie auf einem ziemlich steilen Berge an der Nordseite des Sees angelangt waren, setzte sich einer von ihnen auf den Wagen und knallte mit der Peitsche, was er konnte, und die andern schlugen mit Stein und Stahl Feuer und schwenkten den glimmenden Schwamm in der Luft. So ging's den Berg hinunter, in rasender Fahrt, und gerade auf die Tagelöhner drunten los, die eben beim Herausziehen des Netzes waren. Da haben die einen Todeschreden bekommen und haben geschrien: „Die wilde Jagd! Die wilde Jagd!“ und haben Netz und Fische fahren lassen.

Der Haßjäger. Der alte Bahnwärter Möter in Rauen (Braunschweig) erzählte um 1890: Früher, als die Leute noch mehr draußen waren zur Nachtzeit, haben sie auch viel mehr gehört und gesehen als heutzutage. Besonders als wir noch nachts die Pferde hüten mußten im Walde, haben wir manchmal den Haßjäger gehört; aber jetzt ist nichts mehr los. Wir haben manche Nacht im Tüttel* gelegen und sein: Gah tau! Huff huff! und Jiff jaff! gehört. Es ging so durch die ganze Feldmark. Dann kam es durch die Luft auf uns zu wie ein Sturmwind, daß wir uns die Mühen festhalten mußten. — Einmal ging mein Bruder nach der Wiese zum Heumachen. Als er hinkommt, ist es noch viel zu früh. Er legt sich also in einen Heuhaufen und schläft darüber ein. Mit einem Male hört er ein furchtbares Schallen, der Heuhaufen geht in der Luft herum, und er kann sich kaum noch festhalten. Das war der Haßjäger, der über ihn wegzog. — Seitdem es mit dem Nachtlager draußen vorbei ist, seitdem ist es mit dem Haßjäger vorbei. Wenn man es heute erzählt, dann lachen die Leute und sagen: Das sind Märchen und Großvatergeschichten!

* Der Tüttel ist ein Wald bei Lutter am Barenberge.

5. Die Zwerge.

17
So verschieden die Gestalten, die bisher an uns vorüberzogen, auch untereinander waren, sie hatten doch alle ein Gemeinsames: sie waren alle deutlich hervorgewachsen aus dem Glauben an die geheimnisvolle Natur des Menschen, des Lebenden und des Toten. — Bei den Wesen, die uns im folgenden, zweiten Hauptteil beschäftigen sollen, fehlt dieser Zusammenhang zum mindesten für das die Sagen erzählende Volk. Die Zwerge, die Kobolde, die Wald- und Wassergeister, all diese Wesen, mit denen die Volksphtasie die Welt um uns belebt, haben zwar alle mehr oder weniger menschenähnliche Gestalt, und auch was von ihnen erzählt wird, erinnert immer wieder gelegentlich an uns bereits bekannte Sagen; ihr eigentliches, charakteristisches Leben aber, das sie von den Gestalten des ersten Hauptteils und auch untereinander in ihren verschiedenen Gruppen deutlich unterscheidet, das haben sie aus ihrer verschiedenen Umgebung gezogen, aus der Landschaft, in der sie leben und deren Geheimnisse sie verkörpern.

Vom Volk der Zwerge, der Querre oder Unterirdischen, weiß man vor allem im nördlichen Deutschland zu erzählen; hier sind die reichsten und ausführlichsten Zwergensagen zu Hause. Doch haben auch die Süddeutschen ihre Wichtel, Erdmännle, Norggen usw. und erzählen von ihren bald freundlichen, bald feindlichen Beziehungen zu den Menschen.

Die Vorstellung von den Zwergen ist überall etwa die gleiche: sie sind kleine Wesen, oft nur ellenhoch, oder so groß wie ein dreijähriges Kind, dabei aber meistens alt, mit einem dicken Kopf und faltigem Gesicht; die Männlein haben dazu meistens einen grauen Bart. Ihre Füße sind mißgestaltet und haben oft die Form von Gänse- oder Entenfüßen. Geleidet sind die Zwerge

gern in altmodische Tracht, oft auch nur notdürftig in Lumpen gehüllt oder völlig nackt; fast ausnahmslos aber wird von ihrem spitzen Hütlein berichtet, der „Nebelfappe“, die sie vor den Blicken der Menschen verbirgt. Denn für gewöhnlich sind sie unsichtbar; nur wenn sie irgendein Bedürfnis oder irgendeine boshafte Absicht dazu treibt, erscheinen sie den Menschen. Sie wohnen in der Erde, in Hügeln oder Felshöhlen, unter dem Acker oder auch unter den menschlichen Wohnungen; da drunten haben sie ihr Reich und ihr Leben ganz wie die Menschen, mit Schwangerschaft und Geburt, Kindtaufe, Alter und Tod; zuweilen leben sie sogar in einem geordneten Staat zusammen und ein König steht an ihrer Spitze. Der Charakter der Zwerge ist seltsam aus Gut und Böses gemischt: bald sind es freundliche Wesen, die den Menschen helfen, solange sie sich ihrer Hilfe wert zeigen, und die umgekehrt die ihnen geleisteten Dienste gut belohnen; bald sind sie voller Tücke und Hinterlist, meisterhafte Diebe und, besonders wenn es gilt eine Beleidigung zu rächen, zu jeder Grausamkeit fähig. — Wir wollen im Folgenden versuchen, die einzelnen Züge dieser Zwergenvorstellung, soweit es möglich ist, in ihrem Ursprung und ihrer Entwicklung zu begreifen.

Das unterirdische Zwergenreich, das gerne mit allem Glanz von Gold und Silber ausgestattet wird, entspricht durchaus dem Reich der Toten in ihrem Berg, das wir aus dem dritten Kapitel kennen; die zunächst folgenden Sagen sind am besten als eine gradlinige Weiterentwicklung der dort zuletzt behandelten Motive zu verstehen. Mehrfach begegnen wir bekannten Zügen: die Wöchnerin, die vor ihrem ersten Kirchgang aus dem Haus geht, ist dem Toten-, hier dem Zwergenreich verfallen. Die Speisebeschränkung kehrt als Abneigung gegen alle irdische Speise wieder; der Besucher bringt einen Goldschatz aus dem Zwergenreich zurück; drei Tage unter den Zwergen sind nach menschlicher Zeitrechnung dreihundert Jahre.

Die Sgönaunken. Im Hüggel, einem Berge zwei Stunden von Osnabrück, zwischen Ohrbeck und Hagen, haben vor Alters Zwerge gewohnt; die nannte man Sgönaunken oder Sgönunken. Einmal kam eine Frau in Sterlebrink in die Wochen und ging aus, ehe sie ihren Kirchgang getan hatte. Da ist sie plötzlich in die Höhle im Hüggel geführt worden und hat dort Rüden säugen müssen und davon sind ihre Brüste so lang geworden: wie sie wieder herauskam, hat sie sie über die Schultern schlagen können. Bald darnach sind auch die Sgönaunken zu ihr gekommen und haben zwei Tonnen Butter von ihr verlangt und gesagt: wenn sie die nicht kriegten, so müßte sie täglich wieder in den Hüggel und Rüden säugen. Da hat sie eilig die Butter zur Höhle getragen, um nur von der furchtbaren Strafe los zu kommen.

Die Frau bei den Unterirdischen. In Sülsdorf an der Schönberg-Lübecker Chaussee war vor vielen Jahren ein Bauer, dessen Frau verschwand plötzlich, und es ging das Gerücht, die Unterirdischen hätten sie in ihre Berge geschleppt. Nach Jahren fuhr der Bauer einmal nach Lübeck. Und als er abends zurückkam, sah er seine Frau an einem Berge sitzen mit einem unterirdischen Kinde auf dem Schoß. Er hörte sie mit ihrer klaren schönen Stimme singen, wie sie so oft seine Kinder in Schlaf gesungen hatte, und daran erkannte er sie. Da rief er: „Moder, hüßt du hier?“ und ging näher heran. Da sagte sie: „Vader, lat mi nu man hierbliwen, ik bün nu doch die Spis bi juch nich mir went!“ Trotzdem zwang er sie, mit ihm zu kommen; aber sie ist bald darauf gestorben.

Die goldenen Äpfel. War einmal ein Mädchen in der Gegend von Barneize an der Aller, zu dem kam ein Unterirdischer und lud sie zu Gevatter und bestimmte ihr auch gleich Tag und Stunde, wo er sie abholen wollte. Das Mädchen wußte aber nicht, was es tun sollte, und ging darum zum Pastor. Der sagte ihr, sie solle nur erst zum Abendmahl gehn, dann könnte sie der

Einladung ruhig folgen. Sie tat das auch, und als dann der bestimmte Tag da war, kam auch der Unterirdische und führte sie auf den Hof. Dort ging es dicht unter einem Apfelbaum hinab, und zwar war da eine schöne breite Treppe, auf der stiegen sie hinunter. Als sie aber unten ankamen, traten sie in einen schönen großen Garten, und da schien die Sonne fast noch schöner als hier oben und die Bäume blühten und daneben standen andere, die hingen voller Früchte, daß es nur so glitzerte. Da fragte der Unterirdische das Mädchen, ob es ihr hier gefiele, und sagte ihr, sie solle sich nur die Schürze von den Äpfeln vollfüllen. Das tat sie denn auch, und als sie dann Gevatter gestanden hatte und wieder hinaufkam ans Tageslicht, da waren die Äpfel von lauterem Golde. Von der Höhle unter dem Apfelbaum war aber nichts mehr zu sehen, und so oft sie auch später wieder hingegangen ist, nie hat sie sie wiedergefunden.

Das Mädchen im Zwergenberg. Am Schalksberg in Braunschweig fand einmal eine Dienstmagd beim Auskehren in ihrer Schaufel einen feinen Brief, in dem stand, sie solle doch morgen bei einem Zwergenkinde Gevatter stehn; es solle ihr Schade nicht sein. Sie wollte es nicht gerne tun; aber die Herrschaft sagte, sie dürfe es nicht abschlagen, denn sonst würde es ihr nicht gut gehn. So ging sie also in der Nacht, wie sie bestellt war, an den Schalksberg. Schlag zwölf tat er sich auf und sie ging hinein. Da war drinnen alles prächtig und glänzte von Gold und alle werent freundlich und gefällig gegen sie. Als sie dem Kinde einen Namen gegeben hatten, legten sie es in eine goldene Wiege und die Spielleute mußten so lange blasen, bis es wieder eingeschlafen war. Dann wurde gegessen und getrunken und auf einer großen Wiese bis zum nächsten Morgen gesungen und getanzt. Dann wollte das Mädchen wieder nach Hause; aber die Zwerge baten sie so lange, noch drei Tage da zu bleiben, bis sie einwilligte, und alle drei Tage war lauter Lust und Freude. Als sie endlich heimging, be-

schenkten die Zwerge sie reichlich und sagten, die goldene Wiege solle ihr für ewige Zeiten aufbewahrt bleiben. Dann öffneten sie den Berg und ließen sie hinaus und die Magd ging nach Hause. Aber wie sie dort ankam, war das Haus und alles ganz anders geworden während der drei Tage, und auch als die Menschen kamen, kannte sie keinen und alle staunten sie an. Nur ein alter Schäfer lebte noch in Gilde, der selber nicht wußte, wie alt er war, und kein Mensch wußte es. Der hörte von dem Mädchen und kam herüber und sagte, sein Großvater habe ihm erzählt: als dessen Vater klein war, sei ein Mädchen zu den Zwergen gegangen und nicht wieder gekommen; „es müssen etwa dreihundert Jahre sein“. In dem Augenblick war das Mädchen ein steinaltes Mütterchen geworden und fiel um und war tot. — Der Schalksberg ist jetzt fast ganz zerstört und die Zwerge sind fortgezogen; aber die Wiege haben sie mit Gold gefüllt zurückgelassen. Schon viele haben nach ihr gesucht und gegraben, aber keiner hat sie gefunden. Einst jedoch wird ein Schweinehirt, der letzte Verwandte der Magd, mit seiner Herde des Weges treiben; dann wird eine Sau die Wiege auswühlen und der Hirt wird für einen Teil des Goldes in Ettenbüttel eine Kirche bauen lassen mit einem Turm, der wird größer sein als der Andreasturm in Braunschweig, nämlich gerade so hoch als der Schalksberg früher gewesen ist. Die goldene Wiege wird er dem König schenken und mit dem übrigen Gelde gemächlich leben bis an seinen Tod.

Wie die Wöchnerin vor ihrer Aussegnung, so ist auch das Neugeborene so lange den Nachstellungen der Unterirdischen ausgesetzt, bis die Kirche es durch den Taufsegnen in ihren Schutz nimmt. Die Zwerge trachten nämlich, so erklärt das Volk, nach den schönen großen Kindern der Menschen, um mit ihnen ihre eigene kleine Rasse aufzubessern. Sie stehlen sie nachts aus der Wiege und legen dafür einen der ihrigen als häßlichen „Wechselbalg“ an ihre Stelle.

Solche Sagen von Kinder stehlenden und vertauschenden Zwergen sind über ganz Nordeuropa verbreitet; sie geben immer wieder die oft sehr seltsamen Mittel an, mit denen man die Diebe zwang, das Gestohlene wiederzubringen. Auch von diesen Wechselbalgsagen hat *Vaisner* es wahrscheinlich gemacht, daß sie auf ein Traumerlebnis zurückgehen, auf einen leicht erklärlichen Angsttraum der Wöchnerin, die ihr Kind gestohlen oder in einen häßlichen kleinen Unhold umgetauscht glaubt, bis sie es endlich beim Aufwachen glücklich wiederfindet. Genährt wurde der Glaube an solche Wechselbälge immer wieder durch allerlei Mißgeburten, rhachitische Kinder, Wasserköpfe oder Kretins, von denen die unglücklichen Mütter nicht glauben mochten, daß sie ihre richtigen Kinder seien.

Ein Späterlebnis. In Lanke bei Parchim lag mal eine Bäurin nachts mit ihrem kleinen Kind, das noch nicht getauft war, im Bett. Da der Mond schien, löschte sie das Licht aus. Da sah sie mit einem Mal, wie neben dem Glodengehäuse an der Tür eine ganz kleine Frau stand. Die kam ans Bett und faßte den Jungen und wollte ihn ihr wegnehmen. Die Bäurin hielt so fest sie konnte, aber die Kleine zog beinahe stärker als sie. Da rief die Bäurin ihren Mann, und als der Licht gemacht hatte, war die kleine Frau verschwunden.

Wechselbalgsagen. 1. Im Gemeinholz bei Scharzfeld am Harz, auf der sogenannten Sleie, ist die Zwerghöhle; da haben früher die Querge gewohnt. Sie stahlen Kinder, die von den Arbeitsleuten auf dem Feld in die Kiepe gesetzt waren, und setzten kleine Zwerge dafür hinein. Wenn dann die Mütter nachher zu ihren Kiepen gingen, um zu sehen, was ihre Kinder machten, so erblickten sie statt ihrer Zwergkinder. Wenn dann die Mütter laut schrien, so brachten die Zwerge die Kinder wieder und nahmen ihre Zwergkinder wieder mit.

2. Einer Frau in Jägerup bei Hadersleben war ihr Kind von den Unterirdischen vertauscht, die dort in den alten Gräbern wohnen.

Da riet ihr eine kluge Nachbarin, den Badofen zu heizen und den Wechselbalg hineinzuschieben. Das tat die Frau auch, und als sie das Kind gerade auf das Badbrett setzte und in den heißen Ofen schieben wollte, da brachte eine Unterirdische das gestohlene Kind wieder und verlangte ihres dafür zurück: so schlecht hätte sie der Frau ihr Kind nicht gehalten.

3. Solange die Kinder noch nicht getauft sind, haben die „Ännereerschen“ Macht über sie und können sie vertauschen, wenn nicht Tag und Nacht Licht im Zimmer brennt. Das tun hier in Niederselt bei Schleswig noch viele Leute. Die Ännereerschen tauschen das Kind um, wenn die Mutter eingeschlafen ist; dagegen hilft aber, wenn sie ein Stück Zeug von ihrem Mann an hat. — Nun war das aber doch mal so gekommen, daß die Ännereerschen ein Kind umgetauscht hatten. Die Frau quälte sich mit dem Kind sieben Jahre lang: es wollte nicht wachsen und wollte nicht gehen, es lernte nicht sprechen und hatte einen großen dicken Kopf und lange Arme und war entsetzlich häßlich. Im siebten Jahre aber kam eine Gevatterin zu der Frau und gab ihr den Rat, sie solle ein Gänseei nehmen und darin überm Licht Bier brauen; dann würde sie sehen, ob es ein Ännereerschen wäre oder nicht. Die Frau tat das: sie braute über einem Licht Bier in einem Gänseei, und wie das Kind das sah, das noch immer in der Wiege lag, sagte es:

Id bün so olt
As Bernholt (Brennholz)
In den Wolt
Un heff nümmer so wat seen!

Da sagte die Mutter: „büst du so olt as Bernholt in den Wolt, so büst du nümmer min Kind nich“. Und damit ergriff sie ein Stück Holz und wollte den Wechselbalg schlagen. Da kam der alte Ännereersche angelausen und nahm das Kind aus der Wiege und sagte: so wollte er sein Kind nicht mißhandeln lassen. Und da hat er ein großes, schönes Kind dafür hingebacht.

Das Verlangen der Zwerge nach menschlichen Frauen und Kindern äußert sich auch in regelrechter Liebschaft und Brautwerbung: ein Mädchen wird von einem Zwerg umworben und bedrängt, bis es ihr auf irgendeine listige oder glückliche Weise gelingt, den sorgfältig verschwiegenen Namen ihres Freiers zu erfahren. Dies Wissen gibt ihr dann auch über den Zwerg selber Gewalt: er muß von ihr ablassen und verschwindet. So erzählen es manche Märchen, wie das bekannte vom „Rumpelstilzchen“, aber auch als Sage findet sich dies Motiv hie und da in Deutschland:

Zwerg Doppeltürk. Ein vornehmer Zwerg aus der Greifswalder Gegend hatte sich einst in ein schönes Mädchen der Stadt verliebt und wollte sie durchaus zur Frau haben. Das Mädchen hatte aber einen großen Widerwillen gegen ihn, weil er so klein und garstig war. Da steckte er sich hinter ihren Vater und versprach ihm viel Geld und da mußte sie ihm zuletzt ihre Hand zusagen. Aber es wurde dabei ausgemacht: wenn es ihr gelinge, seinen Namen zu erfahren, so solle sie ihrer Zusage ledig sein und er von ihr abstecken müssen. — Lange Zeit kundschaftete das Mädchen vergebens; zuletzt half ihr der Zufall. Es fuhr nämlich in einer Nacht ein Fischhändler die Straße nach Greifswald und da sah er an einer Stelle viele Zwerge im Mondschein tanzen und springen. Da hielt er verwundert an und nun hörte er auf einmal, wie einer von den Zwergen in seiner Freude laut rief: „Wenn meine Braut wüßt, daß ich Doppeltürk heiße, sie nähme mich nicht!“ Das erzählte der Fischhändler am andern Tag in Greifswald im Wirtshaus, und von der Wirtstochter hörte es die Braut. Die dachte sich gleich, das müsse ihr Liebhaber gewesen sein, und wie er wieder zu ihr kam, da nannte sie ihn Doppeltürk. Da verschwand der Zwerg in großem Ärger und die Liebschaft hatte ein Ende.

Das verliebte Pechmannl. In einem Dorfe Tirols.

hatte einst eine Magd eine Liebschaft mit einem kleinen Kerlchen, das kam immer abends zu ihr in den Stall, wenn sie das Vieh besorgte. Sie hatte auch nichts dagegen, wenn er ihr von Heiraten und Hochzeit sprach; nur wollte sie gerne wissen, wer er denn eigentlich sei und woher er komme. Aber das wollte er ihr durchaus nicht sagen. Da nahm sie einmal einen Knäuel Zwirn und steckte ihm den heimlich in den Sad, und wie er dann fortging, behielt sie das Ende des Fadens in der Hand und folgte ihm so. Sie brauchte aber nicht lange zu laufen, da hörte sie, wie der Kleine, der sich wohl ganz sicher fühlte, anfang zu singen:

Güngele spinn,
 Haspele wind,
 Ist guat, daß mein Braut nit weiß,
 Daß i Klein Waldkügele heiß.

Als sie das gehört hatte, ging sie schnell heim und hatte nun keine Lust mehr zur Heirat; denn aus dem Lied hatte sie ihn als ein Pechmannl erkannt.

Was vom gewöhnlichen Tun und Treiben der Zwerge in ihrer unterirdischen Behausung erzählt wird, beruht vor allem auf der mythischen Erklärung bestimmter Naturvorgänge: wenn aus der frisch vom Pflug gebrochenen Aderkrume der feuchte Nebeldunst aufstieg, so war das Rauch aus der Küche der Zwerge, die unter dem Ader beim Baden oder Brauen waren; und das führte weiter zu Sagen vom Brot und Bier der Zwerge, mit dem sie die Menschen bei der Feldarbeit erquiden.

Das Zwergengfrühstück. Am Gallberge bei Plau in Mecklenburg pflügten zwei Knechte nebeneinander. Da sagte der eine: „Mir ist es, als röche es hier nach frischem Brot und Bier?“ und der andere sagte: „Ja, mir kommts auch so vor; gewiß baden und brauen die Unterirdischen.“ Da sagte der eine wieder: „Wenn sie uns nur etwas abgäben; ich hab solchen Hunger und solchen

Durst!“ Damit waren sie am Ende des Aders angekommen, und wie sie eben umwenden wollen, sehen sie auf dem Rasen zwei blanke Krüge mit Bier stehen und zwei Stück Brot daneben. Erst erschrafen sie wohl, aber dann langten sie zu und ließen sich schmecken. Nachher füllte der erste Knecht zum Dank die leere Kanne mit Unrat; der andre schalt ihn deshalb und legte einen blanken Groschen in seine Kanne. Der eine ist dann auch gleich krank geworden und bald darnach gestorben.

Die Zwergenküche. In dem Ruchenfelsen bei Oberbeuren in Baden hatten ehemals schöne Erdweiblein ihre Wohnung und Küche. Die lud einmal die Frau des Hauses, zu dem der Felsen gehörte, zum Essen ein, indem sie sagte:

Kommet her ihr Armen,
Esset auch von dem Warmen.

Da kamen die Erdweiblein zu ihr und ließen sich den frischen Zwiebelkuchen trefflich schmecken. Von nun an blieben sie mit den Leuten dieses Hauses in freundschaftlichem Verkehr. Wenn die Leute abends einen Teig einlegten, buken sie ihnen in der Nacht das Brot daraus und zur Arbeit auf dem Ader brachten sie ihnen aus ihrer eigenen Küche Essen. Die silbernen Geschirre und die silbernen Bestecke mußten die Leute immer wieder auf den Ader stellen, dann holten die Weiblein sie wieder zurück. Einmal aber behielt der Knecht eine von den Gabeln, und seitdem ließen sich die Weiblein nicht mehr blicken. Doch sah man noch manchmal den Rauch aus ihrer Küche aufsteigen.

Der Zwergenbecher. Ein Schäfer hütete in der Nähe der Rothenkirchener Berge auf Rügen. Er hatte schon oft von den Zwergen gehört, die in den Bergen wohnen sollten, und hätte schon lange gern einmal ihre Bekanntschaft gemacht. Da kam er eines Tages von ungefähr an einen Hügel, aus dem duftete ihm ein köstlicher Bratengeruch entgegen. Er war gerade sehr hungrig, und wie nun ein kleines Männchen kam und ihn einlud, mit hinunter

zu kommen, ging er gerne mit. Da kam er in ein Zimmer, dessen Wände waren aus lauter Kristall und auf dem Tische stand ein großer Braten. Um den Tisch herum saßen lauter kleine Zwerge und ließen sich gut schmecken. Sie luden ihn ein, auch mit zu essen; und als er satt war, reichte ihm einer der Zwerge einen wunder-vollen Becher mit Wein. Kaum hatte der Schäfer den in der Hand, da sprang er auf und lief mit ihm, was er laufen konnte. Aber ein Zwerg, der nur ein Bein hatte, lief hinter ihm her, um ihm den Becher wieder abzujagen, und die ganze übrige Schar der Zwerge rief:

Iwebeen loop!
Eenbeen frigt di!

oder wie andere wollen:

Holl di in dat weeke Sand!
Eenbeen frigt di!

So jagten die beiden, bis der Schäfer schon gar nicht mehr weiter konnte. Da sah er zu seinem Glück einen hohen Zaun, über den schwang er sich gerade noch und damit war er gerettet. Denn über den Zaun konnte der Zwerg nicht hinüber. Der Becher wird bis auf den heutigen Tag in der Rambiner Kirche aufbewahrt.

In diesen Sagen hört der einsam pflügende Knecht mehrmals zunächst nur ein unterirdisches Geräusch; es klingt ihm wie das Auskragen einer Badmulde oder wie der Lärm von Hieb und Schlag und diese seltsamen Laute versetzen ihn in die erwartungs-volle Stimmung, die das Sagnerlebnis vorbereitet. Noch deutlicher sind derartige Geräusche der Anlaß zu der Vorstellung gewesen, daß die Zwerge schmieden. Als Unterirdische und damit als Herren der metallischen Schätze, die in der Erde ruhen, mußten sie überdies zu einem solchen Handwerk besonders geeignet erscheinen.

Die unterirdischen Schmiede. 1. Im Gute Dollrott in Angeln ist ein Hügel, wenn man sich auf dem schlafen legt, hört

man drunten die Geister arbeiten. Ebenso kann mans in dem großen Strudberg bei Heiligenhafen zu gewissen Zeiten, wenn man das Ohr darauf legt, hämmern und pochen hören wie in einer Schmiede.

2. Ein Mann ritt eines Morgens bei den Dreibergen am Wege von Apenrade nach Jorkkirch vorbei. Da hörte er in einem der Berge schmieden. Er rief laut, man möchte ihm doch ein Häderlingsmesser machen und ritt weiter. Abends als er wieder zurückkam, fand er außen am Hügel wirklich ein nagelneues Messer liegen. Nun legte er soviel Geld dafür hin, als der gewöhnliche Preis ist, und nahm das Messer mit. Da zeigte es sich, daß es von ganz vorzüglicher Schärfe und Tauglichkeit war. Aber die Wunden, die damit geschnitten wurden, waren unheilbar.

3. Von den Sgönaunken im Hüggel erzählt man auch, daß sie den Bewohnern der Umgegend allerhand Geräte geschmiedet hätten. Dabei blieben sie aber immer unsichtbar, und wer etwas von ihnen wollte, hat seine Bestellung auf einen Zettel schreiben und den Zettel auf einen Tisch legen müssen, der gerade vor ihrer Höhle stand. Ist er dann am andern Tage wiedergekommen, so hat das bestellte Gerät dagelegen und dabei ein Zettel mit dem Preis, den die Sgönaunken dafür verlangten. Das Geld hat der Besteller dann daneben legen müssen. — So hat vor langen Jahren einmal der Hüggelmeier bei den Sgönaunken ein Pflugeisen bestellt, und wie er nun am andern Tag hinkommt, und es fertig findet, und auch den Zettel mit dem Preis dabei, da setzt er sich in seinem Übermut auf den Tisch und „maket sin behoves“ darauf statt der Bezahlung. Darnach machte er sich eilig mit dem Pferd davon und das war sein Glück. Denn nun kam es in der Gestalt eines glühenden Rades oder wie andre sagen, als ein glühendes Pflugeisen hinter ihm her. Er erreichte nur gerade noch seinen Hof und war eben unter Dach, da schoß das glühende Eisen in den Torpfosten, so daß die Stelle noch lange sichtbar blieb, wo es das Holz versengt hatte.

Als er aber drinnen war, hat eine Stimme geschrien: das solle der neunte Hüggelmeier noch entgelten! Und so ists auch gekommen; ein Unglück nach dem andern hat die Wirtschaft des Hüggelmeier und seiner Nachkommen befallen. Aber jetzt müssen sie wohl über den neunten hinaus sein; denn jetzt geht es ihnen wieder gut.

Die schmiedekundigen Zwerge haben in ihrer Wohnung allerlei vortreffliches Geschirr, Kessel und Pfannen, das leihen sie den Menschen, so oft sie darum gebeten werden; aber auch das Umgekehrte wird erzählt: daß sie sich in den Dörfern die Gerätschaften borgen, deren sie bedürfen, so daß ein regelrechter Leih- und Tauschverkehr entsteht. Bei andern wechselseitigen kleinen Diensten gibt es geregelte Bezahlung; auch Geld leihen die Zwerge gelegentlich den Menschen aus ihrer reichen unterirdischen Schatzkammer.

Vom Leihverkehr zwischen Menschen und Zwergen. 1. Die Unterirdischen im Berg bei Teschow in Mecklenburg hatten einen großen Kessel, und wenn die Teschower den nötig hatten, dann gingen sie hin und riefen: „Annererdske, leent mi jugen Ketel!“ Dann ging der Mensch ein wenig weg, und wenn er dann wieder kam, so stand der große Kessel da. Und wenn er ihn gebraucht hatte, brachte er ihn wieder und setzte ihn mit einem kleinen Geschenk an die Stelle hin, wo er ihn weggenommen hatte, und rief: „Annererdske, id bring juch jugen Ketel wedder un dank of“ und dann ging er seinen Weg.

2. Auch in Stralendörp bei Parchim wohnten früher die Unterirdischen. Sie liehen sich oft was von den Bauern, namentlich den Badeltrog und brachten ihn nach ein paar Tagen wieder, mit einem Brote drin, das war viel schöner, als es die Bäcker im Dorfe backen.

Zwerg Anton. Bei Alverdissen im Lippeschen liegt ein kleiner Busch, der hieß früher die Helle, aber jetzt heißt er der Küsterbusch; in dem haben früher unter einem Stein Zwerge gewohnt. Da ist auch einmal ein Mann gewesen, der sollte 200 Taler

bezahlen, die er sich geliehen hatte, und konnte es nicht. Da ist er traurig hinausgegangen, und wie er so geht, steht auf einmal ein Zwerg vor ihm, der fragt, was ihm denn fehlt. Da erzählt er ihm alles und der Zwerg sagt, er solle nur mitkommen. Darauf sind sie zum Stein in der Helle gegangen, und der Zwerg ist darin verschwunden, aber bald nachher ist er mit 200 Talern wieder herausgekommen; die hat er dem Mann gegeben und hat gesagt: „Ich leihe sie dir; aber übers Jahr auf Tag und Stunde muß ich sie wieder haben. Dann komm nur her und rufe: Anton! so komme ich und nehme sie dir ab.“ Der Mann ist vergnügt nach Hause gegangen und hat sich nach Jahresfrist auch zur rechten Zeit wieder eingefunden, aber eine ganze Zeit hat er vergeblich gerufen. Endlich ist ein anderer Zwerg aus dem Stein gekommen, der hat ihm gesagt: „Anton ist tot. Geh nur ruhig heim und behalte das Geld.“

Noch enger wird der Verkehr zwischen Mensch und Zwerg, wenn der einzelne Zwerg beim Bauern dauernd in Dienst tritt. Er hilft ihm in der Küche, beim Kochen und Baden, oder auch im Stall und in der Werkstatt bei den verschiedenen Hantierungen und erscheint dann fast wie ein Kobold; vor allem aber hütet er ihm das Vieh und führt es auf die besten Weideplätze. Doch kann ein solcher Zwergenknecht es durchaus nicht vertragen, für seine Dienste belohnt zu werden; und da sein Dienstherr jedesmal zuletzt auf den unglücklichen Gedanken kommt, ihm für sein arg zerlumptes Kleid ein neues machen zu lassen, und es an bestimmter Stelle heimlich für ihn hinzulegen, so ist die Herrlichkeit stets eines schönen Tages plötzlich zu Ende: der Zwerg verschwindet und kommt nicht wieder. Warum ihn die Belohnung vertreibt, wird in den Sagen sehr verschieden angegeben: das eine Mal bricht der Zwerg in bittere Klagen aus, er fühlt sich ausgelohnt und sieht in dem Geschenk einen Wink, man brauche seine Dienste nicht länger; oder es gefällt ihm irgend etwas an dem neuen Kleide nicht, die rote Farbe oder daß

die Knöpfe daran fehlen; in andern Sagen wieder ist der Zwerg in seinem neuen Röcklein zu stolz, um noch länger im Menschendienst zu arbeiten; oder es heißt auch, der Zwerg sei eigentlich eine verdammte Seele, und wenn es ihm gelänge, irgendwo ein ganzes Jahr ohne Lohn zu dienen, so sei er erlöst. Ursprünglich handelt es sich wohl um ein altes Abwehropfer, das den unheimlichen Gast vertreibt; doch ist diese Auffassung aus unsern Sagen nicht mehr zu belegen.

Ein Erdmännle will keinen Lohn. Nach Mittelstadt am Neckar kam lange Zeit ein Erdmännle in ein Haus und tat mancherlei Arbeit für die Hausbewohner. Insbesondere backte es regelmäßig das Brot. Man brauchte nur abends das Mehl in die Badmulde zu schütten, so fand man gewiß am andern Morgen die Brote fertig. Da meinte der Hausherr endlich, er könne die Arbeit von dem Erdmännle nicht mehr so umsonst hinnehmen und fragte es deshalb, was er ihm schuldig sei. Da sprach das Erdmännle: „Hinnen fätsch und hinnen fätsch — das ist mein Lohn!“ und kam nie wieder.

Von ausgelohnten Zwergen. 1. Hinter dem Buchwald, dreiviertel Stunden von Dornhan in Württemberg, liegt der Spaltberg, der hat seinen Namen von einer Felspalte, die den Eingang zur Wohnung der „Erdmännle“ bildet. Die Erdmännle, die hier hausten, waren ganz kleine Leute, etwa zwei bis drittehalb Schuh hoch, und waren verheiratet mit ebenso kleinen Erdweiblein und hatten auch Kinder miteinander. Des Nachts gingen sie zu den Menschen in die Häuser und fehrten die Stuben aus und fütterten und melkten das Vieh; besonders gern kamen sie, wenn man baden wollte, und machten die Brotlaibe. Zu Dornhan kamen sie regelmäßig in das Haus des Breitebauern und schafften bei Nacht alles fertig, was zu tun war. Weil sie aber immer ganz zerlumpt daher kamen, ließ der Breitebauer ihnen einmal neue Kleider machen und hängte die zum Fenster hinaus. Da nahmen sie die Kleider und weinten und sprachen: „wenn man jemand auszahlt, so muß er gehen“. Und seitdem sind sie nicht wieder gekommen.

2. Zmest heißt eine Alm in Pfelders, die den Billern gehört. Dort hütete ein Mann aus Bill seine Kühe. Da kam öfters ein Nörglein, das war nur drei Spannen hoch; es molk die Kühe und trug den Mist aus, reinigte das Vieh und trieb es auf die Weide; besonders trieb es die Schweine mit großer Leichtigkeit den steilen Berg hinan. Wenn es dann zurückkam, aß es mit so großer Lust das Rahmmus, daß ihm das Schmalz von beiden Seiten des Mundes herabrann. Das Männlein war aber sehr schlecht angezogen und mußte sich, wenn Leute kamen, zusammenkauern, um seine Blöße zu verdecken. Deshalb versprachen ihm die Bauern ein neues Gewand und darüber zeigte es sich sehr erfreut. Sie ließen ihm auch wirklich ein Röcklein machen, und zwar ein ganz rotes, denn sie meinten, das würde ihm am besten gefallen. Aber als das Nörglein das rote Gewand sah, wurde es ganz traurig und sprach:

I soll nur haben grün und graues Gwand,
Das rote macht mi wandern über Land!

und damit eilte es den Berg hinan und ist nie wieder gesehen worden.

3. Bei Herlohn siedelte sich einst ein sehr zerlumpt aussehendes Erdmännchen in einem Schleifkotten an und schliiff dort allnächtlich Messer oder was es sonst gerade zu schleifen gab. Der Besitzer des Kottens belauerte es einmal um Mitternacht und sah ihm zu, und weil ihn das Männlein in seinem lumpigen Anzug dauert, läßt er ihm einen hübschen grauen Anzug machen, hängt ihn in den Kotten und legt sich abermals zum Lauern auf den Balken. Um 12 Uhr kommt das Männchen und findet den Anzug und bewundert ihn eine Zeitlang. Dann zieht er ihn an, und wie er ihm richtig paßt, tanzt er durch den Kotten und ruft: „Hm, soll der Junker schleifen?“ Bald nachher ist er abgezogen und hat sich nie wieder sehen lassen.

Wie die Zwerge zu ihren Enten- und Gänsefüßen kommen, ist

nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Jedenfalls ist es eine alte und auch über Deutschlands Grenzen hinaus verbreitete Vorstellung, daß übernatürliche Wesen irgendwie häßliche Füße haben, die ihre Natur verraten. Vielleicht kommt der platte breite Fuß ursprünglich dem Alp zu, der des Nachts den Schläfer vertritt; wenigstens nennt man noch heute in Schwaben Steine, auf denen eine Figur wie eine ausgespreizte Hand zu sehen ist, „Schrettelesfüße“ und auch der oben besprochene fünf-, sechs- oder siebenedige Trudensfuß weist auf die gleiche Vorstellung.

V o d e H ä r d m ä n d l e n e u f d e r R a m s f l u e. Hinder der Arlisbacher Egg, zwüschenem Dörsle Hard und dem alte Lorenzkapällele, stohet im ene Täle so ganz eleigge e grüsle verträite Flue. Se sägere d'Ramsflue. Uf der hindere Site isch se hohl, und d'Höhle het numme e chline Tgang. Do sind denn emol, me weiß nid äxact i welle Johrgänge, so rarige Mändle gsi, die sind i die Höhle us und i gange, hand ganz e so es eiges Läbe gfüert, und en apartige Hushaltig, und sind ganz bsundrig derhär cho, so wärklich gstatet, und mit eim Wort, es isch halt kei Mönsh usene cho, wer se denn au seige, wohär se cho seige und was se tribe. — Amenim Winter, wenn alles Stei und Bei gfore gsi isch, sind die Mändle is oberst Hus cho z'Arlisbach: se händs halt gar guet chönne mit dene Lüte, wo dert gwohnt händ, und sind ame durt d'Nacht ufem Ofse gläge, und am Morge vor Tag händ se se wieder drus gmacht. Was aber gar gspässig gsi isch, sie händ ere Füehli nie vüre glo, händ es scharlachrots Mäntele trait, vom Hals bis ufe Bode nabe. — Jetzt hets im Dorf so gwunderige Meitle und Buebe gha, die sind einisch z'Nacht vor das Hus gegen Asche streue, daß se gsähe, was de Händmändle für Füehle hebe. Und was hend se gfunde? 'S isch frile wunderle: Ante- und Geißfüeh sind in der Asche abdrückt gsi. Aber vo sälber Stund a isch keis Mändle meh cho und se sind au nümme uf der Ramsflue blibe; i d'Kräche händ se se verschlosse, tief i d' Geißflue hindere,

und händ feis Zeiche meh von ene ge, und chöme nümme, solang d'Vüt eso boshast sind.

König Bolmar. Auf dem Hardenstein an der Ruhr hat sich in alter Zeit ein Zwergenkönig namens Bolmar aufgehalten; das war damals, als dort ein Neveling Hardenberg wohnte. Der Bolmar soll in einer Kammer gewohnt haben, die noch lange nachher Bolmarskammer geheißten hat. Man erzählt auch, daß er um Nevelings Schwester gefreit habe und er sei immer unsichtbar gewesen. Man habe wohl seine Stimme und seine Tritte gehört, aber ihn nie gesehen. Nun ist einmal ein neugieriger Küchenjunge auf dem Schloß gewesen, der hat gern Bolmars Spur sehen wollen und hat darum Asche gestreut. Aber das ist ihm übel bekommen. Denn als der Koch am andern Morgen in die Küche gekommen ist, hat er ihn mit umgedrehtem Genick am Bratspieß steckend gefunden.

Von den Nebelkappen, mit denen sich die Zwerge unsichtbar machen, verrät schon der Name, woher sie stammen. Er erzählt uns sogar noch mehr. „Kappe“ bedeutet nämlich in der älteren deutschen Sprache nicht die Kopfbedeckung, sondern einen Kapuzenmantel, der den ganzen Menschen umhüllt. Die älteste Vorstellung von der Nebel-, Hehl- oder Tarnkappe war also, daß die Zwerge, wenn sie aus ihrer unterirdischen Wohnung herauskommen, sich ganz in einen Mantel von Nebel hüllen, der sie vom Kopf bis zu den Zehen verschwinden läßt. Als das Wort Kappe dann seine heutige Bedeutung bekam, wurde auch die Nebelkappe der Zwerge zu einer bloßen Kopfbedeckung, die nun auch als Hut, Wünschelhut oder Zwergghütel bezeichnet wurde. Dieser Kappen bedienen sich die Zwerge gern, um ungesehen an den Festen der Menschen teilnehmen zu können, auch leihen sie sie zu dem gleichen Zweck gelegentlich einem Menschen, der dadurch ebenfalls unsichtbar wird; vor allem aber dienen sie ihnen, wenn sie sich in den Speisekammern der Menschen oder in ihren Scheunen und Feldern

gütlich tun. Gelingt es nun dem Bestohlenen, einem von ihnen die Kappe abzuschlagen, so steht der Zwerg plötzlich sichtbar da und muß seine Dieberei mit hohem Lösegeld büßen.

Die Zwerge auf der Hochzeit. Mal ist wo eine Hochzeit, da wird Essen aufgetragen in Hülle und Fülle; aber kaum ist's aufgetragen, so ist's auch immer schon wieder fort. Braut und Bräutigam sehn sich verwundert an und stecken die Köpfe zusammen, aber sie beschließen, den Gästen vorzusetzen, solange sie nur irgend etwas haben; denn es darf doch niemand mit hungrigem Magen davongehen. So tun sie denn auch und setzen vor, was sie haben. — Als es dann aber zur Giste geht, da nahmen die Zwerge ihre Hüte ab und da zeigte sich wohl, warum das Essen immer so schnell verschwunden war; denn die ganze Stube war voll von Zwergen. Aber hatten sie essen helfen, so halfen sie nun auch giften: jeder von ihnen legte ein Goldstück in den Korb und der Korb war kaum groß genug, den Reichtum zu fassen.

Das verbotene Lachen. Einmal waren mehrere Holzhader beisammen. Von denen bekam der eine Durst und ging zur nächsten Quelle trinken. Da kam ein Venusmännchen zu ihm und bat ihn um einen Trunk. Der Holzhader gab ihm, und das Venusmännchen trank und sagte dann zu ihm: „Wie soll ich dich dafür belohnen? Komm mit mir zur Ponsdorfer Hochzeit.“ Der Mann erwiderte: „Wie soll ich da hingehen; ich bin ja doch ganz fremd.“ Das Venusmännchen sagte: „Dafür laß mich sorgen. Nimm diese Kappe, damit kannst du dich unsichtbar machen, aber sieh dich vor, daß du dabei nicht lachst.“ Dann gingen sie zusammen ins Hochzeitshaus und stellten sich unsichtbar an die Stubentür, und von jeder Speise, die an ihnen vorbeigetragen wurde, nahmen sie sich etwas und aßen, so daß die Gäste zuletzt anfangen stuhig zu werden, weil alle Schüsseln halb leer auf den Tisch kamen. Als der Holzhader ihr Erstaunen sah, entfuhr ihm ein Lachen. Da stand er auf einmal sichtbar da; das Venusmännchen hatte ihm die Kappe

vom Kopf gerissen. Und weil er noch etwas von dem gestohlenen Essen in der Hand hielt, mußte er sich eine tüchtige Tracht Prügel gefallen lassen.

Die Erbsendiebe. 1. Auf Schwedhausen in Westfalen haben einmal zwei Drescher in der Scheune Erbsen gedroschen. Wie sie nun die Erbsen auf den Wurshaufen gebracht hatten, und mit Werfen bald fertig gewesen sind, haben sie doch noch immer keine Erbsen auf der Scheune gehabt. „Nein,“ sagte der eine, „das geht nicht mit rechten Dingen zu,“ und wirft ganz verdrießlich seine Wurfschaufel auf die Scheune hinauf. In demselben Augenblick sieht er da auch einen Zwerg stehen, der hat einen Sack neben sich und sammelt alle Erbsen darein. Da hatte der Drescher dem Zwerg seine Nebekappe abgeworfen und davon war er sichtbar geworden. Nun ist der Knecht schnell hingelaufen und hat die Nebekappe aufgenommen. Da hat sich der Zwerg geschwind davonmachen müssen und hat den Sack und die Erbsen müssen stehen lassen. Der Knecht hat die Nebekappe dem Herrn auf Schwedhausen gebracht und da wird sie noch heute gut aufbewahrt.

2. Vor langer Zeit wohnte im Hütteberg bei Dorste im Hannover'schen, in dem man noch die Zwerghöhlen sehen kann, ein Zwergkönig mit seinem Volk. Das waren aber von den bösen Zwergen, die die Menschen ängstigen und ihnen schaden. Sie raubten junge Mädchen oder kleine Kinder und besonders in den Feldern richteten sie großen Schaden an. Nun hatte ein Bauer nahe dem Hütteberg ein schönes Erbsenfeld; in dem fand er immer wieder die Schoten ausgeschält und die Halme zertreten, und so sehr er sich auch Mühe gab, konnte er doch nie die Täter ertappen. Da klagte er einem alten Bauern sein Leid und der gab ihm auch einen guten Rat. Er sagte nämlich, er solle nur einmal mit seinen Knechten nach dem Erbsenacker gehen und dann mit langen Ruten darüber hin und her schlagen. Da wären sicher die Zwerge drauf und die hätten Wünschelhüte auf; darum könnte man sie nicht

sehen; mit den Ruten würde er aber sicher einem von ihnen den Hut abschlagen und dann könnte er ihn fangen. — Der Bauer kam also leise mit seinen Leuten bei dem Acker angeschlichen. Er hörte es zwischen den Erbsenstauden rauschen, wie wenn ein Tier darin wirtschaftete. Da fing er nun mit seinen Knechten an und schlug mit den Ruten über die Erbsen hin und her; und es dauerte auch nicht lange, so stand ein Zwerg sichtbar da. Den fingen sie und nun flehte er den Bauern an, er sollte ihn wieder loslassen, er wolle ihm auch einen ganzen Wagen voll Gold geben; nur müsse der Bauer dazu vor Sonnenaufgang vor seine Höhle kommen. Der Bauer ließ sich erbitten und gab den Zwerg frei, nachdem er sich von ihm noch hatte sagen lassen, wo seine Höhle wäre. Um jedoch vor Betrug ganz sicher zu sein, erkundigte er sich vorher noch, wann denn die Sonne bei den Zwergen aufgehe, und erfuhr: mit dem Glodenschlage zwölf. Da spannte er seinen Wagen an und fuhr vor Mitternacht vor die Höhle. Da hörte er sie drinnen singen:

Dat is gaut,
 Dat is gaut,
 Dat de Buerken dat nich weit,
 Dat de Sunne ümm zwölf up geit!

Aber der Bauer meldete sich, und nun zeigten ihm die Zwerge ein abgehäutetes Pferd, das solle er nur mitnehmen; weiter könnten sie ihm nichts geben. Darüber wurde der Bauer sehr ärgerlich; aber er wollte doch wenigstens für seine Hunde ein Stück Fleisch mitnehmen und hieb sich darum von dem Pferd tüchtig was ab und band es auf den Wagen. Und als er damit nach Hause kam, da war alles gediegenes Gold. Da fuhr er gleich noch einmal hin, um den Rest nachzuholen, aber Pferd und Höhle waren verschwunden.

Daß hier die ganze Zwergenhöhle verschwindet, erinnert an die Sagen vom Totenberg, dessen Eingang bei einem zweiten

Besuch auch nirgends mehr zu finden ist; und ganz ähnlich wie dort manchmal ein plötzlicher Feuerchein den Besucher zum Umschauen oder zum Aufschrei veranlaßt und damit das ganze Sagen-erlebnis endet, so haben auch die Zwerge die Macht, im Augenblick der Gefahr ihrem Feinde irgendein Trugbild vorzuzaubern. Der Mensch, der sie bedrohte, läuft erschreckt fort oder er schaut sich um, und damit ist der Zwerg gerettet.

Die Önnerbänkissen auf Amrum. Die Önnerbänkissen auf Amrum haben besonders in Fögedshoog bei den Dünen ihr Wesen. Da hat man sie abends im Mondenschein rings herum tanzen und bei Tage ihre Wäsche darauf ausbreiten sehen. Auf dem Wasser Merum haben sie im Winter auch Schlittschuh gelaufen. Einmal wollte einer im Übermut ihre Wohnung zerstören. Er grub tief in den Hügel hinein und glaubte schon die Kammern der Önnerbänkissen gefunden zu haben, da sah er zu seinem Schrecken, daß sein eigenes Haus in Flammen stand. Schnell warf er Spaten und Hacke fort und lief dem Dorfe zu. Da fand er, daß es nur eine Täuschung war. Doch den Schrecken ließ er sich zur Lehre dienen, und niemand hat seit der Zeit die Önnerbänkissen im Fögedshoog wieder beunruhigt.

Zwergenlist. Bei Holtensen in der Gegend von Pyrmont gibts auch Zwerge. Da kommt mal einer an einem solchen Zwergloch vorbei und sieht da einen Zwerg stehen; der hat eine große Mulde mit Gold und das worfelt er, als wenns Getreide wäre, das er von der Spreu säubert. Da tritt er an den Zwerg heran und grüßt ihn und sagt: „Das ist hübsche Arbeit, die möchte ich auch tun.“ Der Zwerg, der bis dahin nicht aufgeblickt und ihn noch gar nicht gesehen hat, schrickt zusammen; aber er faßt sich schnell wieder und schreit: „Sieh da, Holtensen brennt ja!“ Erschrocken sieht der Mann sich um, aber es ist weder Rauch noch Flamme zu sehen. Und wie er sich wieder umkehrt, ist das Gold und der Zwerg verschwunden gewesen.

Der Zwergschuh. Einstmals schliefen irgendwo auf Rügen mehrere Leute beisammen in einem Zimmer. Da merkten sie, wie jemand sie, während sie schliefen, an den Ohren und an den Haaren zupfte; manchmal fühlten sie auch einen Fußtritt, aber nur ganz leicht, wie von einem Kinde. Einer der Schläfer wachte davon auf und als er um sich blickte, sah er einen kleinen schwarzen Gesellen auf seiner Brust stehen. Er griff nach ihm und faßte ihn bei einem Fuß. Der Zwerg sträubte sich und entkam, aber den Schuh behielt der Mann in seiner Hand und war entschlossen, ihn nicht so leicht wieder herzugeben. Denn er hatte gehört, wenn man etwas in die Hand bekomme, was den Zwergen gehöre, so könne man damit ein reicher Mann werden. Besonders aber könne man die Zwerge damit kurz vor Sonnenaufgang zu allen möglichen Besprechungen zwingen. Der Zwerg bat und bat immer kläglich um seinen Schuh, aber der Mann gab ihn nicht her. Schon stand der Aufgang der Sonne nahe bevor, da sagte der Zwerg, er solle sich den Schuh doch einmal genauer ansehen. Der Mann tat es auch. Da fand er, daß der Schuh ganz voller Eiter war. Entsetzt warf er ihn weit von sich, und der Zwerg ergriff ihn und verschwand hohnlachend damit unter der Erde. In demselben Augenblick fielen die ersten Sonnenstrahlen auf das Land. — Hätte der Mann den Schuh noch einen Augenblick länger behalten, so hätte er ein reicher Mann werden können.

Oft haben die Zwerge, ohne daß die Menschen es wissen, ihre Behausung ganz nah an den Bauernhöfen oder gar unter dem Stall, und eine so nahe Nachbarschaft führt zu allerlei Unzuträglichkeiten: die Unterirdischen haben unter der herabrinneuden Jauche des Stallviehs zu leiden und rächen sich dafür, indem sie es kränkeln oder sterben lassen. Sind aber die Menschen freundlich gegen sie und verlegen den Stall, so sind auch die Zwerge gleich wieder zum Helfen bereit.

Die Zwerge unterm Pferdestall. Bei dem Hauptmeier in der Nähe von Bergkirchen in Westfalen war eine Zeitlang viel Unglück in der Wirtschaft; besonders fielen ihm die Pferde und kein Mensch wußte, wie das zuging. Da stand einmal seine Frau am Herd und buk einen Pfannkuchen. Auf einmal trat ein kleines Männchen auf sie zu und sagte ihr, all das Unglück komme nur daher, daß der Pferdestall grade über der Wohnung der Unterirdischen sei; wenn sie den verlegten, würde alles wieder gut gehen. Da hat der Hauptmeier die Pferde schnell wo anders hingebracht und zum Dank haben ihn die Unterirdischen zum Gevatter geladen. Als er nun zu ihnen hinunter kam, haben sie ihm die Stelle gezeigt, wo die Jauche aus dem Stall ihnen immer auf den Tisch geträufelt war und haben ihm gedankt, daß er es nun geändert hatte. Zum Abschied haben sie ihm ein paar Hände voll Rehricht gegeben, die sind nachher oben pures Gold gewesen.

Allerlei von den kleinen Leuten in Westfalen. Die kleinen Leute haben früher hier zu Lande viel Verkehr mit den Menschen gehabt. In Overbeck bei Rehme kamen sie zu den Bauern und baten um ihre Badgerätschaften. Aber wenn sie buken, durfte niemand zusehen. Nachher gaben sie den Bauern von ihren Broten und die hielten länger vor als irgendein anderes Brot. Einmal versteckte sich ein Neugieriger unter einem großen Trog, während die kleinen Leute buken. Aber er konnte sich nicht ruhig halten und der Trog fing an zu wackeln. Da rief das kleine Weiblein, das gerade den Teig knetete: „Männchen, kann Wännchen gehn?“ „Nein!“ ruft der kleine Mann und husch waren beide verschwunden. Seit der Zeit erschienen sie seltener. Und als an verschiedenen Orten über ihren Wohnungen Pferdeställe angelegt wurden, so daß der Mist ihnen auf die Köpfe fiel, sind sie über die Werra davongezogen. Zwei Tage lang dauerte ihr Auszug und der Schiffer hatte schwer überzusehen.

Wie hier schließen die Berichte von den Zwergen fast überall mit der Angabe, heute gäbe es keine mehr. Sie sind fortgezogen, die Treulosigkeit der Menschen, die schlechten Zeiten, das Pochen und Hämmern in den Bergwerken und vor allem das Glockengeläute hat sie vertrieben. Wohin sie gegangen sind, weiß man nicht; nur daß sie sich zuletzt von einem Fährmann über einen Fluß setzen ließen und ihn dafür gut bezahlten. — Das Glockengeläute können die Zwerge nicht leiden, weil sie Heiden sind und vom ganzen Christentum nichts wissen wollen, heißt es in den Sagen. Wir denken dabei lieber an die geistererschreckende Macht des Glockengeläuts: der Ton der Morgenglocke endet das nächtliche Sagenerlebnis.

Warum die Unterirdischen von Dobbin fortzogen. In Dobbin bei Krakow haben früher die Unterirdischen gehaust und sich oft von den Leuten Kessel und Grapen (dreibeinige Kochtöpfe) geliehen und sie immer blank geschleuert wieder zurückgebracht. Einmal ist ein Botengänger von Güstrow nach Dobbin gegangen. Da begegnet er spät abends bei Serrahn einem großen Trupp von Unterirdischen. Er fragte sie, wohin sie denn wollten; da sagten sie: „Wi kam'n von Dobbin un will'n nu annerwegt hen. In Dobbin geföllt uns dat nich mir; dor wart uns dat Evangelium tau straff.“

Der alte Fritz vertreibt die Zwerge. Im Ruduvsberg bei Westerhausen und im Steinberg bei Börneke am Harz haben vor diesem viel Querge gewohnt. Es sind kleine dickköpfige Leute gewesen mit einem schwarzen Gesicht und einem dreieckigen Hut auf dem Kopf. Und sie haben den Menschen bald Gutes getan, bald Böses. Aber als der alte Fritz zur Regierung gekommen ist, hat er sie nicht länger in seinen Landen leiden wollen und hat sie übers Schwarze Meer verwiesen. Da sind sie denn alle ausgewandert und seit der Zeit hat man nichts mehr von ihnen gehört.

Des kleinen Volkes Überfahrt. In den Hüttener

Bergen in Holstein wohnten vor Zeiten eine große Menge Unterirdische. Im Kindelberg hat man sie besonders häufig gehört, wie sie butterten, und im Plätenberg bei Wittensee, wie sie miteinander sprachen. Aber als die Glocken aufkamen, sind sie alle miteinander fortgezogen. Da zogen sie nach der Marsch zu und kamen in der Nacht an die Hohner Fähre und wollten sich übersetzen lassen. Sie weckten den Fährmann; aber als der herauskam und niemand sah, ging er wieder ins Haus und wollte zu Bett. Da klopfen sie noch einmal und zum drittenmal an, und als der Fährmann nun wieder herauskam, sah er, wie es vor dem Hause grimmelte und wimmelte von lauter kleinen grauen Leuten. Da war einer unter ihnen mit einem langen Bart, der sagte zum Fährmann, er sollte sie über die Eider setzen; sie könnten die Glocken und den Kirchengesang nicht länger vertragen und wollten anderswohin. Der Fährmann machte die Fähre los und stellte seinen Hut ans Ufer, wie der mit dem Bart es ihm sagte. Und nun kamen sie alle in den Prahm hinein, Männer und Weiber und Kinder, und zwar so viele, daß sie sich drängten und der Prahm zum Sinken voll wurde. So ging es jedesmal, wenn der Fährmann wieder zurück kam, und er hatte die ganze Nacht nichts anderes zu tun, als hin und her zu fahren, und immer war die Fähre gleich voll. Als er endlich die letzten hinüber gebracht hatte, sah er, wie das ganze Feld auf der andern Seite von vielen Lichtern flimmerte, die immer durcheinander hüpfen. Da hatten sie alle kleine Laternen angesteckt. Am Ufer aber vor seinem Hause fand er seinen Hut ganz aufgehäuft voll von kleinen Goldpfennigen. Denn jeder hatte beim Einsteigen einen hineingeworfen. Dadurch ward der Fährmann Zeit seines Lebens ein steinreicher Mann.

Jakob Grimm sagt in der „Mythologie“ einmal in seiner vorsichtigen und zurückhaltenden Weise: die vor dem Menschengeschlecht zurückweichenden Zwerge machten den Eindruck eines unterdrückten,

bedrängten Volksstammes, der im Begriff stehe, die alte Heimat den neuen mächtigeren Ankömmlingen zu überlassen; und diese Deutung der Zwerge ist seitdem sehr beliebt geworden. In den Sagen von ihrer Kunstfertigkeit, besonders im Schmieden, von ihren Diebstählen, ihrem ganzen scheuen und heimtüdischen Wesen und von ihrem endlichen Abzug sollen sich halbgeschichtliche Erinnerungen erhalten haben an die kleinen Urbewohner des Landes, die sich vor den andringenden Indogermanen scheu in die Berge und Höhlen zurückzogen, dort ihr Handwerk trieben, und mit heimlichen Raubzügen ein kümmerliches Leben fristeten, wenn sie es nicht vorzogen, den fremden Herren als Sklaven zu dienen; zuletzt aber seien sie in Scharen abgezogen und irgendwo verschollen. — Soviel Bestechendes eine solche Deutung auch für manchen haben mag, dem die deutschen Volksjagen durch derartige uralte geschichtliche Erinnerungen an Wert zu gewinnen scheinen, so kann doch wohl ernstlich davon nicht die Rede sein. Gewiß bleibt noch manche Einzelheit in den Berichten vom Treiben der Zwerge unerklärt, ihrem ganzen Wesen nach sind sie aber doch nichts anderes als Gestalten des allgemeinen Seelen- und Geisterglaubens; ihre Sagen haben sich zum Teil aus Traumerlebnissen weitergebildet (man beachte z. B. auch die typische Alptraumsituation in der Sage vom Zwergenschuh, wo das kleine schwarze Männchen dem Schläfer auf die Brust tritt und dabei von ihm festgehalten wird), zum Teil gehen sie auf mythische Naturausdeutungen zurück, zum Teil sind sie Fortbildungen der alten Sagen vom Totenvolk, das im Berge haust und dem man wie den abziehenden Zwergen gelegentlich auch draußen begegnen kann.

6. Der Kobold

Ein naher Verwandter der Zwerge ist der Kobold, verwandt nicht nur durch seine äußere Erscheinung als kleines für gewöhnlich unsichtbares Kerlchen, spannenlang, mit roter Jacke und spitzem roten Mützchen, sondern auch durch sein Wesen, in dem sich freundliche Hilfsbereitschaft mit einer oft recht boshaften Lust am Necken und Plagen paart. Aber während die Zwerge immer in Familien oder als ganzes Volk irgendwo draußen lebend gedacht werden, leben die Kobolde einzeln, je einer in einem Menschenhaus, und sind viel enger und dauernder mit diesem Hause und seinen Bewohnern verbunden. Der Kobold ist der richtige „Hausgeist“, auf ihn sind alle die geheimnisvollen Geräusche im Hause zurückzuführen: wenns nachts in den Balken des Dachstuhls knackt oder in den Bohlen der hölzernen Treppe, wenns in den finsternen Ecken des Speichers raschelt, wenn der Deckel des Wassertopfes im Ofen sich hebt und leise klappend zurückfällt. In der obersten Bodenlufe unterm Giebel oder im Firstbalken selber ist sein Lieblingsplatz, hinterm Ofen in der Wohnstube und im Winkel unter der Treppe ist er zu finden. Die ganze heimelige Behaglichkeit des deutschen Bauernhauses, aber auch das Grauen und die Angst seiner einsamen Nächte werden in den Sagen vom Kobold lebendig. — Sein Name wechselt: an den Küsten der Nord- und Ostsee heißt er oft Puf oder Nissepuf, im Binnenland Kobold oder Heinzelmännchen, Gütel, Buß, Buzemann und anders.

Vom erzgebirgischen Heugütel. Bei einem Bauern schafften sie eines Tages Heu auf den Boden. Da hatte die Bäurin etwas Schwarzes mit in die Schürze gerafft, und wie sie sie ausschüttete, da sprang auf einmal ein „Heigidl“ heraus. Das hatte einen großmächtigen Bart und ein Gesicht voller Runzeln und war barfuß. Es lachte und klatschte in seine kleinen Hände, kletterte

auf den obersten Balken und versteckte sich dann wieder ins Heu. Die Bäurin kriegte vor Schrecken bald die Krämpfe. — Man bekommt die „Heigidle“ nur selten zu sehen. Sie haben ihren Namen davon, daß sie meistens auf dem Heuboden stehen. Sie machen sich im Hause sehr nützlich, besonders bei der Stallarbeit. Auch spielen sie mit den Kindern und wiegen sie ein, und wenn das Kind im Schlafe lächelt, dann sagen die Mütter: „'s Gidl taltt (tändelt) mit'n.“ Die Heugütel bleiben nur in Häusern, wo alle Bewohner fromm und christlich leben. Wo geflucht und gezankt wird, kehren sie nicht ein. Will man sie nicht mehr haben, so muß man ihnen kleine Pantoffeln hinstellen, dann klagen und heulen sie die ganze Nacht, am andern Morgen aber sind sie verschwunden. Doch haben sie zum Abschied die Kühe gefüttert, gepuht und mit Blumen geschmückt, und das Geschirr ist geschmiert. Wer sie fangen will, den raufen und fragen sie und entfliehen ihm doch. Sonst sind sie aber gutherzige, arme, halb nackte Dinger, und sollen die Seelen ungetauft gestorbener Kinder sein.

Die gleiche Erklärung, der Kobold sei eigentlich eine Kinderseele, gilt auch im Voigtland. In der Tat zeigen viele Koboldsagen die auffallendsten Ähnlichkeiten mit den Sagen des Seelenglaubens. Erinnerten die Zwerge wiederholt an das Volk der Toten, im Berg wie als wandernde Schar, so entspricht das Treiben der Kobolde dem der einzelnen Seelen, die als verdammte Geister oder als Truden Menschen und Vieh plagen.

Der Puf des Großknechts. Ein Großknecht hatte einen Puf, der verließ ihn niemals. Wenn der Großknecht ausfuhr, saß der Puf „hinbieß“, d. h. auf dem Pferde neben dem Sattelpferd. Der Puf ritt das Pferd dann so sehr, daß es schließlich ganz mager wurde. Wenn der Großknecht bei der Arbeit war, half ihm der Puf; aber auch beim Essen. Denn dann saß er hinter ihm auf dem Stuhl und aß aus der gleichen Schüssel. Und er hieb tüchtig ein:

der Knecht hatte seinen Teller oft schon leer, wenn der schnellste Esser mit seinem noch nicht halb fertig war. Wenn der Puf dann satt war, so verunreinigte er dem Knecht das Essen, so daß der aufhören mußte. Bergaß der Knecht ihn einmal und gab ihm keine Arbeit, dann quälte ihn der Puf auf alle Weise, er prügelte ihn und zog ihn an den Ohren oder an den Haaren und saß ihm beständig auf dem Rücken, so daß der Knecht ganz bleich aussah. (Rügen.)

Der Hausgeist in der Spinnstube. Der Geist im Stall von Juderlis Hof im Dorfe Oberlag im Elsaß ging im Winter jeden Abend ins Schreiner-Geörgen Haus zu felten.* Er legte sich langwegs auf den großen Kachelofen und rauchte Tabak wie die andern. Dann sah man wohl den Tabaksdampf, aber weiter nichts. Die Kelter achteten auch nicht weiter auf ihn, sondern unterhielten sich, wie wenn er gar nicht da wäre. Nur wenn der Rauch vom Ofen her gar zu dick wurde, rief der Schreiner-Geörg unwillig hinauf: „Sapriremtedem! du machst ja da oben einen größeren Rauch als wir alle miteinander!“ — In einer Mondnacht paßten ihm einige Burschen auf; sie wollten ihn sehen, wenn er in Juderlis Hof zurückkehrte. Wie er nun kam und sein Schatten an der Mauer entlang huschte, sagte einer der Burschen: „Da ist er! Soll ich ihm eins lenge?“ Aber kaum hatte er das gesagt, so erhielt er eine so derbe Ohrfeige, daß er zehn Schritte weit ins Bächlein fuhr.

Nich liß. Einmal hats ein Puf einem Knecht, der ihn geneckt hatte, gut heimgezahlt. Der Knecht schlief nämlich bei einem andern in demselben Bett und war kleiner als sein Kamerad. Als er sich nun abends niedergelegt hatte und eben einschlafen wollte, stellte sich der Puf oben ans Bett, faßte den Knecht bei den Haaren und rief: „Nich liß!“ und damit zog er ihn soweit hinauf, daß er mit seinem Kameraden gleich lag. Dann trat er ans andere Ende des Bettes, hob die Decke auf und faßte den Knecht bei der

* In die Spinnstube.

großen Zehe, indem er abermals rief: „Nicht lit!“ und zog ihn wieder hinunter. Auf diese Weise zerrte er ihn die ganze Nacht hin und her, und man kann sich denken, daß der Knecht während der Zeit kein Auge zugekriegt hat.

Mit den Seelen haben die Kobolde auch das gemein, daß sie sich in jede beliebige Gestalt verwandeln können. Bald erscheinen sie als Katzen, als Huhn oder als Hummel, bald auch als irgend ein toter Gegenstand, ja sogar als „schieres Feuer“.

Der Puf auf Rügen. Wer einen Puf in seinen Diensten hat, braucht nicht Not zu leiden. Denn der Puf trägt seinem Herrn soviel Geld zu, als er nur irgend wünscht und braucht. Manchmal, aber nur selten, führt er seinen Herrn auch an und bringt ihm z. B. ekelhaften Schmutz statt Geld. Wenn der Puf auf Raub ausgeht, so hat er entweder die Gestalt einer Katze oder er geht als Feuerdrache zum Schornstein hinaus. Die Gestalt der Katze zieht er aber vor, denn die Katze kann überall, selbst durch die kleinsten Öffnungen, aus- und einschlüpfen. Im Hause sieht man den Puf meistens als kleinen Knaben mit roter Tade und Mütze.

Die Henne. In Niederkränig bei Schwedt in der Neumark hatte eine Frau einen Kobold, der saß oben auf dem Boden in einer Tonne; da hat ihn ein Knecht einmal zufällig gesehen: er hatte eine rote Tade an und ein rotes Käppchen. Gewöhnlich sah man ihn aber in anderer Gestalt, er zog nämlich abends als grauer Streifen durch die Luft und dann brachte er seiner Herrin Getreide, oder als roter Feuerklumpen, und dann brachte er Geld. Man erzählte auch, die Frau fütterte ihn oft aus eigenem Munde, und dabei biß er sie zuweilen in die Lippe, daher hatte sie oft einen bösen Ausschlag am Mund. Als die Frau endlich vor einiger Zeit starb und die Leiche auf den Hausflur gesetzt wurde, da flog plötzlich eine Henne auf sie hinauf, und man mußte der Leiche nur schnell ein Tuch übers Gesicht decken, sonst hätte ihr die Henne die

Augen ausgehakt; denn das war der Kobold, der jetzt auf einmal als Henne erschien. Die Erben haben dann auf jede Weise versucht, die Henne los zu werden, und zuletzt ist es ihnen auch gelungen; aber seitdem ist alles Glück aus dem Hause gewichen und ein Unglück rasch dem andern gefolgt. Erst vor wenigen Tagen ist ihnen eine prächtige Kuh gefallen.

So nützlich der Hausgeist für die Wirtschaft ist, so ist es manchem doch unheimlich, dauernd einen solchen Mitbewohner im Hause zu haben, und wenn die Neckereien und boshaften Streiche gar zu sehr überhandnehmen, so sucht er ihn wohl irgendwie los zu werden. Aber das ist nicht so leicht: ihn fortzutragen würde nichts helfen, er wäre im Nu wieder im Haus, denn an Schnelligkeit nimmt er es mit dem besten Pferde auf. Mancher einer ist in seiner Verzweiflung sogar schon zum Brandstifter geworden, weil er hoffte, wenn er sein Haus abbrenne oder niederreiße, so sei er den lästigen Kameraden los; aber auch diese Hoffnung trug: der Kobold siedelte fröhlich mit ins neue Haus hinüber und trieb dort sein Wesen wie zuvor. — Und doch gibt es bestimmte Mittel, die ihn für immer vertreiben, Mittel, die wir zum Teil schon recht gut kennen: vor einem kräftigen Fluch weicht der Kobold wie „alles Ungerade“, und wie die Zwerge bringt ihn ein Kleidergeschenk zum Abzug. Neu dagegen ist die Erklärung, daß er den Dienst verläßt, sobald man von ihm etwas verlangt, was er nicht leisten kann. Daß zu diesen unerfüllbaren Aufgaben auch das Aussprechen des heiligen Namens gehört, kennzeichnet den Kobold als Heiden.

Ein Kobold ist nicht los zu werden. 1. Mal hatte ein Bauer einen Kobold und wollte ihn, als er ihn lange genug gehabt hatte, gern wieder los sein. Aber so oft er ihn auch wegtrug, immer war er gleich wieder bei ihm. Da dachte er, er wolle es besser anfangen, und fuhr in die Heide, fällte einen tüchtigen Baum und spaltete ihn am Ende und trieb einen tüchtigen Keil

hinein. Dann rief er den Kobold, er solle mit seinen Händen hineinfassen und den Spalt auseinhalten, damit er den Keil noch tiefer hineintreiben könne. Der Kobold tats auch, aber kaum hatte er die Hände drin, so zog der Bauer schnell den Keil heraus und jagte davon, ohne sich umzusehen — was die Pferde laufen wollten. Und wie er so jagt, da rufts auf einmal hinter ihm auf dem Wagen: „Du, kam da der Schütz?“ und wie er sich umsieht, sitzt der Kobold wieder da.

2. Vor Zeiten war bei einem Oberförster zu Thalheim im sächsischen Erzgebirge ein Kobold im Hause. Der neckte die Leute so arg, daß gar niemand im Hause bleiben mochte. Zuletzt brannte sogar das ganze Haus ab. Einige meinten, der Kobold habe es angezündet; aber die andern meinten, der Oberförster habe es selbst getan, um nur das Ungetüm loszuwerden. Wie sie aber ihre Sachen ausgeräumt und auf einen Wagen gepackt hatten und die Fuhr sich eben in Bewegung gesetzt hatte, hörten sie unter dem Wagen eine Stimme, die sprach:

„Wären wir nicht so gerännt,
So wären wir wohl mit verbrännt.“

Fluchen vertriebt den Kobold. Auf dem Heuberge im Schwäbischen Jura kennt man in mehreren Dörfern einen Poltergeist namens Poppete. In einem Hause hat er z. B. alle Nacht das Vieh von den Krippen losgebunden und die Garben auf den verschiedenen Stodwerken des Bodens bunt durcheinander und heruntergeworfen und auch sonst noch allerlei Unfug und Lärm angestellt. Darauf beschloß der Bauer endlich auszuziehen; er packte all seine Habe auf einen Wagen und fuhr fort. Unterwegs schaute er sich einmal um und fragte seine Leute: „Haben wir auch alles?“ — „Ja! und mich habt ihr auch!“ rief der Poppete; der saß auf der Schnätter (auf dem hervorstehenden Ende des Bodenbrettes, ganz hinten auf dem Wagen). Jetzt soll der Bauer wie ein Reiter geschworen (geflucht) und mit einer Schaufel wütig auf

die Schnätter zugeschlagen haben und darauf sei der Pöppele verschwunden. Denn das Fluchen können solche Geister gar nicht leiden und lassen sich dadurch vertreiben.

Ein Kobold kann nicht beten. Zu Schmalzeroda in Sachsen lebte ein Bauer, der hatte einen Kobold, und weil er geizig war, forderte er immer mehr von ihm. Aber jeder Kobold kann nur ein bestimmtes Maß von Geld, Getreide und dergleichen auf einmal bringen, der eine mehr, der andre weniger. Wenn man etwas von ihm fordert, was über seine Kraft geht, so muß er sich einen neuen Herrn suchen. So mußte auch der Kobold zu Schmalzeroda auswandern, weil der Bauer einst zu viel von ihm verlangte. Er ging zu einem Vetter des Bauers nach Bischofsroda und schlich sich in dessen Zimmer, als es eben leer war, und legte sich auf das Bett; und als der Bauer hereintrat, rief er ihm zu: „Nimm mich an! Nimm mich an!“ Der Bauer wollte ihn nicht annehmen, sondern schlug mit seinem Stod nach ihm. Aber wenn er meinte, er hätte ihn getroffen, stand der Kobold schon in der entgegengesetzten Ecke der Stube und lachte ihn aus und rief wieder: „Nimm mich an! Nimm mich an!“ Bald war er anzusehen wie ein zweijähriges Kind, bald wie ein alter eisgrauer Mann, aber immer klein. Zulezt versprach der Bauer, ihn zu behalten, wenn er das Blut Jesu Christi mit ihm beten könne. Der Bauer betete langsam vor und der Kobold hielt immer inne und sprach dann einen ganzen Satz rasch hintereinander. Als sie aber an die Worte kamen: „Das Blut Jesu Christi“, da setzte der Kobold mehrere Male an und sagte: „das Blut —, das Blut —“; dann sprang er verdrießlich auf, stampfte mit dem Fuß und rief: „Ach was, das Blut zide zade, zide zade!“, bleckte die Zähne und lief aus der Stube und ist nicht wieder gekommen.

Das Huhn im Brimbusch. Ein Bauer fand einmal in einem Brimbusch (Ginster) ein halberstarrtes Huhn. Mitleidig nahm er es auf und setzte es daheim hinter den Ofen. In der Nacht be-

gann das Huhn zu glucksen und sprach: „Schaff mir Arbeit.“ Da nahm der Bauer einen Stiefel, schnitt den Schaft ab und hing den im Innern seiner Scheune oben im Dachfirst auf. Dann sagte er zum Huhn: „Trag mir diesen Stiefel voll Gold!“ Sofort flog das Huhn weg und schleppte Gold über Gold heran und warf es in den Schaft, daß es auf der Tenne nur so klang, und konnte doch den Stiefel nicht voll bekommen. Zuletzt wurde es müde und sagte zum Bauern: „Ich kann das Stück nicht fertig kriegen. Es ist besser, wenn wir uns trennen,“ und damit zog es ab. Der Bauer aber hatte Gold die Fülle sein Leben lang. (Pommern.)

Der Anfang der letzten Sage führt uns schon wieder weiter: ein Kobold ist auf irgendeine Weise heimatlos geworden, er sucht möglichst schnell wieder irgendwo unterzukommen und läßt sich deshalb als Huhn von dem mitleidigen Bauern heimtragen. Auch sonst suchen sich die Kobolde in verwandelter Gestalt bei den Menschen einzuschmuggeln; gelingt es ihnen, vierundzwanzig Stunden lang am neuen Ort zu bleiben, so haben sie dort das Heimatrecht erworben, sind in die Rechte und Pflichten des Hausgeistes eingetreten. Daß sie sich zu diesem Zweck gern auch in allerlei Kaufwaren heimtragen lassen, führt weiter zu der Vorstellung, an manchen, oft ganz genau bezeichneten Orten gäbe es Kobolde zu kaufen.

Das Band. Einmal fand ein Mann unterwegs ein Ende Band; er hob es auf und dachte bei sich: das sollst du deiner Tochter mitnehmen. Und das tat er auch. Nachdem aber vierundzwanzig Stunden verflossen waren, hörte der Mann plötzlich um Mitternacht einen großen Lärm in seinem Hause. Da ging er in die Wohnstube und fand da einen kleinen Mann, der mit Bänken und Stühlen Ball spielte. Da sagte der Mann, er solle machen, daß er fortkomme. Der Puf aber sagte: „Das geht nun nicht mehr. Du hast mich mehr als vierundzwanzig Stunden beherbergt; nun wirst du mich im ganzen Leben nicht wieder los.“ Da sprach der

Mann: „Ich beschwöre dich im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, mache, daß du aus dem Hause kommst!“ Daraufhin verschwand der Puf und ist auch niemals wiedergekommen. (Rügen.)

Koboldhandel. In Auerbachs Hof zu Leipzig bekommt man Kobolde zu kaufen. Doch muß man sich vorsehen, daß man nicht betrogen wird; es gibt nämlich arme und reiche Kobolde. Die reichen bringen ihrem Gebieter Geld und Speisen und was er sonst von ihnen verlangt; die armen aber haben selber nichts und können darum auch nichts geben, sie zehren vielmehr nur von der Habe ihres Herrn und sind darum eine große Last, zumal da man sie nicht los werden kann, wenn man sie einmal hat.

Die Frage, wie es denn möglich sei, daß so ein kleines Knirpschen wie der Kobold dem Bauern wirklich Reichtümer zuträgt, die der Rede wert sind, hat die Leute natürlich auch beschäftigt. Die Antwort darauf gibt eine Sage, die vor allem in Norddeutschland verbreitet ist, aber auch in Bayern wird sie erzählt; doch ist sie da in ihrem eigentlichen Sinn nicht mehr verstanden. Die ursprüngliche Meinung ist nämlich, daß alles, was man vom Kobold sieht, nur Schein und Trug ist: er scheint eine einzige Kornähre zu tragen, in Wirklichkeit aber trägt er mehr als der stärkste Knecht.

Der Kobold mit der Ähre. 1. Ein Bauer hatte ein Hollemännchen bei sich, das sich immer viel zu schaffen machte. Das Haus war stets voll Furcht, ohne daß der Bauer wußte, woher das kam. Einmal aber sah die Frau, als sie eben aus der Küche kam, wie das Hollemännchen mit einem Strohalm auf dem Rücken die Treppe hinaufstieg und dabei gewaltig ächzte. Da sagte sie zu ihm: „Ächze du und der Teufel; was mag dir wohl dein Strohalm so sauer werden!“ Da ließ das Hollemännchen seinen Strohalm fallen und es war ein halbes Malter Weizen. Das Hollemännchen ist fortgegangen und nicht wieder gekommen.

2. In Lindes an der Saal, in der Lindesmühl, lebte in alten Zeiten ein Müller, den machten die Wichtelen zum reichen Mann, denn sein Speicher war immer voll Getreide. Einst stieg ein Wichtel über die Treppe nach dem Speicherraum, und obgleich er nur eine Kornähre trug, freischte er doch unaufhörlich vor Anstrengung. Darüber wurde der Müller zornig und rief: „Du Bluetkröt, wie freischt du über dein Ährla Korn?“ Auf diese rauhe Rede trugen die Wichtelen alles Getreide fort und machten den Müller zum armen Mann.

Wie der Draf Korn drischt. Der Bauer Nijar in Zirfow auf Rügen hatte den Draf, das wußte das ganze Dorf; denn man hatte ihn oft als feurige Kugel mit langem Feuerschweif in den Schornstein seines Hauses hineinfahren sehen. Eines Nachts hörte der Nachbar, wie in der Scheune des Nijar fortwährend gedroschen wurde. Weil ihm das Ding gar zu absonderlich vorkam, machte er sich aus dem Bett, ging auf die Scheunendiele und rief: „Der Tausend! Nijar, drischst du denn hier die ganze Nacht?“ Ja, da war von Nijar nichts zu sehen, wohl aber stand in der Scheune ein kleiner häßlicher Kerl, der klopfte eifrig auf eine einzige Ähre und rief bei jedem Schlag:

Von een Dr* een Draemt,**

Von een Dr een Draemt!

Kopfschüttelnd ging der Nachbar nach Hause. Aber richtig: den andern Morgen saß Nijar in seiner Scheune und maß zwölf Scheffel Weizen ab, die hatte ihm der Drahe gedroschen. Da war es denn keine Kunst, daß er steinreich wurde.

Der Dra f oder Dra che, der hier nur eine Erscheinungsform des vielgestaltigen Kobolds ist, und auch in früheren Sagen schon in diesem Sinne erwähnt wurde, gilt in vielen Gegenden auch für ein eigenes Wesen, das dem Kobold nur in der Art seiner

* Ähre. ** Getreidemaß = zwölf Scheffel.

Dienstleistungen gleicht. Er ist ein geisterhaftes Tier, das durch die Luft fliegt und bestimmten Leuten durch den Rauchfang Getreide und Geld in die Häuser trägt. Sein Aussehen wird immer wieder beschrieben „wie ein Wiesbaum“ (d. h. wie die Stange, die bei der Ernte zu oberst über das Fuder Heu gelegt wird, um es festzuhalten), aber durch und durch feurig. So zieht er, für gewöhnlich des Nachts, seltener am Tage, durch die Luft, und wer ihn sieht und ihm ein bestimmtes Wort zuruft, dem wirft er aus der Luft herunter, was er gerade trägt, oder er beschüttet ihn auch über und über mit Ungezieser. — Diese Vorstellung vom Drachen oder wie die Österreicher ihn etymologischer nennen, vom „Tragerl“, geht in der Hauptsache wohl auf die Beobachtung von Sternschnuppen zurück, deren lautloser Feuerflug und schnelles Verschwinden am Himmel die Phantasie mächtig erregte; den einsamen Beobachter überließ es am ganzen Leib, als sei ein Schwarm Insekten über ihn hergefallen. Daneben kommen auch die Feuerfunken in Betracht, die aus den Schornsteinen der Häuser fliegen; oder wenn von einem grauen Drachen die Rede ist, so mag das wohl einfach die langgestreckte Rauchschlange sein, die sich dem Schornstein entwindet. In manchen Gegenden heißt es, der fliegende Drache sei „der leibhaftige Teufel“.

Der feurige Drache in Niedheim. Alle Leute in Niedheim im Unterelsaß wissen, daß von Zeit zu Zeit nachts, wenn alles schläft, ein feuriger Drache umherfliegt; der fährt zu den Speicherlöchern der Häuser hinein und holt Getreide und andere Vorräte heraus und trägt sie in andere Speicher hinüber. — Einer der letzten Schulmeister, der zugleich Schreiner war, hatte einmal bis tief in die Nacht hinein an der Hobelbank geschafft und wollte sich eben, weil ihm sein Licht ausgegangen war, am Fenster ausziehen, da sah er den feurigen Drachen mit langem Leib „wie ein Wiesbaum groß“ daherfliegen und reich beladen durch den Schornstein des Hauses gegenüber schlüpfen.

Vom Draak in Mecklenburg. 1. Wenn Sternschnuppen fallen, glauben die Leute, es sei der Draak (d. h. der Teufel); der bringe den bösen Leuten Geld.

2. Der Draak ist ein Tier, so lang wie ein Wäsbom, mit blankem Kopf und feurigem Schwanz. Wenn man ihn ziehen sieht, und sagt: „Süh dor“, so ist er wieder weg. Er bringt manchen Leuten Geld, Korn usw., andern nimmt er was weg. Wenn man den Draachen durch den Schornstein in ein Haus hineinfahren sieht, und man zieht dann einen „Slarpen“ (Pantoffel) an den verkehrten Fuß oder steckt ein Rad verkehrt an den Wagen, so kann der Drache nicht wieder heraus und verbrennt das Haus. Wenn er sich dann herausgebrannt hat, setzt er sich auf den Zaun und lacht sich was.

3. Es war mal ne Bauersfrau, der ihre Leute haben alle Sonntag in die Kirche gemußt, und wenn sie nach Hause gekommen sind, hats immer Rükensuppe gegeben. Das ist dem Knecht sehr auffällig gewesen, denn es waren doch nicht so viel Rükens auf dem Hof. So hat er sich eines Sonntags gestellt, als ginge er zur Kirche, aber er hat sich auf dem Boden ins Stroh versteckt. Wie die Bauersfrau nun glaubt, sie sind alle fort, geht sie nach der großen „Del“, hält die Schürze auf und ruft: „Bring's nu man her!“ Da kommt der Draak und schüttelt ihr die Schürze voll grüne Jägers (grüne Wasserfrösche), so daß noch welche vorbeifallen. Die Bauersfrau wäscht die grünen Jägers ab und tut sie in den Kessel ans Feuer, und mittags gab es davon die schönste Rükensuppe. Der Knecht hat aber nicht davon gegessen, sondern gesagt: „Das sind ja lauter grüne Jägers; ich habs gesehen, daß sie der Draak gebracht hat.“

Stöple. Wenn einer den „Füerdraken“ oder „Stöple“ fliegen sieht und ihm „Half part!“ zuruft, dann muß er ihm von dem, was er gerade trägt, einen Teil fallen lassen. Trägt er zufällig nichts, so läßt er einen entseßlichen Gestank zurück. — Ein Schäfer

sah einst nachts zwischen elf und zwölf Uhr, als er in seiner Karre saß, Stöpfe mit seinem langen glühenden Schweif durch die Luft ziehen. Da rief er ihm zu: „Half part!“ Der Teufel bat ihn, er möchte ihm doch lassen, was er trüge; es würde bei einer Kindtaufe sehr nötig gebraucht. Aber der Schäfer ging darauf nicht ein und Stöpfe warf ihm Speck, Wurst, Käse, Butter und allerlei andere Speisen herunter. — Nach einiger Zeit kam Stöpfe wieder vorbei und sagte zum Schäfer, er solle doch noch einmal Half part! rufen. Aber der Schäfer sagte, er habe noch genug. Da warf Stöpfe einen Mühlstein aus der Luft herunter, der fiel auf die Deichsel der Schäferkarre und zerschmetterte sie. Hätte der Schäfer Half part! gerufen, so hätte ihn Stöpfe mit dem schweren Mühlstein zu Tod geworfen. (Hannover.)

Ein Mißverständnis. Der Bauer Edel in einem Dorf am Rhein war in kurzer Zeit so reich geworden, daß die Leute Verdacht bekamen, das könne nicht mit rechten Dingen zugegangen sein. Einmal ging Edel auf eine Hochzeit diesseits des Rheins und mußte dazu zwei Tage ausbleiben. Deshalb gab er seinem Knecht vorher alles an, was er die Zeit über tun sollte, und sagte dabei unter anderem: „Wenn die Nacht jemand am Fenster fragt, was er bringen soll, so sage Weizenkorn.“ Der Knecht aber verstand: Weidenlaub. Gegen 11 Uhr in der Nacht klopfte jemand ans Fenster, ganz wie der Bauer es vorausgesagt hatte, und fragte: „Was soll ich bringen?“ Da antwortete der Knecht: „Für heute Weidenlaub.“ Die Sache war ihm aber so wunderbar, daß er nicht einschlafen konnte. Gegen Mitternacht gabs auf dem Boden ein seltsames Gerispel und Genistel, das dauerte bis ein Uhr, und dann wurde es still. Der Knecht lag in Todesangst in seinem Bett und wagte kaum zu atmen. Als es endlich Tag wurde, war sein erster Gang auf den Boden; da lag der so voll Weidenlaub, daß er die Tür kaum aufbrachte. Da merkte er, daß der fliegende Drache dem Bauern all seinen Reichtum zutrug, und es wurde ihm so unheim-

lich bei dem Gedanken, daß er noch am selben Abend seinen Lohn beehrte und sich am nächsten Morgen einen andern Dienst suchte.

Einen richtigen Kobold wie das Haus hat auch das Schiff. Das ist der *Klabautermann*, von dem die niederdeutschen Schiffer der Nord- und Ostsee erzählen. Auch er soll die Seele eines Kindes sein, und der Weg, auf dem eine solche Seele ins Schiff gelangt, wird ausführlich beschrieben. Was der Klabautermann auf dem Schiff zu tun hat, entspricht ganz dem Treiben des Kobolds im Hause; vor allem verkörpern sich in ihm wieder die vielen seltsamen Geräusche, die den Schiffer und die Matrosen auf ihrer Fahrt tagaus, tagein umgeben und in ein Netz von unheimlichen Vorstellungen einspinnen.

Der *Klabautermann* in Pommern. Sobald ein neues Schiff fertig und von seiner Mannschaft bezogen ist, zieht auch ein kleiner Geist ein, den nennen die Schiffer den *Kalfater* oder *Klabautermann*. Er ist ein guter Geist, für das Schiff und für die Mannschaft. Nur wenige haben ihn gesehen, denn es ist ein Unglück für den, der ihn sieht. Aber die ihn gesehen haben, sagen, er sei kaum zwei Fuß groß; er habe eine rote Jade, weite Schifferhosen und einen runden Hut auf. Andre sagen auch, er sei ganz nackt. Man kann ihn zwar nur selten sehen, aber desto öfter hören, wie er im Schiff arbeitet; denn das tut er unaufhörlich. Überall hilft er bei der Arbeit, am Anker und bei den Segeln und besonders im Laderaum, wo er die Ballen nachstaucht und das Schiff an Stellen kalfatert, wo kein Mensch zukommt; daher hat er auch seinen Namen. Er weckt auch den Schiffer, wenn er in der Kajüte eingeschlafen ist, und das Schiff in Gefahr gerät. Das alles wissen die Schiffsleute recht gut, und wenn sie ihn unten im Raum oder draußen an den Planken hantieren hören, so sagen sie nur: „Hörst du? da ist er wieder!“ — Manche behaupten, nicht jedes Schiff habe so einen Kalfater, sondern es sei ein besonderes Glück, das

nur wenigen Schiffen zuteil werde. Denn die Klabaftermännchen sind die Seelen von Kindern, die tot geboren oder vor der Taufe gestorben sind. Wenn nun solche Kinder in der Heide unter einem Baum begraben werden, und von einem solchen Baum wird irgendein Stück zum Bau eines Schiffes verwendet, dann geht mit dem Holz die Seele des Kindes als Klabaftermännchen in das Schiff hinein. Und so ein Schiff soll niemals zugrunde gehen.

Der Klabaftermann auf Rügen. 1. Wenn ein Kind einen Bruchschaden bekommt, so wird ein junger Eichbaum gespalten und das Kind bei Sonnenaufgang dreimal durch den gespaltenen Baum gezogen. Dann wird der Baum wieder zusammengebunden. Wächst er nun wieder zusammen, so verwächst der Bruch. Stirbt ein solcher Mensch, so geht sein Geist in den Baum über, und wird nun der Baum nach Jahren zum Schiffsbau benutzt, so entsteht aus dem im Holze wohnenden Geist der Klabaftermann.

2. Wenn die Schiffe im Hasen liegen, kommen die Klabaftermänner zusammen und erzählen sich von ihren Fahrten. Einmal hat einer die halbe Fahrt über eine Seitenplanke, die losriß, festgehalten, damit das Wasser nicht ins Schiff floß. In einem andern Schiff brach gleich nach dem Absegeln der große Mastbaum unten ab; da hat der Klabaftermann ihn die ganze Fahrt über halten müssen.

Klabaftermännchens Rache. Auf einem Schiff, das zum Teil mit Sylter Matrosen bemannt war, hauste ein Klabaftermännchen. — Es neckte das Schiffsvolk auf alle Weise und störte sie nachts in ihrer Ruhe, blieb aber für gewöhnlich unsichtbar. Nur einmal erschien es dem Schiffszimmermann. Das war ein beherzter Mann: er griff sofort nach einem Stück Brennholz und warf damit nach dem Kobold und traf ihn so heftig, daß ihm das eine Bein zerbrach. Was geschah aber? Tags darauf brach der Zimmermann durch eine ihm unsichtbar gestellte Falle ebenfalls ein Bein und ein lautes Hohnlachen, das in dem gleichen Augenblick aus dem Schiff-

raum heraufschallte, ließ den Zimmermann und die andern erkennen daß es das Klabaftermännchen war, das sich gerächt hatte.

Ein koboldartiges Wesen ist endlich auch der in den Gruben und Schächten hausende Bergwerfgeist, der „Bergmönch“ oder das „Schachtmandl“, nur daß man ihn seiner sehr viel unheimlicheren Umgebung entsprechend in größeren und schrecklicheren Gestalten sieht. Der Bergwerfkobold pocht und hämmert wie ein Bergmann, er erscheint auch in Bergmannstracht, das Lämpchen in der Hand; er zeigt sich den Bergleuten freundlich, solange sie es verdienen, weist ihnen die Stellen, wo die besten Erze lagern, oder führt sie zum Schacht zurück, wenn sie sich im Dunkeln verirrt haben; Spötter und Frevler aber haben sich vor ihm in acht zu nehmen, sonst dreht er ihnen in seinem Zorn einmal den Hals um oder zerquetscht ihnen den Kopf zwischen seinen spinnendürren Beinen.

Der Bergmönch im Harz. 1. In den Harzbergwerken um Claustal und Andreasberg hat sich sonst ein Geist sehen lassen, den nannte man den Bergmönch. Er hat sich wie ein Mönch getragen, ist aber von riesiger Größe gewesen und hat stets ein großes Insektlicht (Unschlittlicht) in der Hand gehabt, das nie verlösch. Wenn die Bergleute des Morgens eingefahren sind, hat er mit seinem Licht über dem Fahrloch gestanden und sie unter sich durchfahren lassen, aber auch in den Schächten sind sie ihm oft begegnet, und zwar ist er da wie ein Geschworener (Aufseher) einhergefahren.

2. Der Bergmönch ist früher ein Bergmeister gewesen. Der hat solche Freude am Bergbau gehabt, daß er im Tod den lieben Gott gebeten hat, er möge ihm statt der seligen Ruhe im Himmel lieber die Erlaubnis geben, bis auf den jüngsten Tag in Berg und Tal und Grube und Schacht umherzufahren und den Bergbau zu beaufsichtigen. Diese Bitte ist ihm gewährt. Er erscheint den Menschen in der Kleidung eines Bergmeisters mit einem silbernen Grubenlicht. Wenn er aber böse ist, oder wo er sich unbeachtet glaubt, er-

scheint er in seiner wahren Gestalt: dann ist er riesengroß und gekleidet wie ein Geschworener; seine Augen sprühen Flammen und sind wie Rutschenräder, sein silbernes Grubenlicht ist so groß wie ein Scheffel und die Flamme dementsprechend groß und hell, seine Beine sind wie Spinnengewebe. Wenn ein Bergmann seine Pflicht nicht tut, gibt er ihm den Rest. — Er tritt manchmal plötzlich aus dem festen Gestein heraus in die Gruben und das feste Gestein tut sich vor ihm auf; und wenn er drinnen ist, schließt es sich hinter ihm so fest, daß keine Spur bleibt.

Bergmännchen in Westfalen. In alten Zeiten hat man in den Gruben oft die Bergmännchen gehört. Sie pflegten dann gewöhnlich durch ihr Klopfen anzugeben, wo reiche Erze standen. Das Pfeifen in den Gruben konnten sie aber nicht vertragen. — Ein Bergmann im Siegenschen hat einmal mit einem solchen Bergmännchen einen Pakt gemacht, daß es ihm eine Brücke über die Wasser im Stollen bauen solle. Das hat es auch getan und er ist so zu den besten Erzen gelangt und hat viel mehr verdient, als er gebraucht hat. Eines Tages aber hat er sich einsfallen lassen zu pfeifen; und augenblicklich ist der ganze Bau zusammengestürzt und er ist kaum mit dem Leben davongekommen.

Das Schachtmandl im Talstollen. Zwei Stunden ob dem Schmelzwerke Brixlegg ist das Bergwerk Talstollen am Tierberg. Darin wohnte ein Schachtmandl; das erschreckte die Knappen gern, indem es sich ihnen entweder mit feurigen Augen und ganz grün zeigte oder ganz feurig, und Grimassen schnitt oder einem ins Ohr gellte. So erschien es einst, als ein gewisser Ambros Venz und ein anderer Knappe an einer engen Stollenstelle nebeneinander vorbeifahren mußten, und plärrte so, daß sie übereinander purzelten und für tot weggetragen wurden. Ein andermal bekam Venz über die Erscheinung das ganze Gesicht voll Flehen und wurde krank und siechte dahin. — Am schlimmsten trieb es der Kobold des Nachts.

7. Die wilden Waldleute

In den Sagen vom Alabautermann hieß es, die Seele eines Kindes könne unter gewissen Bedingungen in einen Baum übergehen: solange der Baum nun wächst und blüht, lebt sie in ihm; wird er gefällt, so bleibt sie in seinem Holze wohnen. Diese auf den ersten Blick befremdliche Vorstellung gehört in den großen Mythenkreis von den Geistern der Bäume und des Waldes und findet in ihm viele Entsprechungen. Wie das Haus und das Bergwerk, so erscheint dem kindlich beobachtenden Menschen auch der Wald mit seinem lebendigen Rauschen und Brausen, seinem Anarren und Ächzen, mit seinen flüchtigen Sonnenlichtern und seiner nächtlichen Finsternis, von geisterhaften Wesen belebt, die in den Bäumen wohnen und all das Unheimliche bewirken, was dem einsamen Holzschläger und Wanderer im Wald begegnet. Das Verhältnis dieser Baumgeister zu den Menschenseelen ist nicht immer so klar wie beim Alabautermann; man weiß oft nicht recht, was eigentlich die Meinung ist: wohnt der Geist, nur eine Zeitlang und gewissermaßen zufällig, im Baum wie in einem Hause, oder hat auch der Baum seine eigene Seele, durch die er lebt und empfindet wie ein Mensch?

Wie die Geister des Waldes den Baumfrevler schreckten. In einer Winternacht, um ein Uhr, ging ein Mann von Schlossau in Baden in den fürstlichen Wald des Rotenbergs und wollte sich einen Stamm zu Fackeln holen. Eben setzte er die Axt an eine junge Buche, als plötzlich um ihn her ein so fürchterliches Jagdgetöse ausbrach, daß er erschrocken innehielt und umher schaute. Nichts war zu sehen; allmählich entfernte sich der Lärm und verhallte. Nun wollte der Mann zum zweitenmal zuhauen, aber da toste es wieder und erschreckte ihn; und zum drittenmal ging es ganz ebenso. Da merkte er endlich, daß er den Frevel unterlassen sollte und ging schnell nach Hause.

Die Stimme aus dem Baum. Aus einem Kirschbäumchen, das bei der Barbarakirche bei Langensteinbach in Baden stand, wollte sich ein Bauer eine Flegelrute machen; aber als er den ersten Schnitt tat, rief es: „Au weh!“ und ebenso beim zweiten. Da machte sich der Bauer, der weit und breit niemanden sah, mit Grauen davon. Als er am folgenden Tage wieder nach dem Bäumchen schaute, war es verschwunden.

Der Baumgeist als Kobold. Einmal ging ein Mann vom Holzgau im Algäu in einen Wald, um Holz zu hauen. Als er einen Baum gefällt hatte, hörte er es weinen, ohne daß er etwas sehen konnte, und eine Stimme rief: „Du hast mir meine Wohnung genommen.“ Da sagte der Mann: „Dann kannst du in meinem Hause unter der Stiege wohnen; aber du darfst mir keinen Schaden tun!“ Als der Mann abends heim kam, lief ihm sein Weib schon entgegen und meldete ihm, es sei ein Unfug im Hause: Schüsseln und Teller würden hin und her und herausgeworfen. Der Mann sagte, das mache nichts, er werde schon Ruhe schaffen. Da ging er hin und schlug den Raum unter der Stiege mit Brettern zu. Seit der Zeit war Ruhe, und vom Geist war weiter nichts zu sehen oder zu hören.

Der Irrfled. Vom Streitberg im Striegauer Kreise in Schlesien erzählte man früher, es sei dort im Walde ein Fled, von dem man nicht mehr weg finde. Einmal war ein Junge dorthin geraten. Dem wurde totenangst und er schrie ganz erbärmlich, weil er nicht heraus konnte. Da schrie ihm eine Stimme zu: „Schieß doch nen Purzelbock!“ und der Junge tat das und kam nun gleich hinaus von dem Fled.

Das Hojemännl. Vor kurzem sahen einige kleine Buben von Stoffen am Lech auf dem Heimweg gegen Abend ganz nah bei ihnen ein buttawinzigs Bübl, grün angetan, springend und lustig johlend. Allweg Purzelbaum schlagend verschwand es mit den Blättern, die der Wind dem Wald zugelauberlt. Ganz ver-

hofft, aber mehr erfreut als erschreckt liefen sie die Rissen hinauf, wo sie den Bihlinger Hüter trafen, dem erzählten sie hastig, was sie gesehen hatten. Aber er sagte ruhig: „O das war ein Hojemännl, die tun niemand etwas zuleide. Ich hab schon viele gesehen.“

Diese Geister der Bäume und des Waldes sind hauptsächlich im Gebiet der mitteldeutschen Waldgebirge und in den Alpen zu fester umrissenen selbständigen Gestalten geworden. — Die meist weiblich gedachten Holz- und Moosleute Mitteldeutschlands haben wir auf ihrer Flucht vor dem wilden Jäger schon kennen gelernt. Sie sind ein kleines zierliches Volk, das für gewöhnlich tief im Wald ein verborgenes Leben führt und dem Menschen nur selten begegnet. Ihr Aussehn ist, wie es das ungewisse Dämmerlicht des Wälderdidichts schuf: grün und grau; ihr Gesicht ist mit Moos bedeckt. „Sie waschen es mit dem Tau, der sich am Morgen in den Frauenmäntelchen findet; den Leib ziehen sie durch den Tau der Wiese. Mit Wollmoos trocknen sie sich ab, oder mit alten Fegen, die ihnen die Leute schenken.“ Ihr Kleid ist aus grünem Moos oder aus dem grauen Baumbart, den sie auf kunstreiche Art von den Zweigen der alten Tannen herunterzuspinnen verstehen. Dieser Baumbart ist auch das wunderbare, nimmer endende Garn, an dem sie stricken, und das sie in manchen Sagen ihren Wohltätern schenken.

Das Holzweiblein. Der Fischmag zu Naab in der Oberpfalz arbeitete einst im Felde, nahe am Wald. Da fing er ein Holzweiblein, das war so groß wie ein Mädchen von fünf Jahren; ihre Kleidchen waren von Mais (Baummoos), welches sie von den Bäumen weg mit einer Spindel spinnen. Sie war sehr zart und bleich von Angesicht und hüpfte wunderschnell von einem Baum zum andern, wie ein Eichkätzchen.

Strickende Holzweibel. 1. Von einem Ruhmädel bei Reichenfels in Thüringen fiel es auf, daß sie immer so viel Brot

mit in den Wald nahm und daß sie bei ihrer Rückkunft immer so viel gestrickt hatte. Da entdeckte mans: sie gab einem Holzweibel von ihrem Brot und dieses strickte ihr dafür.

2. Noch im Jahre 1830 will ein junger Mann in der Schlee in Thüringen zwei jungen Holzweibeln begegnet sein. Soviel er in der Dämmerung hat sehen können, hatten beide ganz bemooste Gesichter und trugen Körbe von ungeschälten Weiden auf dem Rücken. Eins von ihnen strickte an einem grünlichen Strumpf. Schweigend zogen sie aneinander vorüber.

Das Wunderknäuel. Einem Mädchen, das einem Holzweibel Brot gegeben hatte, gab dieses einen Knaul Garn zum Dank und sagte ihr, sie möge den Knaul nur in ihre Lade legen, daß der Faden zum Schlüsseloch heraushänge, so könne sie davon spinnen ihr Lebelang. Der Knaul nahm wirklich nicht ab, soviel auch schon davon gesponnen war. Als das Mädchen aber einmal einer Freundin davon erzählte und ihr erlaubte, auch davon zu spinnen, da hatten sie gleich das Ende in der Hand. (Voigtland.)

Das Leben der Waldleute ist eng mit dem Leben des Waldes und seiner Bäume verbunden. Wenn jemand einen jungen Baum auf dem Stamme driebt, d. h. ihn solange herumdreht, bis die Rinde abspringt, also ihn tötet, so muß jedesmal ein Waldweiblein sterben, sagt man. Darum ist auch das ausdrückliche Verbot eines derartigen Baumfrevels ein wichtiger Bestandteil der guten Lehren, die das Thüringer Waldweibchen den Menschen gibt.

Der Spruch des Waldweibchens. In einem Bauernhause zu Wilhelmsdorf hatte sich ein Waldweibchen eingetan, das war fleißig und leistete in der Wirtschaft mehr als die beste Magd. Abends nach der Arbeit saß es immer auf seinem Platz hinterm Ofen und gab von da aus den Leuten gute Lehren und Ratschläge. So sagte es z. B. öfters:

Pip kein Brot,*
 Schäl keinen Baum,
 Erzähl keinen Traum,
 Bad keinen Kümmel ins Brot,**
 So hilft Dir Gott in aller Not.

Aber neben seinen Diensten tat es auch allerlei, was der Bäurin zuwider war; es holte sich die Klöße aus dem Topf und das Brot aus dem Ofen und alles Schelten und Zanken half da nichts. Da meinte die Bäurin zuletzt, sie wollte dem Waldweiblein einmal einen rechten Possen spielen, buk Kümmel in die Brote und pipte sie recht vom ersten an bis zur vollen Mandel fort. Sie hätte es lieber bleiben lassen sollen. Denn sobald nun das Waldweiblein von dem neuen Brote gekostet hatte, wurde es zornig und lief aus dem Hause fort, zurück in den Wald, und schrie dabei:

Sie haben mir gebaden Kümmelbrot,
 Das bringt diesem Hause lauter Not!

Die Familie ist nachher auch bald ganz arm geworden.

Da die Holzweiblein tagaus, tagein im Walde leben, so kennen sie alle Kräuter und Blumen in ihm besser als irgendein Mensch. Für alle Krankheiten wissen sie die Heilmittel und haben schon manches mitleidig an die Menschen verraten; doch haben sie auch noch ihre Geheimnisse, die sie niemandem mitteilen und über deren Wahrung sie eifersüchtig wachen.

Die Blume K i m m e r w e h. In Königstein in der Oberpfalz war eine Tagelöhnersfrau schwanger und auf freiem Felde der Entbindung nahe. Da schrie sie vor Angst und Schmerzen. Das hörte ein Waldfräulein und kam und reichte ihr eine schöne blaue Blume, die mußte sie geschwind essen. Da war Angst und

* „Pipen“, das Einzeichnen der Brote mit den Fingerspitzen vorm Einschieben in den Ofen.

** Stark riechende Kräuter: Thymian, Dill, Kümmel, Lauch und Baldrian, vertreiben Geister und Hexen.

Schmerz gleich vorbei und die Schwangere rief freudig: „Nimmer weh!“ und hat auch sogleich glücklich entbunden. Seitdem heißt die Blume „Nimmerweh“.

Ein Mittel gegen die Pest. Als einst in Staffelbach in Oberfranken und in der dortigen Gegend die Pest regierte, kamen die Holzfräulein aus dem Walde und riefen den Leuten zu:

Eßt Bimellen und Baldrian,
So geht euch die Pest nicht an!

und als die Leute den Rat befolgten, ist die Pest vergangen.

Das Geheimnis der Waldleute. 1. Die beiden Wildweibchen beim Rodenstein haben allerlei prophezeit und besonders mehrmals gesagt: „Wenn die Bauern wüßten, zu was die wilden weißen Haiden und die wilden weißen Selben (Salbei) gut sind, dann könnten sie mit silbernen Karsten haden.“ Einmal wurde eins von den Bauern gefangen, da rief ihm das andere nach: „Sag alles, sag alles, nur nicht, wozu die wilden weißen Haiden und die wilden weißen Selben gut sind!“

2. Der Wirt von Moderwitz im Orlagau hütete einmal in der Nähe eines Gehölzes seine Herde. Während er sein Frühstück aß, kommt ein Moosweibchen zu ihm und bittet ihn um etwas Brot. Der Hirt sagt: „Wenn du mir ein Mittel für kranke Schafe lehren willst, sollst du Brot bekommen.“ Bereitwillig teilte ihm das Moosweibchen eine Menge Heilmittel für krankes Schafvieh mit. Als der Hirt genug gehört zu haben glaubte, sagte er: „Nun ist's gut; deine Heilmittel kenne ich. Sieh du nun zu, wer dir das Brot gibt.“ Da fing das Moosweibchen laut zu lachen an und lief nach dem Gehölz zu und rief: „Das Beste weißt du doch nicht; was gegen den Bettel hilft!“ — Wenige Tage nachher erkrankten die sämtlichen Schafe des Hirten am Bettel und starben.

Was sonst noch von dem kleinen Volk des Waldes erzählt wird: sie flüchten vor dem wilden Jäger und nur das Kreuz-

zeichen schützt sie vor seiner Wut, sie schenken unscheinbare Dinge, die nachher zu Gold werden, sie dienen den Menschen, bis das Kleidergeschenk sie vertreibt — das kennen wir entweder schon, oder es sind einfache Parallelen zu den Zwergensagen:

Der wilde Jäger und das Holzweibchen. Als einst in Breitenfeld im Vogtland einer auf seinem Feld beim Eggen war, kam ein Holzweibchen zu ihm und bat, daß es sich unter seine Egge verstecken dürfe: es werde vom wilden Jäger verfolgt. Der Bauer hob die Egge auf und das Weibchen versteckte sich darunter. Bald darauf kam der wilde Jäger und fragte den Bauer, ob er das Holzweibchen gesehen habe. Der Bauer sagte nein und der wilde Jäger zog ab. Als dann das Holzweibchen wieder unter der Egge hervorkam, steckte es dem Bauer die Taschen voll Birkenlaub, das wurde nachher zu lauter Gold.*

Waldweibleins Wiege. Auf dem Hungersberg bei Wilhelmsdorf im Vogtland hörte einmal eine Holzleserin etwas wimmern. Sie ging den Tönen nach und fand ein niedliches kleines Kind, das lag in einer Baumrinde. Sie glaubte, die Mutter des Kindes sei gleich ihr im Walde und reichte ihm die Brust, denn sie hatte selbst einen Säugling daheim. Es war aber das Kind eines Waldweibleins und das kam darüber herzu und schenkte der Bäurin zum Dank die Rindenwiege. Die Bäurin meinte nun zwar, sie habe bereits Holz genug gelesen, doch brach sie sich ein Stück von der Rinde ab, warfs auf das übrige und ging heim. Aber nachher hat sichs am mitgenommenen Stück gezeigt: die Wiege des Waldweibleins war aus purem Golde gewesen.

Bestrafte Eitelkeit. Der Schaffnecht in Knau in Thüringen hatte einmal eine Liebschaft mit einem Holzweibl und dabei stand sich niemand besser als seine Herde; denn das Holzweibl schüttete der ganzen Herde aus seiner Schürze das Futter vor.

* Die Egge schützt das Holzweibchen vor dem wilden Jäger, weil ihre Stäbe kreuzweis übereinander gehn.

Da ließ der Bauer seiner Geliebten aus Eitelkeit einen neuen Rock machen und — weg war sie. „Schämst du dich meiner, schäm ich mich deiner,“ sagte sie.

Die beiden letzten Sagen endlich, die von Redereien und Handgreiflichkeiten zwischen Menschen und Waldleuten erzählen, zeigen den Charakter der im Grunde gutmütigen Waldleute noch einmal im rechten Licht. Es kommt zwar zu Drohungen, für Grausamkeiten aber, wie wir sie aus den Zwergensagen kennen, ist in den Sagen von den Holzmännlein und Holzweiblein nicht der rechte Platz.

Das geschlagene Holzweibel. Allerlei Mutwillen verüben die Holzweibel, besonders beim Heumachen. Da war eins auf der Talwiese beim Buchaer Galgenbuschholz im Delagau, das zerstörte dem Bauern immer wieder lachend die Heuschober, wenn sie eben fertig waren, und wollte trotz aller Ermahnung nicht davon ablassen. Endlich versetzte ihm der Bauer ärgerlich eins mit dem Rechenstiel. Da schrie das Holzweibel laut auf und aus dem Walde kam das Waldmännchen angelaufen und fragte zornig: „Was hast du mit meiner Frau?“ Der Bauer zeigte den umgestürzten Heuschober und erzählte alles, wie es gewesen war. Da sagte das Männchen zu dem Holzweibel:

Wie du getan,
Nimm den Lohn.
Hätt er dich umsonst geschla'n,
Wärs um ihn geschehn.

Das erschrockene Wichtel. Eine Bauersfrau aus Gössitz a. d. Saale war eben daran, auf ihrer Holzwiese im Schlingengrund den letzten Heuschober auszubreiten; da sah sie zu ihrem Schrecken oben auf dem Schober ein ganz kleines Männchen sitzen, das war nicht größer als eine aufrecht sitzende Katze. Es wandte ihr den Rücken zu. Die Frau wagte nicht, das Männchen anzureden, sondern zupfte vorsichtig von hinten mit dem Rechen etwas Heu

unten vom Schober weg, und immer mehr, und solange, bis der ganze Schober endlich zusammenbrach und das Männchen mit einem Schrei herunterpurzelte. Da kam aus dem Schwarzholz ein ganzer Haufe von eben solchen Männchen herausgelaufen, die fragten mit drohender Gebärde:

Sag an, sag an,
Edele, hat er dir was getan?

Das Wichtel aber krappelte sich mühsam aus dem Heuhaufen hervor und schaute verwundert den eingestürzten Haufen an. Dann schüttelte es den Kopf und sagte:

Ei, ei!
Das Ding fiel nur so ein,
Ich purzelte hintendrein,
Da möchte eins nicht schrein.
Ei, ei!
Das ist mir lieb,
Daß ich nicht drunter stecken blieb.

Und dann lief er, was er nur laufen konnte, mit seinen Kameraden in den Wald hinein, ohne auf die Bauersfrau weiter zu achten.

Diese harmlose Gutmütigkeit der kleinen Waldbewohner entspricht so recht dem freundlichen Charakter des deutschen Mittelgebirges mit seinen sanftwelligen Waldhügeln, deren Wälder bis in ihre Tiefen durchforstet und gelichtet und damit ihrer Unheimlichkeit entkleidet sind. In früheren Jahrhunderten, als diese Wälder noch mehr Schrecken in sich bargen, mag auch der Charakter ihrer mythischen Bewohner noch anders gewesen sein; doch hat sich von diesen älteren Erinnerungen in Mitteldeutschland nur ganz wenig erhalten. So schwankt z. B. in hessischen Sagen die Vorstellung von den wilden Leuten im Bernhardswald am linken Kinzigufer seltsam zwischen Riesengröße und Zwergenkleinheit; es heißt von ihnen: „Am vergnügtesten sind die wilden Männer, wenn der

Sturmwind tobt und der Blitz aus den Wolken fährt; dann gehen sie hoch oben über die Berge und rütteln an den Wipfeln der Bäume. Aber sie freuen sich auch, wenn die Aronspflanze gedeihlich emporwächst und wenn sie zwischen den Schachtelhalmen dahergehen können. Ihre großen schönen Frauen steigen in den Mondnächten auf in die Lüfte, ihre Kinder sind so groß wie der größte Mann. Sie lehren die Menschen Heilkräuter kennen, aber böse Menschen werden von ihnen zuweilen mit Ohrfeigen begrüßt.“

Dagegen sind die wilden Wälder des Hochgebirges mit ihrer meilenweiten unberührten Einsamkeit, mit ihren modernden Riesenstämmen und wildgetürmten Felsenrümern, über die sich die trügerische Moosdecke breitet, und die im Frühjahr mit den Wildwassern zu Tal fahren, noch heute die rechte Heimat für ein Geschlecht riesiger Unholde. Besonders in den entlegenen Tälern Tirols hat sich die Erinnerung an die wilden Männer erhalten, die „so groß waren wie Riesen und ganz mit zottigen Haaren überwachsen“, und die einen ausgerissenen Baum als Wanderstab auf den Weg mitnahmen, ganz wie es die Wappen mancher Geschlechter und mancher Stadt noch heute zeigen. Noch unheimlicher fast in ihrer unberührten Wildheit werden ihre Frauen, die *Fanggen*, geschildert:

Die *Fanggen* in Tirol. Die *Fanggen* sind riesengroß und am ganzen Körper behaart oder besser geborstet; ihr Gesicht ist verzerrt: der Mund reicht von einem Ohr bis zum andern. Ihr schwarzes Haar hängt voll Baumbart; ihre Stimme ist wie die eines Mannes, rauh und ungefüge. Sie sind in Felle und Baumrinde gekleidet. Sie sind alleweil hungrig, absonderlich nach dem Fleisch der Menschenkinder, die holen sie sich, wie es nur gehen will. Darum dürfen die Kinder am Abend nicht über die Türschwelle. — Im Wald zwischen Nassereit und Stra hauste eine *Fangg*, die war so groß wie ein mittlerer Baum. Sie lauerte stets auf Menschen, und wenn sie kleine Buben zu fassen bekam,

so schnupfte sie sie in ihre Nase wie Doppelmops oder Saint-Omer, oder sie rieb sie an alten, dürrer Bäumen, bis sie zu Staub geraspelt waren.

Neben diesen graufigen Ungestalten sind aber gerade in den Wäldern Tirols auch die „seligen Fräulein“ oder „Saligen“ zu Hause, die, zwar von stattlichem Wuchs, aber durchaus menschlich gebildet, die Frauen der Bauern an Schönheit und Liebreiz weit übertreffen. Ihre langen schwarzen Haare werden in vielen Sagen gepriesen. Sie kommen aus ihren Wäldern ins Dorf hinunter und verdingen sich dort als Mägde und bringen dem Hof, der sie beherbergt, Glück und Gedeihen. — In der Schweiz nähern sich die Waldbewohner, die „Waldfänken“, „Fänkenmannli“ oder „Wildmannli“ wieder mehr den Zwergen, nur die Riesenkraft haben sie noch mit ihren Tiroler Namensvettern gemeinsam; immerhin ist der Ton ihrer Sagen noch wilder oder zum mindesten herber als der in den mitteldeutschen Sagen der Holz- und Moosleute.

Die geheimnisvolle Todesbotschaft. Zwischen Landed und Ladis am rechten Ufer des Inn liegt der berühmte Fanggen-Urwald im Urgental. Ein Hirt von der Fisseralm suchte einmal dort ein verlorenes Stück Vieh und fand dabei ein ganz behaartes Kind, ein Madl. Er nahm es mit heim und zog es auf und nahm es später zur Magd. Es lernte zwar sprechen, wollte aber nie etwas von religiösen Dingen hören und war am liebsten im Wald. — Einmal gingen zwei Männer von Urger am Fanggenwalde hin. Da hörten sie aus dem Tannenwald eine rauhe und gebieterische Stimme: „Saget der Stuzfärche (Föhre), die Rohrinde sei gefällt und tot!“ Die Männer staunten und wußten sich die Worte nicht zu deuten, aber sie liefen schnell nach Hause. Einer von ihnen war ein Freund von dem Bauern, bei dem das gefundene Mädchen diente, der erzählte es seinem Freund, und zwar so laut, daß es das Mädchen in der Kammer nebenan hören

konnte. Da fängt sie an zu schreien und zu heulen und zu jammern und läuft eilig der Urgenwildnis zu und ist nie mehr gesehen worden. Man hatte damals gerade einige Urbäume zum Straßenbau gefällt und will den Tod der Rohrinde mit dem Baum in Verbindung bringen. Später wurde der Wald gänzlich niedergehauen und damit waren alle Fangginnen verschwunden.

Die wilden Lütli bei Lünen. Im sogenannten Glassauer Walde in Graubünden waren seinerzeit auch viele wilde Lütli, die hatten aber mit den Bauern keinen Verkehr, sondern taten ihnen Schaden, wo sie nur konnten. Einmal war ein Mann von Pagig im Glassauer Wald, um für einen Zaun Latten zu spalten. Da kam bald ein neugieriges Holzmueterli herangeschlichen, um zu sehen, was es gäbe. Der Pagiger merkte es wohl, ließ sich aber in seiner Arbeit nicht stören. Das Weiblein lachte und höhnte ihn aus, aber der Mann ließ sie ruhig gewähren; bis er wieder daran war, eine neue Latte zu spalten. Da rief er sie herbei, daß sie ihm die Latte auseinander halte. Sie tat das auch; aber nun zog der Bauer den Keil heraus und klemmte sie so ein. Da stieß sie ein solches Geschrei aus, daß alle Fänggen im Glassauer Wald und im Glassauer Tobel herbeiliefen und den Bauern verfolgten. Und sie hatten ihn beinahe erreicht, da läutete es in St. Peter zu Mittag und auf das hin eilten die Fänggen wütend in den Wald zurück, denn das Glodengeläute können sie nicht vertragen.

Saltton. Ein Bauer von Arzl im Oberinntal ging einmal in den Wald, um Kienholz zu machen. Dabei fand er einen so harten Zundernstock, daß es ihm viele Mühe machte, ihn zu klieben. Während er nun bei dieser Arbeit war, kam eine Fangga daher und fragte ihn: „Wie heißt du?“ Da sagte er: Saltton.* Da freute sich die Fangga und sagte: „Jetzt bekomm ich einmal Menschenfleisch; das soll mir schmecken!“ Der Bauer war aber ein pfeffiger Kauz und sagte: „Du wirst mich doch nicht roh fressen?“

* Selbtan

Wenn das Fleisch schmecken soll, muß es gebraten sein!“ Da fragte die Fanga: „Wie geht denn das?“ Und der Bauer sagte: „Du mußt du zuerst diesen Zunderstamm klieben und dann ihn anzünden und dann kannst mich am Feuer braten. Fahr nur nein mit deinen starken Händen und rei den Stoc auseinander!“ Da griff die Fanga in den Spalt und der Bauer zog den Keil heraus, da war sie eingeklemmt und fing an zu schreien und um Hilfe zu rufen. Da kam der Waldmann so herabgetmmelt, daß der Ort noch heute Timmels heißt, und rief: „Wer hat dir ein Leides getan?“ Da antwortete die Fanga: „Saltton!“ Als der Waldmann das hörte, wurde er unwillig und rief: „Salt ton, salt g'litten“ und lief weg und ließ die Fanga in der Klemme. So kam der Bauer mit heiler Haut nach Hause, aber er wagte sich nie wieder so hoch in den Wald hinauf.

Von den Fanggen und Saligen Tirols wird mancherlei erzählt, was wir schon von den Seelensagen her kennen: sie rauben Wöchnerinnen und Kinder, sie hden auf wie der Alp und gehen mit den Menschen eine Ehe ein, die in ihrem jähen Abschluß an die Mhrtenehen erinnert: ein Schlag, ein Scheltwort, die Nennung ihres Namens oder auch die bloße Frage nach ihrer Herkunft vertreibt sie. Handelt es sich jedoch nicht um eine richtige Ehe, sondern nur um eine Liebshaft mit einem schon verheirateten Bauern, so macht meistens das Dazwischentreten der Bäurin dem Sagenenerlebnis ein plötzliches Ende.

Die Wöchnerin. In Patznaun hatte sich eine Bäurin nach dem Wochenbett auf den Weg zur Kirche gemacht, um sich dort vorsegnen zu lassen. Weil sie aber nichts Geweihtes am Leibe trug und auch gegen allen Brauch keine Begleitung mitgenommen hatte, wurde sie von einer Fanga aufgegriffen und entfhrt, oder wie die meisten sagen: zerrissen. Inzwischen war ihr kleines Töchterlein in die Küche gegangen, um Wasser zu trinken. Da kam es

auf einmal in die Wohnstube gelaufen und rief: „Vater! komm doch in die Küche und sieh, was für einen großen Bart heut die Mutter hat!“ Der Vater ging in die Küche, da sah er statt der Mutter ein häßliches Weibsbild mit struppigem Bart, eine leibhaftige Fangga beim Herde sitzen; die blickte ihn stier an. Aber dann stand sie auf und schritt eilends durch den Hausgang bei der Tür hinaus und verschwand. Alles Suchen nach der Bäurin war vergebens; man hat nie mehr eine Spur von ihr gefunden.

Der Knabe bei den wilden Frauen. Die wilden Frauen im Untersberg haben einmal bei der Kugelmühle einen Knaben mitgenommen, der draußen das Vieh hütete. Diesen Knaben sahen die Holzknechte übers Jahr in einem grünen Kleid auf einem Baumstod am Berge sitzen. Am andern Tag nahmen sie seine Eltern mit und wollten ihn suchen; aber sie gingen alle umsonst: der Knabe kam nicht mehr zum Vorschein.

Die wilden Fräulein in Martell. 1. Wenn die Bauern von Martell am Ortler im Winter mit ihrem Schlitten ums Heu auf die Bergwiesen fahren, merkten sie oft, wie plötzlich ihr Schlitten ganz schwer wurde. Dann setzten sich nämlich immer die wilden Fräulein darauf und ließen sich von ihnen fahren. Und wenn die Bauern sie nicht verjagten, setzten sich immer mehr drauf, bis endlich der Schlitten gar nimmer weiter wollte. Sie zu verjagen, war aber gar nicht leicht. Umschauen und Schelten und Brummen half nichts; denn dann liefen sie vielleicht im ersten Schreck davon, aber im nächsten Augenblick waren sie schon wieder da und saßen auf dem Schlitten. Aber wenn der Bauer dann einen Baumast nahm und mit dem nach rückwärts über den Schlitten schlug, so blieben sie ein wenig länger aus. Nach einer Weile kehrten sie freilich auch dann alle wieder um und setzten sich wieder auf den Schlitten, und dann mußte der Bauer wieder seinen Ast nehmen. Gewöhnlich tat man das aber nur, wenn man den Schlitten wirklich nimmer anders weiterbrachte. Solange nur zwei oder

drei drauf saßen, machte man sich nichts daraus und zog sie geduldig fort. Denn die Bauern meinten, an den wilden Fräulein eine gute Gesellschaft zu haben.

2. Eine solche wilde Frau war einmal mit einem Bauern vermählt, der schon von einer ersten Frau mehrere Kinder hatte. Sie verschwieg aber ihren Namen und nicht einmal ihr Mann erfuhr, wie sie hieß. Aber einmal, als sie gerade ihre Kinder kämmt, ging da ein anderes wildes Fräulein vorbei. Die sah ihr eine Weile zu und sagte dann in wehmütigem Ton:

O meine liebe Gertraud,
Wie fressen die Würmer dein Kraut!

Da hatten die Leute, die dabei waren, ihren Namen gehört und darum verschwand sie und kam von da an nur alle Sonn- und Feiertage, um die Kinder zu kämmen.

Saligen-Ehe. 1. Auf dem Oberkofler Hof im Ultental hatte ein Bauer eine Salige ins Haus und zur Ehe genommen. Sie hatte ihm dreizehn Kinder geboren, aber ihm gleich anfangs verboten, sie je zu fragen, woher sie stamme. Fast waren die zwei nun schon mitsammen alt geworden, da plagte den Bauern doch endlich die Neugier und er fragte sie halb im Scherz, wo sie denn her sei — ob sie aus dem Kindleinsbrunnen stamme? Da rief die Saligfrau unter Tränen:

Fragst du,
So klagst du!

Und in wenigen Augenblicken war sie fort und mit ihr all die dreizehn Kinder; und keins von ihnen ist je zum Bauern zurückgekommen.

2. Ganz zu hinterst im Kalsertal an einem steilen Abhang des Großglockners liegt das Bauernhaus „zur Spöttling“. In dem hatten sie ein Mädchen als Dirn, die war schön und groß und stark und war auch sehr fleißig und geschickt zu allen Arbeiten und immer lustig und guter Dinge; aber niemand wußte, wer sie war oder woher sie kam. Dem Bauern, der noch keine Frau hatte,

gefiel die fleißige Dirn so gut, daß er sie zuletzt heiraten wollte. Sie sagte aber, da müsse sie eine Bedingung machen: er dürfe sie nämlich nie schlagen, zum mindesten nicht mit der geballten Faust. Der Bauer meinte, das werde er schon nicht tun, und so kam die Heirat zustande. Sie bekamen auch zwei Kinder, zwei Mädchen. Aber eines Abends ging der Bauer etwas benebelt vom Wirtshaus heim und dachte darüber nach, was denn wohl geschehen würde, wenn er sein Weib schlug. Und als er nach Hause kam, wollte er Streit mit ihr anfangen; und weil sie ihm auszuweichen suchte, wurde er zornig und gab ihr einen derben Schlag mit der Faust in den Rücken. Da hüllte sie ihr Gesicht in die Schürze und ging fort. Als der Bauer des andern Tags seinen Rausch ausgeschlafen hatte, suchte er sie überall und fand sie nirgends. — Am nächsten Samstag aber, als man schon Feierabend machte, gingen die beiden Töchterlein, die erst vier bis fünf Jahre alt waren, in den nahen Wald hinaus. Am Abend kamen sie wieder zurück und waren sauber gewaschen und gekämmt und ihre Haare in Zöpfe geflochten. Als man sie fragte, wer sie denn gewaschen und gezopft habe, sagten sie: die Mutter, draußen im Walde. Und so geschah es alle Samstage, bis die Kinder erwachsen waren und sich selber waschen und zopfen konnten. Der Bauer aber bekam seitdem das Stottern, und das ging auf alle späteren Besitzer des Hauses über. Die Frau ist sicher eine Salige gewesen.

Die schönen Haare. Ein Bauer unweit Ampfelwang in Oberösterreich sah, wenn er abends vom Felde heimging, öfters eine schöne Frau durch die Wiesen wandern. Da schlich er ihr einmal neugierig nach und sah, wo sie schlafen ging; und sie war mit ihren langen Haaren so wunderschön, daß er sich in sie verliebte. Und bald gewöhnte er sich daran, des Nachts, wenn alles schlief, heimlich aus seinem Hause zu schleichen und die schöne Frau zu besuchen. Sie fragte ihn zwar öfters, ob er denn nicht verheiratet sei, aber der Bauer sagte immer nein. Zuletzt merkte aber auch die

Bäurin, daß er jede Nacht fortging; da schlich sie ihm heimlich nach und traf ihn in den Armen der Bergfrau. Aber sie war eine gutmütige Seele und sagte nur: „Ei du mein Gott; er hat sich halt in ihre schönen Haare verliebt!“ — Da schalt ihn die Bergfrau, daß er sie und sein eheliches Weib betrogen habe, und sagte weiter, wenn die Bäurin zornig geworden wäre, so hätte sie ihn zerreißen müssen. So aber gab sie ihm einen Schuh voll Dukaten: er möge damit gut wirtschaften und fortan seinem Weibe treu bleiben.

Als Herrinnen der Bergwälder und der steilen Felsgebirge haben die Fanggen und Saligen das Wild der Berge, die Gemsen, in ihrer Hut; sie halten sie wohl gar wie Haustiere in unterirdischen Ställen und treten darum Jägern und Wilderern drohend in den Weg. Wie ihre mitteldeutschen Verwandten sind endlich die Saligen, Fänken und Wildmannli auch im Besitz geheimer Kenntnisse und Künste: sie kennen das Mittel gegen die Pest, sie wissen das Wetter voraus und können aus dem unbrauchbaren Milchrest, der beim Käsen übrig bleibt, Gold machen. Aber nur selten und nur ihren Lieblingen teilen sie von diesen Künsten mit; gewöhnlich muß man sie ihnen mit List entlocken. Versucht man das jedoch, so setzen sie gerne List gegen List und verkünden ihren Bedrängern mit tiefsinniger Miene irgendeine nutzlose Weisheit.

Der Gemsenjäger. Auf die Sennhütte „Seßladtal“ bei Pagnanun kam einmal ein Jäger, müde von der Jagd, spät abends und blieb da über Nacht. Die Gemse, die er geschossen hatte, legte er auf das Dach, damit sie frisch blieb, und dann machte er sich drinnen ein Feuer auf. Er saß aber noch nicht lange daran, da hörte er draußen eine weibliche Stimme jammern: „Ach unsere Kuh, da liegt sie! Unsere Kuh ist tot!“ und dann kam eine Weibsperson zu ihm in die Hütte, die war weiß gekleidet, aber sie sah wild und schrecklich aus. Sie sagte zu ihm: „Du hast uns eine Kuh

getötet; dafür will ich dich in Stücke reißen.“ Der Jäger aber sagte trozig: „und ich erschieße dich!“ und faßte nach seinem Stutzen. Da hob das Wildfräulein die Hand und der Jäger war fest gefroren. Er fing darum an zu bitten und sagte, er habe ja gar keine Kuh geschossen. Da sagte das Wildfräulein schließlich: „Diesmal solls dir noch geschenkt sein. Aber wehe dir, wenn du uns noch einmal eine Kuh schießt! Und nun komm mit; ich will dir etwas zeigen.“ Da ging sie mit dem Jäger eine Strecke weit bergauf und dann traten sie in eine unterirdische Höhle, in der waren lauter Krippen und an den Krippen hingen Gemsen. Nur an einer Krippe war der Platz leer. Dahin zeigte das Wildfräulein und sagte: „Siehst du? Da hast du uns eine Kuh hinausgeschossen. Jetzt geh nach Hause und tu unsern Kühen nie wieder etwas zu Leide.“ — Der Jäger ging. Aber weil er ohne Jagd nicht leben konnte, ist er bald vor Gram gestorben.

Die Wetterprophetin. Die wilden Fräulein in der Gamslecke oberhalb Sölden verstanden sich vorzüglich aufs Wetter. Sie wußten voraus, ob das kommende Jahr gut oder schlecht wurde; sie sagten den Bauern auch, was sie säen sollten und wann sie die Ernte einzufechsen hätten. Einmal im Herbst, als der Roggen noch fast grün auf dem Acker stand, sagte ein Fräulein zu einem Bauern: „Schneide deinen Roggen.“ Der Bauer schnitt den Roggen und fuhr ihn in die Scheuer. Die andern Bauern lachten ihn aus und foppten ihn, so oft sie ihm begegneten. Aber ehe man es vermutet, fing es an zu schneien, so daß der Roggen auf den Feldern ganz verdarb. Da ist den Leuten ihr Foppen vergangen.

Die Kunst, lange Teuchel zu bohren. In alten Zeiten, als man noch nicht so witzig war wie heute, bohrte man die Holzteuchel* nur von der einen Seite und da wurden sie natürlich nur so lang, als der Bohrer war. Manchmal kamen dann die wilden Mannli zu den Arbeitern und lachten und sicherten, daß

* Wasserleitungsröhren aus Föhrenstämmen.

ihre Teuchel nur so kurz wären. Aber wie mans besser machen könnte, wollten sie nicht verraten. Endlich verfielen die Holzhauer und Teuchelbohrer auf eine List. Das war im Furnerwald in Graubünden; da sagte einmal ein Teuchelbohrer zu einem Fänggenmannli: „Heut sollst du mich nicht mehr auslachen; jezt weiß ich auch, wie man die Teuchel länger macht. Einer von euch hats meinem Better gesagt, von dem weiß ichs.“ Da lachte das Mannli gutmütig: „Ja gelt, du fehrst das Holz um und bohrst auch von der anderen Seite.“ Damit hatte der Teuchelbohrer den Pfiff heraus und seitdem werden die Teuchel doppelt so lang als der Bohrer.

Das Pestmittel. Als der schwarze Tod in Graubünden war und man in vielen Gemeinden keinen Platz mehr auf den Friedhöfen hatte, um die Toten zu begraben, merkte man, daß von den wilden Männlein und Weiblein gar niemand starb. Also mußten sie ein Geheimmittel gegen die Pest wissen; aber niemand konnte erfahren, was für eins, denn sie wollten es durchaus nicht sagen. Da fiel einem Manne eine List ein. Es war da ein wildes Männlein, das hütete den Bauern das Vieh und holte sich sein bißchen Essen immer von einem bestimmten Stein weg. Nun füllte der Mann ein Loch, das in dem Stein war, mit Wein und versteckte sich dann in der Nähe. Da sah er, wie das Männlein zur gewöhnlichen Stunde kam und den Wein bis auf den letzten Tropfen austrank. Nach einer kleinen Weile kam er aus seinem Versteck heraus und fragte das Männlein, was gegen die Pest gut sei. Da sagte das Männlein: „Ich weiß es wohl: Eberwürza und Bibernella; aber das säg i dir no lang nit.“ Der Mann war darüber so erfreut, daß er ganz vergaß noch nach anderem zu fragen. Das Männlein hätte ihm in diesem Zustand gewiß noch mehr verraten. Aber der Mann lief nach Hause und machte das Mittel bekannt, und darauf sind dort keine Menschen mehr an der Pest gestorben.

Ein recht guter Rat. 1. Bei Conters in Graubünden hütete einst ein Waldfänk einen ganzen Sommer lang die Ziegen des Dorfes. Jeden Morgen kam er bis nahe an die Häuser, um sie abzuholen, und jeden Abend führte er sie bis zu der gleichen Stelle und kehrte dann wieder in den Wald zurück. Ein entwurzelter Tannenbaum war sein Hirtenstab. — Die Burschen von Conters versuchten oft, ihn zu fangen, aber es wollte ihnen nie gelingen. Zulezt füllten sie ihm zwei Brunnenröge, aus denen er zu trinken pflegte, den einen mit rotem Wein, den andern mit Branntwein. Der Waldfänke kostete zuerst den roten Wein und rief: „Röteli, du verführst mi net!“ und dann trank er den Trog mit Branntwein leer. Und als er davon einen rechten Rausch bekam, knebelten sie ihn und wollten ihn nicht eher freigeben, als bis er ihnen irgendeine geheime Kunst verriete. Denn es war ihnen eine alte Sage bekannt, die Fänke wüßten aus der entziegerten Molke Gold oder das Lebenselixier zu bereiten. Der Fänk versprach ihnen, wenn sie ihn losbänden, einen recht guten Rat. Da banden sie ihn los, und dann gab er ihnen den Rat:

Isst Wetter gut, so nimm de Tschopa mit,
Isst aber laid, chänst tuen wi d' witt!“

oder wie andere sagen: „Wenn du Fleisch isst, so tue es der Länge nach zerschneiden und nit der Breite nach, sus könntist dran erstiden.“

2. In der Gemeinde Tenna in Graubünden fing man einmal einen großen Bären, der den Herden schon vielen Schaden getan hatte. Dafür wollte man ihn nun recht grausam bestrafen und beriet grade darüber, wie man ihn am besten martern könnte. Da trat ein wildes Mannli unter die Versammlung und sagte: „'s grusigscht ist: lant e hürota!“ — Dieser Spruch des wilden Mannlis wurde von da an zum allgemeinen Sprichwort.

8. Wassermann und Nixe

Wenn am Abend die weißen Nebel aus Fluß und Weiher steigen und sich über das Schilf und die Wiesen am Ufer breiten, oder leise wallend um die Stämme der alten Weiden schwanken, als hingen sie in ihren Zweigen, dann sieht das geisterlichtige Auge köstliche Leinenwäsche im Grase bleichen oder zum Trocknen aufgehängt; wie kommt sie dorthin und wem gehört sie? — Im Rauschen des Baches, der über die Steine springt, oder des Flusses, auf dessen Grunde die runden Kiesel rollen, hört das geöffnete Ohr des einsamen Lauschers eine leise, geheime Musik in schlichten Tönen auf- und niedersteigen; wer ist es, der da im Wasser singt? — Wer tötet den Menschen, wenn er ins Wasser stürzt? wer zieht ihn so unwiderstehlich in die Tiefe? — Alle diese Fragen führen zu der einen Antwort, daß auch im Wasser „jemand“ lebe: Ströme und Bäche, die kleinsten Weiher, Quellen und Brunnen, die Seen und das große Meer, alle beherbergen geisterhafte Wesen, Wassermänner und Seefräulein, den Nix und die Nixe, die in der Wassertiefe, für gewöhnlich unsichtbar, ihre prächtige Wohnung haben.

Ihre Gestalten sind oft rein menschlich und wohlgebildet, nur der nasse niemals trocknende Saum ihres Gewandes verrät dann ihre Herkunft; oft erscheint der Wassergeist aber auch als Tier: als Fisch oder Kröte oder als Wasservogel, oder in großer Nebelsputgestalt nach Art eines „Dorstiers“, als Roß, Stier oder Pudel; von den weiblichen Nixen ist die Vorstellung weit verbreitet, ihr Leib sei nur zur Hälfte menschlich gebildet, unten aber gehe er in einen Fischschwanz aus, und darum tauchen sie auch meistens nur mit dem Oberkörper aus dem Wasser auf. Einzelheiten ihrer Erscheinung: die grünen Zähne und das grüne Kleid, den Schilfgürtel, die Schwimmhäute zwischen den Zehen und die weit her-

vorquellenden Augen entnahm die Volkspantasie der Pflanzen- und Tierwelt der Gewässer; in den gelben Seegrasssträhnen, die der Sturm vom Meeresgrunde losriß und die nun auf den runden Wellen auftauchen und verschwinden, sieht der Schiffer der Ostsee das lange gelbe Haar einer Seejungfrau, die in den Wogen spielt und von Zeit zu Zeit lockend zu ihm emporwinkt.

Der Nix in Sachsen. Der Nix erscheint gewöhnlich als ein kleiner freundlicher Knabe in grünem oder rotem Röckchen, mit hellfunkelnden Augen und oft mit langem grünem Haar und grünen Zähnen. Bisweilen sieht er aber auch aus wie ein erwachsener Mann, hat ein altes tückisches Gesicht und Krallen an den Händen. Er wohnt mit Frau und Kindern auf dem Grund der Flüsse und Seen; einzelne Nixe hausen auch in Brunnen. An den Weiden, die am Ufer der Saale und der Elster stehen, trocknen die Nixen bei heiterem Wetter ihre Wäsche. Sie setzen sich dann in den Wipfel der Weide, breiten die Hemden und Röcke an den Zweigen rings um sich aus, und wenn alles trocken ist, nehmen sie es ab und steigen wieder damit ins Wasser. — Am Börnitzberg bei Wettin halten die Nixe manchmal bei Nacht einen Tanz. Da hört man eine helle fröhliche Musik und sieht viele kleine Männer und Frauen aus der Saale steigen, die fassen sich bei den Händen und führen mit zierlichen kleinen Schritten und Sprüngen ihren Reigen auf. Und von Zeit zu Zeit springen einige ins Wasser und andere kehren dann an ihre Stelle zurück.

Von den Seejungfern auf Rügen. Was es mit den Seejungfern eigentlich ist, das weiß kein Mensch so recht genau zu sagen; es ist auch schädlich, darüber zu sprechen. Auch hat sie noch niemand ganz nahebei gesehen, weil ihr Nebelkleid sie meistens verhüllt. Und das ist ein wahres Glück; denn wer einmal eine Seejungfrau ganz in der Nähe gesehen hat, der ist ihr unwiderstehlich verfallen und wird von ihr in den See oder ins Meer hinabgezogen.

Das Seeweibchen. Einmal wollte ein Matrose ein „Seewiefken“ fangen, das nicht weit vom Schiff auf dem Wasser trieb und sehr schön sang. Er fuhr mit einem kleinen Boote hin; aber als er so nahe war, daß er schon meinte, nun könne er das Seewiefken ins Boot ziehen, da erhob es sich plötzlich aus dem Wasser und umschlang den Matrosen mit beiden Armen und riß ihn mit sich in die Flut.

Der Hafenmann. In Einbeck und Dassel sagt man, der Hafenmann sitze am Ufer der Flüsse und anderer Gewässer, sogar an den Stadtgräben; er wohnt gern in Strudeln, wo das Wasser Blasen aufwirft oder mit Geräusch in die Tiefe gezogen wird. Hier singt er — das Geräusch im Wasser ist sein Singen — und lockt die Kinder zu sich und faßt sie dann mit einem eisernen Hafen und zieht sie ins Wasser. Das tut er, weil er an den Fischen, die alle seine Kinder sind, nicht genug hat und auch Menschenkinder haben will.

Der Wassermann unter der Hamburger Brücke. In der Tauber bei Gamburg wohnt ein Wassermann, den hört man besonders oft unter einem Bogen der Brücke plätschern. Er trägt einen langen Hafen in der Hand, wie ihn die Fischer haben. Damit greift er nach den Kindern, die sich zu nahe an die gefährlichen Stellen des Flusses wagen, und zieht sie ins Wasser und behält ihre Seelen bei sich. Damit sie ihm nicht entfliehen können, läßt er sie unter die alten Häfen ducken, die von den Leuten als unbrauchbar ins Wasser geworfen werden. Nur am Samstag zwischen zwölf und ein Uhr mittags dürfen sie hervor und miteinander spielen. Aber er hält strenge Wacht dabei, und sowie sich jemand am Ufer zeigt, — husch! werden die armen Kinderseelen wieder unter die Häfen getrieben.

Damit der räuberische Wassergeist sich nicht an den Menschen vergreift, hat man ihm in früheren Zeiten alljährlich an bestimmten Tagen Ersatzopfer gebracht. Die Erinnerung an solche alten

Opferbräuche ist noch überall in Deutschland lebendig; in manchen Gegenden werden sie sogar noch heute geübt. Als Opfer nahm man meistens etwas Lebendiges, ein Lamm, eine Kaße, ein Huhn, doch wird daneben auch von einem Brotopfer erzählt. Daß es sich dabei tatsächlich um einen Ersatz handelt, darauf scheinen die überall in Deutschland wiederkehrenden Sagen zu deuten, in denen ein Fluß oder ein See alle Jahre an einem bestimmten Tage einen Menschen verlangt und ihn, wenn er ausbleibt, mit magischem Zwange zu sich zieht.

Der schwarze Hahn. In Thale mußten sie vor Zeiten alljährlich an einem bestimmten Tag einen schwarzen Hahn in die Bode werfen. Wenn sie das nicht taten, ertrank sicher einer in dem Jahr. Einmal hatten sie es unterlassen und da ist auch gleich am andern Tag ein Mensch ertrunken.

Die Stunde ist da. 1. Noch immer, ehe eins in der Lahn bei Gießen ertrunken ist, hat sie gerufen, und das haben die Müller und Bleicher, die an dem Wasser sind, schon oft gehört. Es geschieht jedesmal mittags zwischen elf und zwölf Uhr. Da rauscht die Lahn auf und schlägt starke Wellen und dann ruft es mit lautem Schrei aus dem aufgeregten Wasser:

Die Zeit ist da!

Die Stunde ist da!

Wär nur der Mensch da!

Nun hört man mit heimlichem Schauder erzählen: die Lahn hat gerufen, es ertrinkt bald wieder eins. Und das ist auch allemal eingetroffen; es ist bald darauf wirklich eins in der Lahn ertrunken.

2. Als einst einige Leute am Brokteich in Oldenburg in der Nähe von Panken Brake arbeiteten, hörten sie aus der Brake eine Stimme rufen: „De Tid is verflaten un de Mann is nich da!“ Gleich darauf kam ein Reiter angesprengt und wollte sich in die Brake stürzen; aber die Arbeiter hielten das Pferd an. Da bat er um einen Schluck Wasser. Die Arbeiter nahmen einen Becher und

füllten ihn aus der Brate und reichten ihn dem Reiter. Aber kaum hatte der einen Trunk getan, so fiel er tot vom Pferde.

Hat sich der Wassergeist einmal ein Opfer ausersehen, so ist keine Rettung mehr. Ebenso entgeht auch keiner seinem Schicksal, der ihn beleidigt; und was ihm einer einmal in der Not versprochen hat, das fordert er zu seiner Zeit trotz Beten und Flehen unerbittlich ein.

Das gefangene Seeweibchen. An der holländischen Küste hat ehemals ein Ort gelegen, der hieß Schouwen. Da hat man einmal ein Seeweibchen gefangen, das hat gefleht und gebeten, man solle es doch wieder frei lassen; aber die Leute haben es nicht getan. Da hat es auf eine Gelegenheit gewartet und ist ihnen entsprungen und wieder in die See geschlüpft. Und dann hat es sich noch einmal aus der Brandung erhoben und hat gerufen:

O Schouwen, Schouwen,
Dat sall di rouwen!

Am andern Tag ist eine große Flut gekommen und hat ganz Schouwen in den Wellen begraben.

Nixenrahe. 1. In einem Graben in der Nähe von Britsche bei Brandenburg sitzt ein Wassernix. Da war einmal ein Knecht draußen, der hatte dort in der Nähe zu tun. Da kommt auf einmal der Wassernix hervor, um sich zu sonnen, und er hatte ein rotes Käppchen auf. Wie der Knecht ihn sieht, wirft er ihn mit Steinen, und da ist der Wassernix wieder untergetaucht. Aber dem Knecht ist es schlecht bekommen: im folgenden Jahr arbeitete er wieder an der gleichen Stelle und da ist er jämmerlich ertrunken. Der Wassernix hat ihn hinuntergezogen.

2. In Ottmachau in Schlesien ist immer ein Wasserweib zum Fleischer gekommen und hat Fleisch eingekauft. Sie hat immer eine nasse Borte unten am Rod rum gehabt. Nie hat sie gesprochen, sondern immer bloß mit dem Finger auf das Stück

Fleisch „gezeigt“, das sie haben wollte. Den Fleischer hat das verdrossen, denn er wollte nicht, daß jemand das Fleisch anrührte; und er sagte zu den Leuten: „Ich habe ihr noch einmal den Finger ab, wenn sies wieder macht.“ Und richtig, das nächste Mal hadt er ihr ein Fingerglied ab. Da hebt sie den blutigen Finger und droht ihm und spricht: „Na wart, das will ich dir gedenken!“ — Nun hatte es einmal geregnet und auf der Straße war eine Wasserlache stehen geblieben. Der Fleischer mußte gerade zufällig über Land, und da ist er in dieser Wasserlache ertrunken. Da sagten die Leute, das hätte das Wasserweib gemacht.

Der Fischer und der Wassermann. Ein Fischer saß am Ufer der Oder und hatte schon lange nichts mehr geangelt. Da kam ein kleiner Mann zu ihm, dessen Kleid war unten am Saum ganz naß; der sagte zum Fischer: „Wenn du mir gibst, was du zu Hause nicht kennst, dann sollst du soviel Fische fangen, als du nur immer willst.“ Der Fischer konnte bei allem Nachdenken sich nicht besinnen, was ihm in seinem Haus wohl unbekannt sein könnte, und ging auf den Handel ein. Aber als er dann mit seinem reichen Fang heimkam, hatte ihm seine Frau eben ein Knäblein geboren. Da bekam er große Angst und betete ohne Unterlaß, um das böse Geschick von seinem Söhnchen abzuwenden; aber es half nichts. Als der Knabe schon ziemlich herangewachsen war, ging er einmal mit seinem Vater über Feld und kniete unterwegs an einer Quelle nieder, um zu trinken; da hat ihn der kleine Mann zu sich hinabgezogen.

In der Sage vom Nix in Sachsen lernten wir den Tanz der Wassergeister kennen, der wie das Spiel der armen Kinderseelen am Tauberufer wohl auf die durcheinander wallenden Nebel über dem Wasser zurückzuführen ist. So gelten allenthalben in Deutschland die weiblichen Nixen und Seejungfern für gute Tänzerinnen und man erzählt sich gerne, sie hätten früher auch zuweilen an

den Tänzen der Menschen teilgenommen. Gewöhnlich endet dieser Verkehr für sie mit dem Tod; denn wenn sie sich einmal über die erlaubte Zeit verspäten, so werden sie von ihrem erzürnten Vater, dem grausamen Wassermann, zur Strafe getötet. Sie haben auch Liebschaften mit den Burschen des Dorfs und nehmen sie mit hinunter in ihr Wasserreich zu einer Ehe, die jedoch meistens nur so lange währt, bis der Mensch aus Sehnsucht nach der Menschenwelt seine Nixe verläßt und dafür von der Betrogenen grausam bestraft wird.

Das Wasserweibel. Vor vielen Jahren gingen einmal junge Burschen mit ihren Mädchen aus Johnsbach bei Wartha in das benachbarte Frankenberg zum Tanzvergnügen. Als sie an die Reißbrücke kamen, machten sie einen der Burschen, der alleine mitgegangen war, darauf aufmerksam, daß an der Brücke ein hübsch angezogenes Mädchel lehnte. Er forderte sie auf, mit ihm zum Tanz zu gehen, und das Mädchel ging auch mit, aber sie sprach kein Wort dabei. Dann tanzten sie zusammen und das Mädchen war eine gute Tänzerin, nur bei jedem Schritt hinterließ sie einen feinen Wasserstreifen. Und es dauerte nicht lange, da sagte sie zum Burschen: „Nun führe mich wieder dahin, wo du mich hergenommen hast.“ Der Bursche tat das; als sie aber an der Brücke angekommen waren, da richtete sich das Mädchen hoch auf und schrie ihn drohend an: „Daß du dich nicht noch einmal unterstehst, mich hier wegzuführen! Das würdest du büßen müssen!“ Und während der Bursche sie noch ganz erschrocken ansah, brach plötzlich die ganze Gestalt in sich zusammen und verschwand. Zu seinen Füßen war eine große Wasserpflüze. Da merkte er, daß er mit einem Wasserweibel getanzt hatte, und es kam ein solcher Schreck über ihn, daß er sich kaum bis nach Hause schleppen konnte. Viele Wochen hat er dann schwer krank gelegen, und hat sich nur langsam wieder erholt.

Des Wassermanns strenges Gericht. In das so ge-

nannte Schenkhaus im Oberdorse in Wigstadt in österreichisch Schlesien, wo in früheren Zeiten jeden Sonntag Tanzmusik war, kamen sehr häufig auch zwei von den Töchtern des Wassermanns. Sie tanzten und unterhielten sich mit den Burschen; aber kurz vor zehn verschwanden sie jedesmal. Da nahmen sich zwei von den Burschen eines Sonntags vor, sie diesmal nicht fortzulassen, sondern sie mit List oder Gewalt über zehn Uhr hinaus festzuhalten. Sie tanzten den ganzen Abend mit ihnen, und als sie dann wie gewöhnlich gegen zehn Uhr weggehen wollten, ließen sie sie nicht fort und all ihr Bitten und Flehen half ihnen nichts. Die eine von den beiden fügte sich scheinbar in ihr Schicksal und erspähte einen geeigneten Augenblick und entkam noch rechtzeitig; der andern war das nicht möglich. Gegen zwölf Uhr bat sie dann den einen Burschen, mit dem sie am meisten getanzt hatte, sie heimzubegleiten. Und als sie dann am Teiche ankamen, sagte sie traurig zu ihrem Begleiter: „Nun hast du mir den Tod gebracht und weißt es selber nicht. Mein Vater schlägt mir gewiß den Kopf ab, weil ich nicht zur bestimmten Stunde nach Hause gekommen bin. Sobald du drei Blutstropfen aus dem Wasser aufsteigen siehst, bin ich tot.“ Darauf zog sie ein Rüttlein hervor und schlug damit dreimal aufs Wasser. Da teilte es sich und die junge Nixe ging auf einer breiten Stiege in den Teich hinab. Über ihr schloß sich das Wasser wieder. Kurze Zeit darnach stiegen drei Blutstropfen auf: der Wassermann hatte sein Kind gerichtet. Da ging der Bursch betrübt nach Hause. Ins Schenkhaus ist seitdem von den Wassermannstöchtern keine mehr gekommen.

Nixenehe. Ein Schäfer hatte sich in eine Nixe verliebt und wohnte lange Zeit mit ihr auf dem Grunde eines Sees. Da begann er sich nach seinen Verwandten und Freunden zu sehnen und bat seine Frau um die Erlaubnis, noch einmal auf die Erde zurückzukehren. Er mußte ihr versprechen, wieder in den See zu kommen, und die Nixe schwur ihm, sie werde sich rächen, wenn

er sein Wort nicht halte. Dem Schäfer gefiel es aber zu gut auf der schönen Welt; er mochte lieber wieder seine Schafe hüten und kam nicht wieder zu seiner Nixe zurück. Doch nahm er sich in acht, daß er keinem Fluß oder See oder Brunnen zu nahe kam, und so konnte sie sich lange nicht rächen. Aber eines Tages, als es sehr heiß war, und er wieder seine Schafe hütete, hatte er einen Durst, daß er es gar nicht mehr aushalten konnte. Da sah er eine kleine Lache am Weg und lief hin und dachte: da kann sie dir nichts anhaben. Und bückte sich hinunter, um zu trinken. Aber kaum hatten seine Lippen das Wasser berührt, da fühlte er einen Druck im Genick und hörte ein heiseres Richern. Da wußte er, daß die Nixe über ihm war. Sein Gesicht wurde fest in die Lache gedrückt, und so klein sie war, er mußte drin ertrinken.

Es folgen wieder einige Sagen, deren Motive wir schon aus früheren Kapiteln kennen; die letzte, vom Wassermann in der Mühle, ist am besten mit dem nächtlichen Mühlenbesuch der Hexen zusammenzustellen.

Der Wechselbalg. Der Nidert sitzt im Wasser und ist ein kleines graues Männchen, das stiehlt die Menschenkinder, solange sie noch nicht getauft sind. Statt ihrer schiebt er seine eigenen unter, die sind sehr klein und haben große, breite Köpfe. Sie sind aber auch sehr stark und haben oft mehr Kraft als drei starke Männer zusammengenommen. So ist mal in Zühlichendorf in der Mark ein großes Niderkind gewesen, das war ganz verwahrlost und verunreinigte sich und war fast wie ein Tier. Da kommt einmal ein Knecht mit einem schwer beladenen Wagen voll Getreide nach Hause und fährt so stark gegen die Torpfosten, daß er nicht wieder loskommen kann. Das Niderkind saß in der Stube am Fenster und sah zu und auf einmal fragte es: „Soll ich helfen?“ Aber der Knecht antwortete ärgerlich: „Ach du dummes Quack, das sollte dir wohl schwer werden.“ Da kommt das Nider-

kind heraus und schiebt mit einem Ruck den Wagen wieder in die Richte. Aber nach drei Tagen war es auch verschwunden.

Kindstaufe im See. In dem kleinen See, der etwa drei Viertelstunden von Huzenbach in Baden in einem Seitentale liegt, wohnte früher ein Seemännlein und ein Seeweiblein. Sie hatten auch zwei Töchter, die kleideten sich schneeweiß und kamen gewöhnlich nur einmal im Jahr, wenn Kirchweih war, nach Huzenbach zum Tanz. Einmal war eine Bäurin aus Huzenbach mit ihrer Magd auf dem Feld und arbeitete. Da sah sie ganz nah eine große Kröte und sagte zur Magd: „Schlag doch die wüste Krott tot!“ Die Magd aber sagte: „Nein, das tu ich nicht; bei der steh ich wohl noch einmal Gevatter.“ Und richtig, es dauerte nicht lange, da wurde die Magd abgeholt, um Gevatter zu stehen, wie sie es der Kröte versprochen hatte. Sie ging auch mit und man sagt, sie sei in den See geführt worden und sei dort Gevatter gestanden. Darnach sprach die Krott, die jetzt eine Frau war: „Nimm diesen Gürtel mit und bind ihn deiner Herrin um den Leib. Dir aber schenke ich dies Büschel Stroh.“ Die Magd nahm beides und ging fort. Unterwegs aber band sie den Gürtel um einen Baum, um ihn sich besser anzusehen: da wurde der Baum in tausend Stücke zusammengerissen. Diese Strafe hätte also ihre Herrin treffen sollen, weil sie die Krott hatte totschiagen wollen, denn die war niemand anders gewesen als das Seeweible. — Das Büschel Stroh hatte die Magd weggeworfen. Nur einige Halme waren ihr am Kleid hangen geblieben, und als sie sie daheim abnehmen wollte, waren sie reines Gold.

Selberjedan. Da war einmal ein Schiffer, der hatte sich in der Havel bei Deek vor den Wind gelegt und setzte sich in den Kahn und wollte sich Fische fangen. Als er nun so eine ganze Zeit geangelt hatte und genug hatte, da ging er wieder in sein Schiff und kriegte seine Pfanne her und wollte sich die Fische braten. Da sah er nun so beim Feuer, da kommt auf einmal aus

der Havel ein Wassernix auf sein Schiff, der war so groß wie ein kleiner Hahn und hatte ne rote Kappe auf dem Kopf und stellt sich bei ihm hin und fragt ihn, wie er heißt. „Wo ik heten do?“ sagt der Schiffer, „ik het Selberjedan, wenn de't weten wist.“ — „Na Selberjedan,“ sagt der Wassernix und kann knapp reden, weil er das ganze Maul voll Padden* hatte: „Selberjedan, ik bedrippe di.“ — „Ja, dat jaft du mal don,“ sagt der Schiffer. „Denn nem ik 'n Stod un schla di damet or de Rügge, datte janz krumm un schef waren jaft.“ Aber der Wassermann kehrt sich da nichts dran und sagt nochmal: „Ik bedrippe di,“ und ehe sich mein Schiffer das versieht, spuckt er ihm alle Padden in die Pfanne. Da kriegt der Schiffer seinen Stod her und haut auf den Wassernix ganz barbarisch los, daß er gottsjämmerlich an zu schreien fängt und alle Wassernixe zusammenkamen und ihn fragten, wer ihm denn was getan hätte. Da schrie der Wassernix: „Selberjedan!“ Und als das die andern Wassernixe hörten, sagten sie: „Hest du't selber jedan, so is di nich to helpene,“ und gingen wieder ab, und der Geschlagene sprang auch wieder in die Havel und hat keinen Schiffer wieder „bedrippt“.

Der Wassermann in der Mühle. In Steenholt war mal ein Müller, der hatte das Unglück, daß ihm alle sieben Jahr seine Mühle abbrannte, immer am gleichen Tag, und dann wurden auch alle Leute umgebracht, die in der Mühle waren. Nun kam mal ein Müllergeselle dahin, der wollte gern Arbeit haben. Da sagte der Müller: nein, er kann ihm keine Arbeit geben; übermorgen sind grad sieben Jahr herum, daß seine Mühle abgebrannt ist, da brennt sie wieder ab. Der Müllergesell sagt: er soll ihm die Mühle schenken, dann soll sie nicht abbrennen. Der Herr sagt: „Dat könnt wi versöken. Wenn em de Mül nich upbrennt, so will ik se em schenken, un min Dochter sall he darto hebben.“ — Wie nun die Nacht kam, blieb der Müllergesell ganz allein in der

* Frösche.

Mühle und macht Fenster und Türen fest zu. Schlag zehn klopft was an die Tür. Der Müllergesell will niemand einlassen und sagt: „Hier wart hüt Nacht allens umbröcht, wat in de Möl is; blif du man buten.“ Der Mann sagt: „Lat he mi man in; kann sin, ik kann hüt Nacht sin Retter warren.“ Er läßt ihn also ein und nötigt ihn zu Tisch. Und wie er Licht macht, sieht da ein Kerl, der hat einen großen Bären. — Nun schlägts zwölf. Da kommt der „Waterkärl“ in die Mühle, splitternackt, und schmeißt zwei große Fische auf den Tisch, die sollen sie kochen und er will sie essen. Sie kriegen die Fische also zu Feuer und fangen an, sie zu kochen. Wie sie gar sind, sagt der Mann mit dem Bären: „Nu mütt ik min Gesellen da of mit to nöddigen“; und nimmt dem Bären den Maulkorb ab. Der Bär will nun mit dem Wassermann essen; aber der Wassermann will das nicht haben. Der Bär fängt an sich mit ihm zu beißen und zu kratzen und wird ihm über, so daß der Wassermann zuletzt wieder zum Fenster heraus muß und blutet. — In der Nacht brannte die Mühle nicht ab. Der Müllergesell heiratete die Müllerstochter und bekam die Mühle dazu. — Als nun die sieben Jahre wieder um sind, geht der Müllerknecht mal an seinem Mühlteich spazieren. Da steckt der „Waterkärl“ den Kopf aus dem Wasser und sagt: „Hest du de grote Katt noch, de för säwen Jor bi di weer?“ Da sagt der Müller: „Ja, de liggt ünnen Awen* un hett säwen Junge.“ Da sagt der Wassermann: „So will ik in minen ganzen Läwen nich werrerkamen.“

Von Tiergestalten der Wassergeister haben wir in den Sagen bisher nur die Kröte kennen gelernt. Daß man in dem plumpen Untier, das mit seinen großen Glozungen am Teichrand sitzt und beim Nahen des Menschen platschend ins Wasser springt, einen Wassergeist vermutet, ist leicht verständlich. Der „große Adler“ mit seiner roten Zipfelmütze in dem nun folgenden schlesischen

* Ofen.

Bericht ist wohl ein harmloses Wasserhuhn gewesen, das die watenden Kinder um so leichter erschrecken konnte, als sie sich auf verbotenen Wegen wußten. Die andern Tiere, die das Volk dem See entsteigen sieht, sind aus dem gleichen Stoff wie die vielen Tiergestalten der spukenden Toten:

Der Wassermann als Vogel. Vor dreißig Jahren, als ich noch ein Kind war, wateten wir zu unserm Vergnügen in den Dorfsteich. Plötzlich erhob sich aus dem Wasser eine Gestalt, das war der Wassermann. Er sah aus wie ein großer Adler und hatte eine rote Zipfelmütze auf dem Kopf und stand auf den Beinen. Er flatterte mit den Flügeln und schlug um sich, und als wir fortliefen, verschwand er lachend im Wasser. (Schlesien.)

Der Fisch im Altshäuser Bach. In gewissen heiligen Zeiten wie z. B. in der Fasten fängt ein Fisch im Altshäuser Bach in Württemberg sein unheimliches Wesen an. Er schwimmt den Bach herab bis an die Brücke, die zur Fabrik führt, und zwar in aufrechter Stellung, wie ein Mensch, und ist gerade so groß. Er ist auch schon aus dem Wasser herausgekommen und hat sich auf dem Land sehen lassen in wirklicher Menschengestalt.

Der Seebulle. 1. Bei Scheuen in Hannover liegt ein Sumpfloch, die Düpe, gewöhnlich das Stierloch genannt. Daraus steigt zu gewissen Zeiten ein wilder Stier hervor und begattet sich mit den Kühen der Herde. Auch mißt er sich mit dem Stier der Herde und bleibt immer Sieger.

2. Im Balksee (Amt Neuhaus an der Oste) ist eine Stadt durch den Übermut ihrer Bewohner untergegangen. Auf dem Grunde dieses Sees wohnt ein riesenhafter Stier, der Seebulle. Den größten Teil des Jahres, solange das Wasser offen ist, hält er sich still; man merkt nur an den aufsteigenden Blasen und Wasserperlen, wo er liegt und Atem holt, oder am aufquellenden Grundwasser, wenn er sich rührt. Im Winter aber, sobald sich das Wasser mit Eis bedeckt, wird er unruhig, denn dann entgeht ihm die Luft. Dann steigt er nach oben und sprengt durch sein heftiges,

weithin hörbares, donnerähnliches Gebrüll die Eisdecke, daß sich lange Borsten darin bilden. Je stärker der Frost ist, desto heftiger wird sein Brüllen und Loben unter dem Eise. Er stößt auch nachts mit seinen Hörnern Löcher hinein oder taut es mit seinem Atem auf, so daß es immer gefährlich ist, auf dem Eis über den See zu gehen.

Der schwarze Hengst. Vor vielen Jahren, als auch die Frauensleute noch mit Pferden arbeiteten, waren einmal die Buziner Mägde beim Schwisseler See in Medlenburg beim Eggen. Da kommt plötzlich ein großer kohlschwarzer Hengst bei ihnen angekommen. Die eine hatte ein altes schlechtes Pferd, und sie sagt zu den andern: „It glöw, it spann mi den swarten Hingst för min oll leg* Mähr vör de Eg.“ Die andern sagen: „Dat dau du man.“ Sie spannt also ihre alte Mähre ab und tut dem fremden Hengst die Sielen auf und spannt ihn vor die Egge. Er läßt auch alles ganz geduldig mit sich machen. Nun fängt sie an, auf und nieder zu eggen, und der Hengst geht ganz geduldig. Wie sie dann aber anfängt, quer zu eggen und die Eggfurchen sich kreuzen, da wird der Hengst plötzlich scheu und reißt sich los und fährt wie wütend mit Geschirr und Egge in den See und verschwindet in ihm. Am Johannistag in der Mittagsstunde soll die Egge noch jetzt dort im See „haben upt Water flecten“.

Der grundlose See. Einst wollte einer den Schrecksee am Kugelhorn im Allgäu ergründen. Er band einen Stein an eine Schnur und wollte ihn gerade in die Tiefe hinabsenken. Da tauchte aus dem Wasser ein schreckliches Ungeheuer empor, das sah aus wie ein geschundenes Roß und schnaubte und rief zornig:

Ergründst du mich,
So freß ich dich!

Da ließ der Mann vor Entsetzen los und floh, so schnell er konnte, und hat seitdem den See nie mehr ergründen wollen.

* = leidig, schlecht.

Sagenb. IV

14

9. Geheimnisvolle Tiere

Die letzten dem Wasser entsteigenden Tiere, der Stier und der Hengst, sind für den Volksglauben nicht eigentlich Gestalten eines sonst menschenähnlichen Wassergeistes in dem Sinn, wie etwa das Huhn oder die Rabe Verwandlungen des Koboldes sind; sie gehören nicht mehr in die Anthropologie, sondern richtiger in die Zoologie der Sage, zu den geheimnisvollen Tieren, wie z. B. auch schon der fliegende Drache. — In gewissen Naturerscheinungen glaubt der naive Beobachter von vornherein irgendein geisterhaftes Tier oder doch seine Spuren und sein Wirken zu erkennen: wenn die Halme des Kornfelds im Winde schwanken und wogen, sieht der Landmann den Kornwolf oder den Roggenhund durchs Korn laufen. „Die Wölfe jagen sich drin“, sagt er, oder „die Wetterkafen sind drin“. Um Posen sieht man bisweilen einen schwarzen Hund durch das Getreide streichen, und das bedeutet eine gute Ernte. Kleine Kinder, die sich im hohen Ahrenfeld verlaufen, fallen dem darin hausenden Geistertier zum Opfer; darum warnt man sie in Osterreich: lauft nicht ins Korn, der „Troadhahn“ siht drin und hadt euch die Augen aus. In Erntebrauch und -spielen ist von diesen Korntieren die Rede; richtige Sagen werden kaum von ihnen erzählt.

Der Roggenwolf auf Rügen. Wenn das Korn reif ist zum Mähen und die Schnitter daran gehen, in einen Schlag einzuhausen, müssen sie sich vor dem Roggenwolf sehr in acht nehmen. Denn der spielt ihnen allerlei Schabernack und frißt ihnen besonders gern während der Arbeit ihr Frühstücks- und Besperbrot weg. Erst wenn der ganze Schlag abgemäht ist, räumt der Roggenwolf das Feld; wo er aber dann bleibt, das weiß niemand. — Er ist so gefräßig, daß man sogar ein Sprichwort davon hat. Wenn jemand nämlich so recht gierig isst, sagt man von ihm „he frett asu Roggenwulf“.

Daß der im Kornfeld hausende Geist dem Landvolf seit ältester Zeit in Tiergestalt und nicht in Menschengestalt erschien, ist leicht zu verstehn: noch heute wird die Phantasie eines Beobachters, der den Sommerwind in einzelnen Stößen über die Ähren hinfahren sieht, in dem schnell forteilenden Biegen der Halme eher die Spur eines Tieres vermuten, wie er es überdies schon wirklich im Korn hat laufen sehen, als die irgendeines menschlich gestalteten Wesens nach Art der Zwerge oder Moosleute. — Die Schreden einer wilden Natur haben sich wieder besonders im Hochgebirge zu phantastisch grausamen Tierungeheuern verkörpert.

Die Totenkopffspinne. In der Wildgafelhöhle am Naturnser Sonnenberg lebt die Totenkopffspinne. Sie ist sehr groß und hat lange Füße und der Leib sieht ganz aus wie ein Totenkopf. Einmal hat sich ein Bauer in die Höhle gewagt; da ist die Spinne gleich auf ihn eingefahren und hat Fäden gesponnen, so stark und fest wie Pferdeschweißhaare. Der Bauer schlug drei Kreuze gegen sie, da mußte sie von ihm ablassen und er rannte zurück und stieß sich dabei so heftig an ein Felsstück an, daß er einen Purzelbaum schlug und eine gute Strecke abwärts kugelte. Der Schreden fuhr ihm so in die Glieder, daß er lange wie zerschlagen war. All sein Lebtag ist er nicht wieder in die Höhle dort gegangen.

Der Blutschink. Der Blutschink wohnte in der Tiefe des Sees unterm Wiesberg im Paßnaunertal unweit der Straße. Er hatte Bärengestalt und blutige Füße und durchwanderte nachts die benachbarten Täler, überfiel die schlafenden Menschen, würgte sie und schleppte sie in seinen See, wo er ihr Blut trank. Mancher hat im Vorübergehen winselnde Klagetöne am Ufer des Sees vernommen, und im Mondschein, zuweilen aber auch am hellen Tage, brodelten Blutwellen aus der Tiefe des Sees empor. Endlich verschwand der ganze See bei einem Erdbeben; der Blutschink soll sich aber nun in andern Seen und Gewässern verborgen halten, namentlich in den tiefsten Kesseln des Inn.

Der Kollibock. Im Aletsch hauste früher der Kollibock. Der sah aus wie ein Bock, mit großen Hörnern und feurigen Augen und sein ganzer Leib war statt mit Haaren mit Eisschollen behängt; wenn er dahergerannt kam, klirrten und klingelten sie, daß es nicht zum Anhören war. Erde, Steine und Tannen hat er mit seinen Hörnern aufgerissen und hoch in die Luft geschleudert. Wenn jemand ihn herausforderte und über ihn spottete, brach er plötzlich aus dem Aletsch hervor, und auch der Schnellste konnte ihm kaum entfliehen. Nur wer in eine Kapelle oder in ein Haus floh, in dem gesegnete Sachen aufbewahrt wurden, war gerettet; wer aber vorher von ihm eingeholt wurde, den zermalmte er wie den Staub an der Sonne.

Ein Tier sieht die Volkspantasie auch in dem wilden Gießbach, der aus den tiefsten Bergschluchten plötzlich verheerend hervorbricht; das ist der riesige Lindwurm oder Drache, der für gewöhnlich still verborgen in seiner Höhle liegt, bis er sich einmal zum Fraß hervorwälzt und alles Lebende vernichtet. Im Wallis hat sich eine ähnliche Vorstellung vom Drachen, der in den Bergen haust und ihre Goldadern zernagt, bis sie zuletzt herunterstürzen müssen, mit der vom fliegenden Drachen verbunden.

Das Drachenloch bei Rainrod. Zwischen Schotten und Nidda, da wo sich die Gemarkungen der Dörfer Rainrod und Eichelsdorf scheiden, sieht man eine in den Basalt eingehende Höhlung, deren Öffnung rund und von einem Fuß Durchmesser ist, bei einer Tiefe von etwa zehn bis zwölf Fuß. In uralten Zeiten wohnte ein Drache darin, der von Zeit zu Zeit hervorkroch und in der Nidda trank. Dabei zerstörte er gewöhnlich dem Müller der nahegelegenen Mühle das Wehr. Der Drache war so lang, daß während er in der Nidda trank, sein Schwanz noch in der Höhlung steckte, die fast eine Viertelstunde davon entfernt ist.

Der Drache bei Waltensburg. Auf einem Berg bei

Waltensburg in Graubünden ist ein Sumpf, der soll grundlos sein. Es haust ein ungeheurer Drache darin; der wird einst heraufsteigen und bis zu dem Dorfe herabkommen und dann wird alles überschwemmt.

Der zerplakte Lindwurm. Bei Battelsdorf in österreichisch Schlesien, in den Gruben auf dem Lindberg, hauste ein Lindwurm, der Hirten und Herden auftraß, ja selbst bis ins Dorf drang er hinein und holte sich von dort seine Opfer. Endlich nahm man einem frischgeschlachteten Kalb die Eingeweide heraus und tat dafür ungelöschten Kalk hinein und legte es so dem Lindwurm zum Fraß hin. Der Lindwurm fand es auch bald und verschlang es und dann kroch er an den Bach und trank. Da geriet der Kalk in Brand und das Ungeheuer zerplakte.

Drei Drachen im Prättigau. Die Drachen nisten tief in den Felsen und zernagen dort die Goldadern der Berge. So haben in Saas drei Drachen den Berg zerfressen, und davon kam der große Bergsturz, von dem man noch heute die Spuren sieht. Die Drachen selber aber sind nicht mit umgekommen: der erste zog übers Tal ins Mittagshorn, die beiden andern flogen das Tal hinaus; der eine von ihnen blieb im Schilthorn bei Balen, der andre ist fortgeflogen, man weiß nicht wohin. Der im Mittagshorn und der im Schilt nagen noch immer und nagen fort und fort in den Adern dieser Berge. Darum müssen sie auch einst ins Tal hinunterstürzen.

Soweit sind die besprochenen Tiere reine Phantasiegebilde: in oder hinter irgendeiner Erscheinung der toten Natur wurde ein Tier vermutet. Wir kommen nun zu Sagen, die sich das Volk von wirklichen Tieren erzählt, deren Aussehen und Lebensweise es beobachtete und phantastisch ausgestaltete.

Da sind vor allem die Schlangen zu nennen. Ihre auffallende Form und lautlose Art, ihr verborgenes Wohnen in der

Erde, ihr scheues Verschwinden, das sie genauerer Beobachtung meistens entzieht, ihr Zischen und Züngeln und der tödtliche Biß mancher Schlangenart machte sie dem Volk von jeher unheimlich: eine Schlange ist nicht wie irgendein anderes Tier. Daß man sich die Seele früh in Schlangengestalt vorstellte, sahen wir schon; so konnte auch irgendeine Schlange, der man begegnete, eine Seele sein. — Die harmlose Ringelnatter, die gern unter den Häusern und in den Kellern lebt und zuweilen auch in die Stuben gekrochen kommt, galt für einen guten Hausgeist, gelegentlich auch wohl für die Seele irgendeines verstorbenen Familienmitgliedes, der Großeltern oder Eltern, und wird noch heute an manchen Orten als „Hausotter“ bei jedem Melken mit einem Näpfchen voll Milch bedacht, das man ihr auf die Haustürschwelle oder neben die Stalltür stellt. An diese Fütterung erinnert die überall in Deutschland erzählte Sage vom Kind und der Schlange.

Die Hausotter. Nach dem Glauben des Volks in österreichisch Schlesien hat jedes Haus eine Hausotter. Sie wird als guter Geist angesehen, bewacht das Haus, bringt Glück hinein, vertreibt Krankheiten und hält allen Schaden fern. Dafür darf man sie aber auch nicht beunruhigen, sondern muß ihr von Zeit zu Zeit frisch gemolkene Milch an einen ruhigen Ort in der Nähe des Hauses hinstellen. Ihren Wohnsitz hat sie gewöhnlich unter der Gredel, dem freien, etwas erhöhten Platz zwischen dem Haus und der Taufrinne. Sie kommt nur ganz selten aus ihrem Versteck hervor und nur, um vor einem nahen Unglück zu warnen. Wenn sie beim Erscheinen pfeift, so stirbt in kurzem der Hausherr.

Das Kind und die Schlange. In Schwandorf bei Nagold gab eine Mutter ihrem Kind immer, wenn sie ins Feld mußte, einen ganzen Hasen voll Milch und Brot und ließ das Kind daheim allein im Garten. Und wenn sie zurückkam, war er jedesmal rein ausgegessen. Da verwunderte sich die Mutter darüber, aber

das Kind sagte, es komme immer ein Bögelein, und das esse mit ihm. Darum paßte die Mutter eines Tages auf und sah, wie eine Schlange aus der Mauer hervorkroch und mitaß. Wenn das Kind einen Löffel voll genommen hatte, steckte die Schlange immer ihren Kopf in den Hasen und trank, und so ging das fort, eins ums andere. Einmal nahm das Kind sogar seinen Löffel und schlug die Schlange auf den Kopf und sagte: „Iß et no Ißch (Milch), iß au Idle (Bridle)“, und die Schlange ließ sich das ruhig gefallen. Nach dem Essen legte sich die Schlange dem Kind in den Schoß und spielte mit ihm, und als die Mutter sah, daß sie ihm nichts zuleide tat, ließ sie sie gewähren und gab ihr auch später, als das Kind schon erwachsen war, noch lange Zeit täglich allein ihre Milch. — Solche Schlangen darf man nicht töten, sonst bringt es dem Kinde Unglück; es kann ihm sogar das Leben kosten.

Die dankbare Schlange. Vor alten Zeiten lebte zu Büßberg im Kanton Bern ein reicher Bauer, dessen Magd mußte alle Tage auf eine Matte hinaus, die etwa eine Viertelstunde entfernt war, und dort das Vieh melken. Da kam dann allemal eine große Schlange zu ihr auf die Matte und trank von der Milch. Nach einiger Zeit verheiratete sich die Magd. Und als sie beim Hochzeitsmahl saß, kam die Schlange langsam zur Tür herein und legte der Braut eine goldene Krone vor die Füße und dann machte sie eine Verbeugung und kroch wieder zur Tür hinaus.

Um die Schlangenkronen, die hier auf so einfache Weise von der Magd gewonnen wird, gibt es in andern Sagen einen erregten Kampf. Daß manche Schlange ein goldenes Krönlein auf dem Kopfe trägt, weiß das Volk wohl von unscharfen Beobachtungen der Ringelnatter her, von deren schwarzblauem Kopf sich die beiden goldgelben Flecken leuchtend abheben. Waren diese Flecken einmal als wertvolle Goldkrone aufgefaßt, so ergab es sich von selber, daß man darüber nachsann, wie man der Schlange wohl ihr Kleinod

abgewinnen könne; und da gerade die Ringelnatter eine vorzügliche Schwimmerin ist und gerne ins Wasser geht, so kam man auf die Vermutung, sie lege vor dem Baden ihre Krone ab, um sie nicht im Wasser zu verlieren. Diesen Augenblick galt es also wahrzunehmen. — In dem auf den Diebstahl folgenden Schreckenserlebnissen zeigt sich die ganze haarsträubende Angst, die das Volk vor dem unheimlichen Schlangengebiet empfindet.

Die Schießschlangen. Die Schießschlangen bei Rodingen in Luxemburg hausten im Wald und immer in der Nähe eines klaren Wassers, denn in dem badeten sie sich gerne. Im Rodinger Wald wurden sie oft gesehen, wie sie sich wuschen und ihre Sprünge machten, sich auf die Bäume schlangen und sich dann hinunterließen, um sich wieder hinaufzuschwingen. Sie hatten goldene Kronen auf dem Kopf, der übrige ganze Körper war mit schönen buntfarbigen Ringen bedeckt. Die Krone konnten sie auch ablegen; besonders beim Baden taten sie das. Dann legten sie die Kronen auf einen Stein und setzten sie nachher wieder auf. Wurde einer ihre Krone gestohlen, so trauerte sie drei Tage lang und lief wütend umher; aber am dritten Tage schlug sie ihren Kopf so lange an einen Stein oder an einen Baum, bis sie tot dalag.

Der Otterkönig. An einem schönen Sommertag fuhr ein Mühlknecht einen mit Mehl beladenen Karren nach Queienfeld in Sachsen-Meiningen, das keine Mühle hat, und kam unterwegs an einem Bach vorbei. Das war gerade am Mittag. Da sah er den Otterkönig kommen, der war schneeweiß und hatte eine goldene Krone auf dem Kopf. Er legte die Krone am Ufer ins Gras und stieg dann zum Bad ins Wasser. Der Mühlknecht fuhr weiter, aber jedesmal, wenn er um Mittag dort vorbeikam, sah er auch den Otterkönig wieder, und zuletzt wollte er doch gerne die Krone haben. Darum legte er eines Tages seinen weißen Kittel an der Stelle ins Gras, wo der Otterkönig immer seine Krone ablegte, und wartete dann auf ihn. Nach einer Weile kam der Otterkönig

auch und legte seine Krone richtig auf den Kittel und stieg dann ins Wasser. Da machte sich der Mühlknecht hinzu und schlug den Kittel zusammen und legte ihn auf den Karren und fuhr fort. — Als er ein gutes Stück gefahren war, stieg der Otterkönig aus dem Bad und weil er seine Krone nicht fand, schnellte er hinter dem Wagen drein. Er schlang sich um die Pferde und kroch auf den Wagen und fuhr mit offenem Maul und zischend auf den Knecht los; aber der gab die Krone nicht her. Da tat der Otterkönig einen gellenden Pfiff und sofort kamen die Schlangen der ganzen Gegend an und krochen auf den Wagen und wühlten auf ihm herum und zerbissen alle Säcke, daß das ganze Korn auf die Erde fiel. Wie der Mühlknecht nun sah, daß sie ihm seine ganze Ladung verderben und nun wohl auch bald über ihn herfallen würden, nahm er die Krone, die er an seiner Brust versteckt hatte, und warf sie auf die Erde. Da setzte sie der Otterkönig gleich wieder auf und kroch voraus und alle anderen Schlangen hinter ihm her, und dann waren sie in ein paar Augenblicken alle wieder weg.

Je stärker die Angst vor den Schlangen war, desto dringlicher suchte man nach einer wirksamen Abwehr und hat in früheren Jahrhunderten sicher oft auch zu übernatürlichen Mitteln gegriffen: wie dem Teufel und den spukenden Toten ging man dem giftigen Gewürm mit Bann und Zauber zu Leibe. Aber wie alles dergartige, war auch die Schlangenbannung eine lebensgefährliche Kunst, und noch heute weiß man überall in den Alpen die Geschichte von dem Zauberer, dem sein Versuch, die Schlangen zu vernichten, den Tod brachte.

Der Otternbann in Bergalida. Vor alter Zeit hats in Bergalida im Vorarlberg ungeheuer viel Ottern gegeben. Leute und Vieh haben davon zu leiden gehabt und man hat sie gern los sein wollen. Da kommt einmal ein fremdes Männle in die Alp, und wie das von den Ottern hört, fragt es, ob keine weißen

darunter seien. Die Alpler sagen, sie haben nie eine weiße gesehen. „Ja dann“, sagts Männle, „will ich euch schon davon helfen.“ Es macht auf dem Platz vor der Hütte ein Feuer an und murmelt so einen Spruch her, und da kommen wirklich aus allen Löchern und unter allen Steinen die Ottern haufenweise hervor und schießen alle auf das Feuer zu und verbrennen drin. Auf einmal aber hört man von der Höhe her so einen gellenden Pfiff, daß es einem durch Mark und Bein geht, und da schreit der Otternbanner: „Jetzt ist es aus. Jetzt bin ich hin!“ und im selben Augenblick hat eine weiße Schlange das fremde unbekannte Männle durch und durch geschossen.

Unter den mancherlei Tieren, von deren geheimnisvoller Lebensweise und übernatürlichen Kräften das Volk unheimliche Dinge zu erzählen weiß, sei nur noch ein Vogel kurz erwähnt, um den sich eine ganze Reihe merkwürdiger Sagen gebildet haben: der *Nacht-
rabe* oder die *Habergeiß*. Mit diesem Namen bezeichnet die Volkslage in Nord- und Süddeutschland den sonst auch als *Nachtschwalbe*, *Nachtschatten* oder *Ziegenmelker* bekannten *Nachtvogel*, der durch seinen eulenleisen Flug, sein dumpfes Schnurren und spielendes Flügelflatschen, seine Zudringlichkeit gegen Mensch und Tier, nächtliche Wanderer und Hirten am Lagerfeuer recht wohl zum Gruseln bringen kann. Was man von ihm erzählt, ist zunächst die ins Grausige gesteigerte Beobachtung: er verfolge den Menschen mit seinem Flügelschlag und trinke dem Vieh in der Nacht die Euter leer. Dann aber geht es in rein phantastische Vorstellungen über: wer den Ruf der Habergeiß nachschreit, den straft sie ähnlich wie der wilde Jäger; sie schlüpft als Alp durchs Schlüsselloch und quält den Schläfer; in Steiermark und Tirol hat sie ihrem Namen entsprechend den Kopf oder auch den ganzen Leib einer Ziege und wird dann mit dem bödschaltigen Teufel, daneben auch mit dem feurigen Drachen für identisch gehalten.

Der Nachtrabe in Norddeutschland. Der Nachtrabe ist ein großer starker Vogel, der fliegt nur bei Nacht. Man nennt ihn auch den eisernen Vogel, weil er eiserne Flügel hat. Mit denen schlägt er die Leute tot, die ihm nachrufen. Seine Stimme ist wie die von einem Kolkraben, er ruft: har har! oder: warf warf! und dieser Ruf bedeutet Krieg. Er fliegt so schnell: wenn man ihn eben in der Nähe gehört hat, so hört man ihn im Augenblick darauf vielleicht schon eine Stunde weit weg. Ein Bauer hörte ihn bei Undershausen und im nächsten Augenblick schon bei Kohnsen und dann gleich bei Mark-Oldendorf. Einmal hat ihm ein Schäfer spottend nachgeschrien und sein Geräusch nachgemacht. Da kam der Nachtrabe und schlug mit seinen eisernen Flügeln die Schäferkarre in tausend Stücke und den Schäfer schlug er tot.

Von einem unheimlichen Vogel in Luxemburg. Eines Abends gingen die Mädchen in Wintringen, wie es in alten Zeiten Brauch war, in ein Haus spinnen. Unterwegs hörten sie das Geschrei eines Vogels und ein Mädchen von ungefähr achtzehn Jahren ahmte das Geschrei nach. Kaum aber waren sie in der Stube, so kam ein gewaltig großer Vogel ans Fenster geflogen und hatte es entzwei und packte das Mädchen und flog mit ihm davon. Einige Zeit nachher fand man die Kleider des Mädchens im Walde.

Die Habergeiß in Steiermark. 1. Ein mutwilliger Knabe ging eines Abends spät nach Hause. Um sich die Zeit zu vertreiben, schrie er allerhand, und dabei auch mäh! mäh! mäh! Da antwortete ihm der gleiche Ruf aus dem nahen Walde. Der Knabe hielt es für ein Echo und schrie wieder. Da kam auch die Antwort wieder aus dem Wald, und als er das dritte Mal schrie, da kam ein gespenstisches Tier mit einem riesigen Ziegenkopf und einem Vogelleib auf drei Füßen angehüpft und bearbeitete den Knaben, daß er halb tot heimkam. Das war die Habergeiß, und so macht sie es jedem, der sie verspottet.

2. Die Habergeiß macht in den Mondnächten den Hafer schwarz. Sie setzt sich dem nächtlichen Wanderer auf die Achsel und bläst ihm den Tod in die Ohren. Trotz ihres riesengroßen Kopfes kommt sie oft durch das Schlüsselloch und gespenstert in der Nacht im Hause umher und drückt die Schlafenden, indem sie ihnen den schweren Kopf auf die Brust legt.

3. In Schwanberg sah einmal ein Weinhüter um Mitternacht einen feurigen Schab fliegen. Er sah ihm nach und sah, daß er sich auf dem „Riadhhaus“ niederließ. Halt, denkt er, da drinnen ist ja ein kleines Kind. Schnell läuft er, was er nur kann, hin, und wie er zum Fenster hinausschaut, hat sich der Schab in die Habergeiß verwandelt und hat schon das Kind an der Tür befestigt, um es mit seinen Hörnern zu Tode zu stoßen. Der Weinhüter klopft mit aller Kraft ans Fenster, an die Tür, an die Mauern und macht Lärm, um die Hausleute aufzuwecken, — vergeblich, denn alles liegt im tiefsten Schlaf, solange die Habergeiß da ist. Nun sieht er schon, wie die Habergeiß zurücktritt, um einen Anlauf zu nehmen, und sieht auch, wie sie springt. Da fällt's ihm ein und er ruft: „In Gotts Nomen nebenfür!“ Der erste Stoß ist fehl. Zum zweitenmal setzt die Habergeiß an, und er ruft wieder: „In Gotts Nomen nebenfür!“ und der zweite Stoß ist fehl. Und ebenso gehts beim drittenmal. Mehr als dreimal darf aber die Habergeiß nicht stoßen. Wütend kommt jetzt der Böse heraus und auf den Hüter los. Aber der war gleich beim dritten Stoß, so schnell er konnte, zur Scheuer gelaufen; in der lagen Hanfstengel, und da hat er auch beim Eingang zwei Hanfstengel in Kreuzform hingelegt. Als der Böse nun zum Stadel kam, konnte er nicht hinein und blieb draußen, bis die Kirchenguhr Eins schlug. Da war das Kind gerettet. — Die Leute von Schwanberg kannten noch lange den Namen des Kindes, das die Habergeiß hatte stoßen wollen.

Über ganz Deutschland ist endlich noch eine Tiergeschichte ver-

breitet, die jede Grenze zwischen den gewöhnlichen Tieren und den Tiergeistern verwischt und die ganze Tierwelt in einem unheimlichen Licht erscheinen läßt: jemand fängt irgendein Tier, einen Hasen, einen Dachs, einen Fisch; da hört er plötzlich eine Stimme dieses Tier bei Namen rufen. Das gefangene Tier antwortet und entspringt, oder der Mensch läßt vor Schrecken seine Beute fahren. Was das nun eigentlich für ein Tier war? Das eine Mal liegt die Vorstellung zugrunde, daß die Tiere, wie die Genssen-Rühe der Saligen, das Stallvieh von Geistern seien, der Jäger oder Fischer muß also seinen Eingriff in das Geisterreich mit dem tödlichen Schrecken bezahlen; anderwärts gehört das Gefangene zum wilden Heer, ist also gar kein leibhaftiges Tier, sondern nur ein tiergestaltiger Toter; oder es ist die Truggestalt irgendeines Zwerges oder Koboldes, der sich von dem Menschen zum Scheine fangen läßt und ihm dann spottend entspringt.

~~Das unheimliche Tier.~~ 1. Bei Parchim in Mecklenburg liegt ein See, der ist von einem wunderschönen Buchenwald umgeben, und man erzählt, in ihm sei vor Zeiten eine Stadt Minove versunken. Den Leuten in der Stadt ist es auch verboten, in dem See zu fischen. Nichtsdestoweniger brachten die Stadtfischer eines Abends auf Wagen ein Boot dahin und fingen in der Nacht an zu fischen. Als sie das Netz herauszogen, war es so schwer, daß sie es kaum herausbrachten; und als sie hineinsahen, hatten sie einen großen Hecht gefangen, der wog wohl mehrere Zentner, so daß sie ihn nur mit Mühe in das Boot bringen konnten. — Nun fing es aber im See gewaltig an zu lärmern und zu toben, und sie hörten die Stimme eines Mädchens, das lockte mit den Worten: „Nutsche, nutsche!“ die Schweine, und eine Mannsstimme fragte darauf: „Hast du sie nun alle beisammen?“ worauf die erste wieder antwortete: „Ja, neunundneunzig habe ich, aber der einäugige Borch fehlt noch.“ Und indem rief sie wieder: „Nutsche! nutsche!“ Da sprang der Hecht mit einem gewaltigen Ruck aus dem Boot

Der geheimnisvolle Ruf.

und rief: „Hier bin ich, hier bin ich!“ und sogleich war aller Lärm verschwunden und alles totenstill.

2. Bei Boitmannsdorf in Oberfranken liegt ein kleiner Wald, das Ungetreuehäse. Als mal der Bote von Bamberg an das Ungetreuehäse kam, hörte er das wilde Heer, und wie er so geht, kommt ein Has auf ihn zugelaufen; denkt sich der Mann: du bist mir ein guter Braten, und fängt ihn und trägt ihn im Arm fort. Als er aber an den Kreuzweg kommt, hört er rufen: „Wo ist denn die einäuget Häse?“ Der Mann sieht sich seine Häsin an und sieht, daß sie nur ein Aug hat und das kein schönes, und wirft sie weg. Da rief es ihm aus dem Ungetreuehäse zu: „Häst du mich nur über den Kreuzweg hinübergetragen, ich hätt dir den Hals gebrochen!“ Das war der Gottseibeius.

3. In dem Tälchen zwischen Wehr und Hasel in Baden war ein Erdloch, in dem ein Mann einen Dachs vermutete. Er ließ seinen Hund hinein und hielt einen offenen Sack hart an das Loch. Nicht lange, so sprang etwas in den Sack und der Mann band ihn zu und nahm ihn auf den Rücken; aber plötzlich rief in der Nähe ein Erdmännlein: „Krachhörle wo bist du?“ — „Auf dem Buckel im Sack!“ antwortete eine Stimme aus dem Sack. Da merkte der Mann, daß er keinen Dachs, sondern ein Erdmännlein gefangen hatte, und ließ es alsbald frei laufen.

10. Riesen und Räuber

Die Riesen oder Hünen unterscheiden sich von all den Wesen des vorigen Hauptteils dadurch, daß sie für den heutigen Volksglauben einer längst vergangenen Vorzeit angehören. Denn wenn es auch von den Zwergen immer wieder heißt, sie seien ausgewandert und verschwunden, die Furcht vor ihnen und ihren Wechselbälgen kann doch jederzeit wieder aufleben und lebt in der That noch in vielen Gegenden, der Kobold klopft und wirtschaftet noch heute in den Bauernhöfen, vor dem Wassermann und den Korntieren warnt man zum mindesten noch die Kinder; sie alle sind aus einer Vereinigung von Phantasie und Erlebnis hervorgegangen. Die Vorstellung von den Riesen dagegen entstammt dem nach rückwärts gewandten Nachsinnen über die Herkunft einzelner greifbarer Dinge in der uns umgebenden Welt, für deren Erklärung menschliche Kräfte oder unpersönliche Naturgewalten nicht auszureichen scheinen. Immer wieder wird die naive Logik des nachdenklichen Weltbetrachters zur Annahme solcher riesischer Urheber gedrängt. — Da ragt in auffallender Vereinzelnung mitten aus der Ebene ein Berg oder Hügel auf: ein Riese hat ihn vor unausdenklicher Zeit dorthin geschafft; den mächtigen Findling, der seit den Tagen vorgeschichtlicher Bergletscherung einsam auf freiem Felde liegt, hat ein Riese dorthin geschleudert; wo sich im Gebirg die Felstrümmer in regelmäßigen Schichten türmen, so daß eine zufällige Entstehung ausgeschlossen scheint, da haben die Riesen ihre Mauer gebaut; der ungewöhnlich große Balken in der Decke eines Burgzimmers, die uralte Kirche, deren Fundament noch aus ganz roh behauenen Feldsteinen besteht, sind Zeugnisse der Riesenbaukunst; und unter den „Hünengräbern“ Norddeutschlands, den Grabhügeln aus vorgeschichtlicher Zeit, deren gewaltige Steinkammern und =Deckel in jedem Beschauer die Vorstellung über=

menschllicher Kräfte wachrufen, schlafen die Könige des Riesenvolkes ihren letzten Schlaf.

Da die Riesen, zum mindesten heute, nicht erlebt, sondern nur aus ihren Werken erschlossen werden können, weiß man auch über ihr Aussehen nichts weiter, als was sich aus ihren Werken erschließen läßt, nämlich daß sie unendlich viel größer und stärker gewesen sein müssen als das heute lebende Menschengeschlecht. Ihre Größe und Kraft zu schildern, werden die Sagen nicht müde; auf nähere Angaben über ihr Aussehen lassen sie sich dagegen fast nirgends ein.

Was man sich in der Oberpfalz von den Riesen erzählt. 1. Als die Erde neu geschaffen und noch weich war, machten die Riesen, wenn sie darauf umhergingen, mit ihren Fußtritten die Täler und Berge, so groß und schwer waren sie.

2. Zuerst war der Himmel ganz ohne Sterne; nur die Sonne und der Mond schienen. Da warfen die Riesen mit Kugeln nach der Sonnenscheibe und durchlöcherten dabei den Himmel. Aus diesen Löchern sieht nun das Licht des innern Himmels. Die Löcher sind die Sterne.

Von der Größe der Riesen. 1. Auf dem Barberg bei Dassel ragt eine Kuppe empor, die nennt das Volk den Königsstuhl. Auf diesem Königsstuhl saßen früher die Riesen, wenn sie sich unten in der Ilme die Füße wuschen. Von der Kuppe bis zur Ilme sinds mehr als hundert Fuß.

2. Südwestlich von Golmbach in Braunschweig liegt eine Anhöhe, die Huneburg. Da sollen einst Riesen gewohnt haben. Wenn die sich einmal in dem Bach waschen wollten, der dort durch die Wiesen fließt, standen sie mit dem einen Fuß auf ihrer Huneburg und mit dem andern auf dem Weinberg von Amelunxborn. Dann war ihnen das Wasser bequem zur Hand.

3. Ein Riese, der bei Langenberg im Voigtland hauste, war so groß, daß er einmal den besonders spitzen Turm dort als Zahnstocher benutzte hat.

4. Zwischen Ahlhorn und Sage bei Regente in Oldenburg liegt im Chausseeegraben ein großer Stein. Da hat sich mal der Riesenkönig Och, als er müde war, hingelegt und gegessen. Während des Essens merkte er etwas Hartes zwischen den Zähnen und spie es aus. Das war dieser Stein.

5. Am Solling bei Uslar liegen ein paar große Feldsteine, sechzehn bis zwanzig Schuh lang und sechs bis acht Zoll dick. Vor undenklichen Jahren gingen zwei Riesen über das Land. Da sagte der eine zum andern: „Es drückt mich was im Schuh; es müssen wohl Grandkörnchen sein.“ Damit zog er den Schuh ab und schüttelte die Steine heraus.

6. Bei Evesen am Elm liegt ein Berg, der stammt von einem Hünen her. Denn der war einmal bei Regenwetter eine lange Strecke in dem schweren Erdreich am Elm gegangen und da konnte er zuletzt kaum mehr von der Stelle. Darum strich er sich den Lehm von der Sohle, und das ist der Berg bei Evesen.

7. An dem Eckhause des Mollenmarkts und der Bollengasse zu Berlin hangen ein paar gewaltige Knochen; das ist das Schulterblatt und die Rippe eines Riesen, und deshalb nennt man das Haus schlechthin „die Rippe“. Dieser Riese soll hier von einem Erdwurm, so nannten die Riesen in ihrem Übermut die Menschen, erschlagen und so groß gewesen sein, daß sein Leib nicht auf einem Kirchhof Platz hatte, sondern man hat ihn zerstückeln und auf allen Kirchhöfen begraben müssen.

Von der Kraft der Riesen. 1. In der Domkirche zu Innichen im Pustertal hängt eine ungeheure Rippe, die soll von einem Riesen sein. Der hat die acht Kirchenpfeiler, von denen einer ungefähr zwei Klafter im Umfang hat, aus Sexten nach Innichen getragen. Er soll täglich ein Kalb und ein Star Bohnen gegessen haben.

2. Als die Riesen den Brocken bauen wollten, holten sie die Bausteine dazu vom Strand der Nordsee; das kleine Gerümpel packten sie zu unterst und darüber rollten sie die Felsblöcke. Aber

der Boden ihrer Schubböcke hielt nicht dicht. Wie sie vom Meer nach der Baustätte fuhren, rieselte der Meerkies und das dünne Steingeröll durch die Rigen; und als sie den Broden fertig hatten, da waren durch den unterwegs verlorenen Grand auch die Weserberge entstanden.

3. Als noch die Riesen hierzulande waren (in der Mark), da war der Trebelsee noch nicht, denn den haben sie erst ausgegraben, und die Erde, die sie herausholten, das ist der Eiseberg. Als sie beinahe fertig waren, kam noch einer mit einer Schürze voll Erde an, und wie er an die Stelle kam, wo jetzt der Springberg liegt, ging ihm der Schnippel an seiner Schürze auf, sodaß ihm etwas zu Boden fiel, und das ist der Springberg. Da tat er noch einen Schritt und dann konnte er den Rest auch nicht mehr halten — das ist nun der Flachberg bei Deek.

Es ist begreiflich, daß es die Volksphantasie gereizt hat, diese Ungestalten nun auch dem Menschengeschlecht gegenüberzustellen. Das gab erst den richtigen Begriff von der Größe der Riesen, denen die Menschen gerade so winzig erscheinen, wie den Menschen wieder die Zwerge. Doch fällt ein solcher Vergleich nicht immer zuungunsten des Kleineren aus; denn in alle Furcht der Menschen vor den Riesen und in alle Verachtung der Riesen gegen die erbärmlichen kleinen „Müden“ oder „Erdwürmer“ mischt sich doch immer wieder ein Gefühl für die Überlegenheit des Menschengeschlechts, vor allem des Menschenleibes und Geistes über die faule und dumme Natur der großen Riesentölpel, die ja zuletzt vor den Kleinen doch haben weichen müssen.

Riesen und Menschen. 1. Um Treffelstein in der Oberpfalz haben sonst die Riesen auf den Bergen gewohnt. Sie haben die Menschen auf ihren Zeigefinger gestellt und gesagt: „Ach die kleinen Erdwürmer, wie müssen sie sich plagen, um ihr Maul fortzubringen.“

2. Eine Riesin bei Dingstede in Oldenburg fand einst auf dem Feld einen Bauern, der mit vier Pferden und einem Jungen pflügte. Sie packte alles zusammen in ihre Schürze und zeigte es, Bauern, Jungen, Pferde und Pflug, durcheinander und in die Laue verstrickt, ihrem Manne. „Sieh, was da krabbelt,“ sagte sie. Aber der Mann sagte: „Laß die zufrieden; die müssen uns alle ernähren,“ und nahm die Dinger sorgfältig auseinander und und brachte sie an ihre Stelle zurück.

3. In Riez bei Brandenburg war einmal eine Hüne, der waren die Schweine auf der Weide auseinander gelaufen und alles Rufen half nichts, sie konnte sie nicht wieder zusammenbringen. Da riß sie endlich einen gewaltigen Eichbaum aus und kam damit hergestürmt und trieb sie glücklich zusammen und dann kehrte sie nach Hause zurück. Unterwegs sah sie einen Menschen, der pflügte, und nahm ihn ganz verwundert auf und packte ihn samt Ochsen und Pflug in ihre Schürze. Damit kam sie nun zu ihrer Mutter gelaufen und sagte: „Sieh Mutter, was ich da für Erdwürmer gefunden habe!“ Aber die Mutter sagte: „Geh schnell zurück, mein Kind, und trag alles an seinen Ort; denn das sind unsere Vertreiber, die nach uns kommen.“ Da packte das Hünenmädchen alles wieder zusammen und ging zurück nach der Gegend von Brandenburg zu, wo sie den Pflüger gefunden hatte, und setzte alles wieder an seinen Ort. Dann schüttete sie noch den Riezer Berg auf, damit die Vertreiber nicht allzu schnell nach Riez kommen könnten. Und der Berg liegt da noch bis auf den heutigen Tag.

Die geistige Überlegenheit hat die Menschen dann auch zu Herren und Dienstgebern der Riesen werden lassen; die vorhin schon erwähnten Riesenbauten, Burgen und Kirchen, sind von den Riesen meistens im Dienst der Menschen errichtet. — Auf der andern Seite sind die Riesen aber auch als uralte Heiden von tödlichem Haß gegen das Christentum beseelt, und von manchem Felsblock,

den ein Riese an seinen heutigen Platz schleuderte, heißt es, der Wurf habe eigentlich einer Kirche gegolten.

Der Riesenbalken im Spangenberg Schloß. Ein mächtiger Herr ließ zu Spangenberg in Hessen ein Schloß bauen und hatte einen Riesen zum Baumeister genommen. Als das Schloß nun fertig war, kam eines Tages der Herr, um es zu besehen. Da merkte er, daß in einem Zimmer noch ein Balken fehlte und schalt seinen Baumeister darum. Da lief der Riese nach dem Bromsberge und riß einen Baum aus und trug ihn auf der Schulter nach dem Schloß und stieß ihn durch die Mauer gerade dahin, wo der Balken fehlte. Da liegt er noch immer, an der Decke des sogenannten Rittersaales.

Riesenkirchen. 1. Vor alten Zeiten lebten in Tirol zwei Riesen. Der eine hauste auf dem Tscheggelberg und baute die Kirche St. Katharina in der Scharte, der andere wohnte auf dem Vigilijoch und baute die Kirche dort auf dem Hügel. Sie hatten aber mitsammen nur einen Hammer, mit dem sie täglich abwechselten. Hatte der eine den einen Tag mit dem Hammer gearbeitet, so warf er ihn abends über das Etschtal hinüber seinem Genossen zu. Beide Riesen sollen auf dem St. Vigilijoch gestorben sein, wo man ihre Gebeine noch zeigt.

2. Die drei uralten kleinen Kirchen von Gaurettersheim, Oberwittighausen und Grünsfeldhausen in Unterfranken wurden von den Riesen erbaut. Sie trugen die großen schweren Steine dazu in ihren Schürzen herbei. Als die erste von den Kirchen fertig war, warf der Riesenbaumeister seinen Hammer in die Luft und wollte da, wo er hinflöge, eine zweite Kirche bauen. Zwei Stunden weit ist der Hammer geflogen und dort wurde dann die zweite Kirche gebaut. Und als die fertig war, warf er seinen Hammer wieder in die Luft und hat dann da, wo er hinfiel, die dritte Kirche gebaut, und das war wieder zwei Stunden entfernt. In der Kirche zu Gaurettersheim wird eine Rippe von dem Baumeister aufbewahrt

und in den beiden anderen Kirchen je ein Hemdärmel von einem Riesen.

Die Kirchenfeinde. 1. Der Turm von Zethlingen unweit Kalbe in Anhalt hat keine Spitze. Die hat nämlich einmal ein Riese mit einem großen Stein, der noch auf der Feldmark liegt, vom Zethlingenschen Mühlenwerk aus abgeworfen. Ebenso hat er es mit dem Güssefeldschen Turm machen wollen, da hat er aber nicht hinwerfen können; der Stein ist vor dem Dorf hingefallen und da liegt er noch heutigentags. Man sieht noch ganz deutlich, wie er zugepackt hat, denn oben haben sich seine fünf Finger in den Stein eingedrückt.

2. Auf der Feldmark in Tramm in Mecklenburg liegt ein ziemlich großer Stein; in dem ist eine Rinne, so daß es aussieht, als wäre früher mal ein Strick um den Stein herumgegangen und hätte in ihn hineingeschnitten. Um diesen Stein haben einst die Riesen, die auf dem Berg bei Bahlenhüschchen wohnten, einen Strick gebunden und ihn nach dem Kirchturm zu Kladrup geschleudert. Sie haben aber ihr Ziel verfehlt und der Stein ist auf das Trammer Feld gefallen. — Ein Förster von Bahlenhüschchen hat einst den Stein nach seinem Hause bringen lassen; aber er hat Tag und Nacht keine Ruhe gehabt, bis er ihn wieder an seinen Ort schaffen ließ.

Alles, was bisher von den Riesen erzählt wurde, konnte ohne Schwierigkeit im oben angedeuteten Sinn aus den steinernen Spuren ihres Tuns erschlossen oder von da aus durch freie Phantasietätigkeit weitergedichtet werden. Nur eins war auffallend und nicht recht zu verstehen: die Nachricht, es hätten zwei nur einen Hammer gehabt und den einander übers Tal hin zugeworfen. Hat auch sie etwa nur den Zweck, die Kraft der Riesen anschaulich zu machen? Aber gerade diese Angabe wiederholt sich durch ganz Deutschland mit so überraschender Gleichförmigkeit, daß man ihr gern irgendeine verborgene Bedeutung beilegen möchte. Wenn wir

nun von den Hannöverschen Riesen hören, daß sie von ihren zwei Bergen aus bei Zechgelagen über das Tal hinüber mit ihren Gläsern anstießen und daß dabei einmal ein Glas zerbrach und deswegen ein großer Riesenkampf entstand; und von den beiden Pyramonter Riesen, daß sie sich ihre Löffel mit dampfendem Brei von einem Berg zum andern übers Tal hinüberreichten, so sieht das aus wie die mythische Auffassung eines Gewittervorganges: die dicken runden Wolken kommen von zwei Bergen her aufeinander zu und treffen sich über dem Fluß in Bliß und Krachen, oder sie schweben dampfend über das Tal von einer Seite zur andern. Dann wären diese Sagen von einem Geschlecht zuerst erzählt worden, das die Riesen noch als gegenwärtig erlebte. — Der von den Riesen geschleuderte Hammer entstammt dann gewiß einer verwandten Vorstellung und auch die oft wiederholte Erzählung von dem einen gemeinsamen Badtrog zweier Riesen wird auf Ähnliches zurückgehen. Deutlicher wieder liegt das gleiche Motiv den Sagen vom Riesenstreit zugrunde, in dem die Felsblöcke, von wilder Wut geschleudert, über das Tal hin und wieder fliegen.

Zechende Riesen. Bei Wulften auf dem Duttberge wohnte einst ein Riese und ein anderer auf dem Klingenberg, der anderthalb Stunden davon entfernt liegt. Diese Riesen waren so groß: wenn sie auf ihren Bergen zechten, stießen sie über das Tal herüber mit ihren Gläsern zusammen an. Dabei ist dem einen einmal sein Glas zerbrochen. Da meinte er, der andere hätte das mit Absicht getan, und davon gab es einen heftigen Streit und zuletzt wurde der eine erschlagen. Noch heute soll an der Stelle, wo der erschlagene Riese liegt, ein Denkmal stehn.

Kochende Riesen. Als die Hünen aus dem Lande vertrieben waren, blieben zuletzt noch zwei alte übrig, an die wagte sich niemand. Der eine hauste auf dem Schilde, der andere auf dem Osterberg, die beide im Pyramonter Tal liegen. Und wenn sie nun mittags Brei gekocht hatten, so reichten sie ihn sich in gewaltig

großen Löffeln über das Tal herüber und hinüber, so daß die Leute, die im Grunde wohnten, immer ein Schrecken ankam.

Die Badgenossen. Im Sauerland am hohen Lemberg bei Saalhausen hat einmal ein Hüne gewohnt, und auf dem Wilzenberge beim Kloster Grasschaft ein anderer, die haben zusammen nur einen Badtrog gehabt und haben einander immer ein Zeichen gegeben, wenns zum Baden gegangen ist. Da hat einmal der Wilzenberger eines Morgens gehört, wie der Lemberger den Badtrog ausgekracht hat, und ist gleich bei ihm erschienen und hat baden wollen; aber der Lemberger hat gesagt, er habe sich nur ein bißchen am Bauch geschrappt.

Ein Riesenstreit. Bei Barneize jenseits der Aller liegt der Veriden- oder Verchenberg, und etwa drei Stunden davon bei Brelingen liegt ebenfalls ein Berg; auf denen standen einmal zwei Riesen, die waren miteinander in Streit geraten und schimpften sich aus. Da nahm der eine im Zorn sein Beil und schleuderte es nach dem andern, daß es dem ins Bein fuhr. Darüber wurde der andere gewaltig zornig und nahm alle Steine, die auf dem Veridenberg lagen und schleuderte sie nach dem Riesen auf dem Brelinger Berg, und das sind die gewaltigen Steinhaufen, die da noch heute liegen.

Ist die Deutung richtig — und gerade auf das blitzende Beil und die polternden Steinböcke der letzten Sage paßt sie gut —, so haben frühere Geschlechter das Treiben der Riesen im Spiel der Wolken und Wetter zu beobachten geglaubt. Verwandte Vorstellungen finden sich noch heute in Tirol. Dort hat sich nämlich in den Sagen von den riesigen wilden Waldleuten allerlei erhalten, was an uralte Wetterriesen erinnert: ihre Stimme ist der Donner, Bergsturz und Föhnsturm sind die Zeichen ihres Daseins. In Tirol könnte es am ehesten noch heute zu einem Riesen, „erlebnis“ kommen.

Von den Riesen in Tirol. 1. Die Stimme der Riesen war so laut: wenn einer schrie, so bebten die Burgen und die Felsen stürzten zusammen oder spalteten sich und auf den Bergen wurden Lawinen los. Darum mußten die Riesen fürchten, mit ihrer Stimme einmal ihre eigenen Häuser zu zerstören, und darum waren sie immer sehr schweigsam; manche glaubten, sie wären gänzlich stumm.

2. In einer Höhle ob dem Gnadenwald wohnte der furchtbare Walder Riese. Einmal schlief er im Wald und schnarchte, daß die Bäume weit und breit zitterten. Da fuhr ein Bauer des Weges daher und dachte sich: das ist heute doch ein Sturmwind, daß die Bäume so sausen! Endlich kam er zu dem schlafenden Riesen. Er dachte, es wäre ein Hügel und fuhr hinan. Als er zur Nase kam, dachte er sich: da gibts zwei Wege, ich fahre rechts; und fuhr in das rechte Nasenloch. Aber das Fuhrwerk kitzelte den Riesen und er nieste so stark, daß das Fuhrwerk bis in die Gegend von Lans heraufflog. Später verschwand der Riese; niemand weiß warum und wohin.

3. Ein Bauer von Raunersberg, ein rechter Raufbold, wollte einmal mit dem Riesen anbinden, der im Tscheyerstal hauste, und machte sich auch auf den Weg, ihn zu suchen. Aber wie er in das Tscheyerstal trat, hörte er ein Getöse, als wenn in der Ferne ein Wasserfall brauste oder ferner Donner rollte, und dann spürte er ein Wehen, und je weiter er vorwärts schritt, desto stärker wurde das Wehen, bis es fast war wie ein Sturm. Und dann sah er von weitem, wie die Bäume sich bogen und wieder aufschnellten wie in einem Orkan; und zuletzt sah er, daß dort der Tscheyerstaler Riese lag und schlief und schnarchte und solchen Wind aus der Nase blies, daß die Bäume sich bogen. Da blieb der Raunersberger stehen. „Man muß die Leute nicht im Schlafe stören,“ sagte er, und schlich sich sachte wieder heim.

Alte Naturbeobachtung lebt endlich noch in den Sagen von begrabenen Riesen, die in ihrem Grab keine Ruhe geben. In den Erdbebengebieten Südeuropas wird zur Erklärung der furchtbaren Erschütterungen gerne erzählt, drunten im Erdinnern liege ein Riese begraben oder gefesselt und rede von Zeit zu Zeit die Glieder, und etwas Ähnliches weiß auch die deutsche Volksüberlieferung.

Der begrabene Riese. 1. Unter dem Kopf des großen Hohenack im Elsaß liegt ein ungeheurer Riese begraben, dessen Atmen und Stöhnen hört man oft weithin über die Berge und in die Täler hinab. Darum heißt der Gipfel des Berges auch das Riesengrab.

2. Vor Zeiten, als es noch Riesen gab, wohnten ein paar davon in der Gegend bei Reichenbach in Hessen, der eine auf dem Felsberg, der andere auf dem Hohenstein. Einmal hatten sie Streit miteinander bekommen und warfen sich in ihrer Wut mit Felsblöcken. Damals lagen auf dem Felsberg noch ziemlich wenig Blöcke, aber auf dem Hohenstein um so mehr, und darum war der Hohensteiner Riese im Vorteil. Er warf auch so heftig auf den Felsberger los, daß der in kurzer Zeit unter den Blöcken begraben war. Wenn man jetzt noch hart auf den Boden des Felsbergs auftritt, dann brüllt der ungeschlachte Riese drunten. — Daher kommt es auch, daß es auf dem Hohenstein so kahl ist an Felsblöcken. Das einzige, was man da noch sieht, ist eine Wand vom Haus des Riesen.

Meistens handelt es sich jedoch, wo von begrabenen Riesen die Rede ist, nur um die phantasievolle Erklärung der hohen Grabhügel einer längst vergessenen Kulturperiode.

Das Grab des Riesenkönigs. Etwa eine halbe Stunde von Prigwall in der Mark liegt das Dorf Kemnitz, dessen Feldmark mit großen Steinmassen bedeckt ist, die zum Teil in größeren oder kleineren Hügeln zusammengetragen sind, aber so regelmäßig, daß immer unten die großen und oben die kleineren Steine liegen. Einer dieser Hügel ist wohl über zwanzig Fuß hoch und hat hundert-

zwanzig Schritt im Umkreis, das ist aber auch bei weitem der höchste. Er besteht durchweg aus Feldsteinen, zwischen denen sich nur wenig Erde angelegt hat. Unter diesem Hügel, sagt man, ist der Riesenkönig begraben, und zwar in einem goldenen Sarg, und der goldene steht in einem silbernen Sarge und der wieder in einem eisernen. — Das ist aber alles nicht wahr, denn die Kemnitzer hätten schon längst gern den silbernen und den goldenen Sarg haben mögen und haben vor einigen Jahren drei Tage lang die Steine weggeräumt; sie haben aber nur ein paar tönernen Urnen mit Asche und verbrannten Knochen gefunden.

Von einem Riesen ganz anderer Art als alle die bisherigen, einem richtigen Märchenriesen und Menschenfresser, meldet die Oldenburger Sage. Rapel hieß er und hauste in einer Höhle im Rapelsberg und machte die ganze Umgegend als Räuber unsicher. Wen er fing, den fraß er auf; nur ein Mädchen aus Barel ließ er leben und nahm sie zum Weib. Aber die Kinder, die sie ihm gebar, fraß er gleich nach der Geburt. Endlich erlaubte er einmal seiner Frau, nach Barel zu gehen, ließ sie aber schwören, keinem Menschen zu verraten, wo sie sei und wie es ihr gehe, und noch am gleichen Tag zurückzukommen. Da streute die Frau Erbsen auf ihren Weg und erzählte der Kirchenmauer ihre ganze Geschichte, so daß die Kirchgänger sie hören konnten; da sind sie nachher hingegangen und haben dem Riesen in dem Augenblick, wo er aus seiner Höhle hervorkam, einen Kessel voll heißen Wassers ins Gesicht gegossen, daß ihm Hören und Sehen verging, und haben ihn dann getötet. „Die Höhle im Rapelsberg ist eingestürzt, aber der Stein, der sie verschloß, soll noch dort liegen.“ — Diese Oldenburger Fassung der weitverbreiteten Sage ist darum besonders wertvoll, weil ihr Träger ein Riese ist; das ist sicher das Ursprüngliche; die ganze an Motiven reiche Sage sieht aus wie ein knapper und realistischer Niederschlag eines alten Riesenmärchens. In ganz

Norddeutschland dagegen, aber auch in der Schweiz, erzählt man die gleiche Geschichte von einfachen R ä u b e r n, die sich für das Volk in nichts von den „geschichtlichen“ Raubrittern und Wege-
lagerern unterscheiden.

R ä u b e r Danneil. Im Huj beim Kloster Hujseburg bei Halberstadt hat vor langen Jahren ein grausamer Räuber gehaust, der hieß Danneil. Er hatte sich dort mit seinem Bruder eine Höhle gebaut, und weil er selber ein Schmied, sein Bruder aber ein Steinhauer war, so ist die Höhle auch schnell fertig gewesen. Da hat Danneil zum Dank seinen Bruder totgeschlagen, und nun raubte er von seiner sicheren Höhle aus in der ganzen Umgegend. Dazu hat er namentlich weithin durchs Holz bis nach der Landstraße Bindsäden gezogen, die führten in seine Höhle und dort waren Glocken daran befestigt. Stieß nun jemand auf der Landstraße an so einen Bindsaden, so läutete es in der Höhle, und dann stürzte Danneil rasch zu Pferd hervor und brachte den Raub in seine Höhle. Und damit man seine Spur nicht finden konnte, hatte er seinem Pferde die Hufe verkehrt aufgeschlagen; so führten die Spuren hinunter, wenn er oben in seiner Höhle war, und führten hinauf, wenn er ausgeritten war. Namentlich stellte er den Mädchen nach; die schleppte er in seine Höhle, und wenn sie dann Kinder gebaren, hängte er die Kinder in den Bäumen auf, daß es gräßlich anzusehen war. — So hatte er auch einmal eine gefangen, die ist volle sieben Jahre bei ihm gewesen und hat ihm die Wirtschaft führen müssen. Aber zuletzt hat sies nicht mehr mit ansehen können, wie er so ihre Kinder eins nach dem andern aufhängte, und da ist sie ihm entflohen. Danneil legte nämlich nach Tisch immer seinen Kopf in ihren Schoß, da mußte sie ihn lausen und darüber schlief er gewöhnlich ein. Da hat sie sich eines Tages die Taschen voll Erbsen gesteckt, und als er eingeschlafen war, hat sie seinen Kopf ganz sanft auf den Boden gelegt und ist fortgelaufen auf Hujseburg zu und hat während ihrer Flucht den

ganzen Weg entlang die Erbsen verstreut. Als sie nun schon eine Weile fort war, ist Danneil aufgewacht und sieht sie eben ins Kloster gehen; da wirft er wütend sein Messer hinter ihr her und hätte sie auch getroffen, aber sie ist gerade in die Klosterpforte eingetreten; so fuhr das Messer in die Tür, und die Spuren hat man noch lange sehen können. — Durch die Erbsen hat man dann Danneils Höhle gefunden und da hat er sich in seiner Höhle eingeschlossen. Er war so gut eingerichtet und mit allem versehen, daß man ihm lange nichts anhaben konnte. Da hat man oben ein Loch gehauen und dadurch heißes Wasser in die Höhle gegossen, aber das hat Danneil abgezapft. Schließlich hat man aus heißem Wasser und Erde einen Dreckbrei gemacht und den hineingeschüttet und so wurde der Räuber endlich zum Tode gebracht.

11. Von großen Freveln und ihrer Strafe

Frau Hütt. In uralten Zeiten lebte im Tirolerland eine mächtige Riesenkönigin, Frau Hütt, und sie wohnte auf den Gebirgen über Innsbruck, die heute grau und fahl sind, aber damals waren sie voll von Wäldern und reichen Ädern und grünen Wiesen. Einmal kam ihr kleiner Sohn heim und weinte. Er hatte sich eine Tanne zum Stedenpferd abkniden wollen und war dabei in den Morast eingesunken, und nun waren sein Gesicht und seine Hände ganz bedeckt von Schlamm und sein Kleid war schwarz wie ein Köhlerkittel. Frau Hütt tröstete ihn und versprach ihm ein schönes neues Kleid und rief einen Diener, der sollte weiche Brotsamen nehmen und ihm damit das Gesicht und die Hände reinmachen. Aber kaum hatte er damit angefangen, da zog ein schweres, schwarzes Gewitter daher, das deckte den ganzen Himmel zu, und dann schlug ein entsetzlicher Donner ein. Als es wieder hell wurde, waren all die Äder und Wiesen und Wälder verschwunden und auch die ganze Wohnung der Frau Hütt; nur eine öde Wüste war da, mit zerstreuten Steinen, zwischen denen kein Grashalm mehr wachsen konnte. Und in der Mitte stand die übermütige Frau Hütt, versteinert, und wird so stehen bis an den jüngsten Tag.

Der Adamstanz bei Wirchow. Unweit des Dorfes Wirchow in der Mark Brandenburg stehen eine große Menge Steine beisammen, die sich ordentlich zu einem Kreis zusammengestellt zu haben scheinen. Es sind aber auch eigentlich gar keine Steine, sondern verwandelte Menschen, die zur Strafe in Stein verwandelt wurden. Es geschah nämlich einmal vor vielen hundert Jahren, daß eine Anzahl von Leuten hier am heiligen Pfingsttage einen Tanz ausführten, und dabei waren sie ganz nackt. Aber kaum hatten sie den Tanz begonnen, so blieben sie auch stehen, wie sie grade standen, und so kann man sie noch heute sehen. In

der Mitte stehen die beiden Bierschänker, außerhalb des Kreises die beiden Spielleute und um die Bierschänker herum die vierzehn Tänzer.

Die sieben Brüder. Auf dem Siebenbrüderberg bei Mohrin in der Mark, dicht an dem alten Wege nach Zöllin, standen sonst sieben große Granitblöcke, von denen der eine immer größer war als der andere. Die sollen auf folgende Weise dahin gekommen sein: Es waren einmal sieben Brüder, die hüteten dort eines Morgens auf dem Berge die Kühe und waren sehr übermütig. Als die Sonne nun höher heraufkam, öffneten sie ihre Kober, um zu frühstücken. Der eine von ihnen hatte einen Käse mit und — mochten sie nun satt sein, oder war es bloßer Übermut — sie nahmen ihre großen Viehpeitschen und hieben damit solange auf den Käse los, bis Blut daraus hervorkam. Dafür sind sie zur Strafe auf der Stelle in Steine verwandelt worden, und die sieben Steine haben dort gestanden, bis vor wenigen Jahren der Zöllinsche Weg verlegt wurde.

Eine Frevelsage aus dem Jahre 1905. Da war einmal ein Besitzer hinter Deutsch-Eylau in Ostpreußen, der war steinreich. Drei große Güter soll er gehabt haben. Der hat sich geärgert, weil all der Regen kam (nämlich Ende Juli 1905). Er konnte doch wohl nicht einern. Und da geht er aufs Feld und wird den lieben Gott totschießen. Er schoß mit dem Revolver, der dreimal geladen war, in den Himmel hinein! Und gerade wie er schoß, kam ein großes Gewitter, und es fing an zu donnern und zu blihen. Da blieb der Mann gleich stehen, so wie er war, wie von Stein. Bloß die Augen sind wie Glas und klappen immer auf und zu. Wo er hingeschossen hatte, blieb aber am Himmel ein schwarzer Fleck. — Nun schrieben sie an den Kaiser, was sie mit dem versteinerten Mann machen sollten. Da schrieb der Kaiser, sie sollten ihn begraben. Das ging aber nicht. Denn sie hatten sechs Pferde vorgespannt, und die kriegten ihn nicht von der Stelle.

Er war nämlich halb in die Erde hineingesunken, daß er nur noch halb zu sehen ist, und da war er festgeklebt und festgenagelt. Da schrieben sie noch einmal an den Kaiser, was sie tun sollten. Sie wollten nämlich ein Gitter herumsetzen, daß es aussieht wie ein hübsches Denkmal. Darauf antwortete der Kaiser: Das wird nicht erlaubt, ein Gitter zu setzen. Und wenn der Mann Gott so gelästert hat, braucht er auch nicht begraben zu werden. Er soll ruhig stehen bleiben, wie er steht, daß ihn jeder sehen kann, zum Zeichen für seine Gotteslästerung. Nun gehen alle hin und sehen ihn sich an. Und die Geschichte ist ganz gewiß wahr, denn meiner Schwägerin ihr Sohn kennt den Herrn. Auch die Leute auf der Kolonie (in den Arbeiterwohnhäusern der Eisenbahnwerkstätte) wissen es schon alle, und die kennen ihn auch alle, und sie wissen auch alle, wie er heißt. Auch die Schulkinder hier in Osterode wissen es alle, und wenn die Kinder es schon alle wissen, muß doch was Wahres dran sein. In die Blätter kommt es nicht, denn die Angehörigen wollen es nicht haben, daß es raus kommt.

Diese Geschichten haben mit den Riesensagen des vorigen Kapitels darin eine gewisse Verwandtschaft, daß auch sie die Herkunft irgendwie auffallend geformter oder angeordneter Steine erklären wollen. Der einsame Schrofen im öden Trümmerfeld des Felsgebirges, uralte Steinsäße, die einem vergessenen Geschlecht zu unbekanntem Zwecken gedient haben mögen, sind Spuren göttlicher Strafgerichte, die den Frevler nach alter Vorstellung „in Stein springen“ ließen. Bei der jungen Gottesfrevlersage, die Ende Juli 1905 im ostpreußischen Osterode ganz plötzlich auftauchte, sich schnell über viele Meilen hin verbreitete und nach drei Wochen schon wieder so gut wie vergessen war, gelang es allerdings nicht, den bezeichnete Stein nun auch wirklich aufzufinden.

Ähnliche Frevelsagen knüpfen sich nicht nur an Steine, sondern

auch an irgendwelche andre auffallende Erscheinungen. Wie noch im zwanzigsten Jahrhundert nicht wenige geneigt waren, die Zerstörung von Martinique als eine Strafe Gottes für ungeheure Frevel aufzufassen, so hat das Volk zu allen Zeiten zu den Spuren großer Zerstörungen, etwa eines Bergsturzes, oder einer Überschwemmung, rückwärts dichtend Frevelgeschichten erfunden, ganz ähnlich wie zur Erklärung gewisser Spukerscheinungen in den Sagen von umgehenden Toten.

Bestimmte Arten des Frevels kehren dabei immer wieder. Meistens ist es sündhafter Übermut, der den Zorn Gottes auf den Übermütigen herabrief. Übergroßer Reichtum tut nicht gut, er macht die Herzen hart gegen die Armen und die Ohren taub gegen die Stimme des Warners, er führt zur Verachtung der heiligen Gottesgabe, des Brotes. Der übermütige Reiche, dem alles Maß verloren ging, fühlt sich durch die Gebote Gottes nicht mehr gebunden, und immer endet sein Frevel mit jähem Untergang.

Die Silberkaul. Die Silberkaul, der höchste Berg des Kreises Waldbröhl im Bergischen, barg früher unermessliche Schätze und die Bergleute verdienten damals dort sehr viel Geld. Aber sie sparten auch nicht; sie wurden stolz und gottlos und brachten ihr Geld in Saus und Braus durch und gaben ihren Kindern die blanken Silbertaler zum Spielen. — Einmal hatten die Bergleute ein großes Gelage, und wie sie mitten im ärgsten Zechen und Prassen waren, kam ein Vöglein dahergeflogen, das setzte sich in das offene Fenster der Zechstube und sang hinein:

Silbertuhle, tu dich zu,
Es bleibt kein Hirte bei der Kuh!

Die Bergleute hörten es wohl, aber sie lachten und spotteten nur darüber. Und als sie am andern Morgen wieder einfuhren, kam ein schweres Gewitter herauf, das entlud sich grad über der Silberkaul. Vom Platzregen wuchsen die Bäche, der ganze Teich zwischen Silberkaul und Heidberg wurde überschwemmt; und als dann noch

ein Blitz den Staudamm zerriß, da ist die Grube Heidberg mit ihrer ganzen Belegschaft in den hereinbrechenden Fluten ertrunken. Der Betrieb mußte eingestellt werden, und mit dem Segen des Bergbaus war es für immer zu Ende.

Die Blümlisalp. Wo jetzt der Turtmannletscher im Berner Oberland das Tal mit seinen Eismassen abschließt, war einst die blütenreiche „Blümlisalp“, die schönste und reichste im ganzen Tal. Dort wohnte ein Senn, der führte mit einem Mädchen Kathrin zusammen ein sündhaftes Leben. Der alte blinde Vater wurde abscheulich behandelt; sie strichen ihm sogar Kuhmist statt Butter aufs Brot. — In einer fürchterlichen Gewitternacht befahl der Senn dem armen Alten, das Vieh einzutreiben. Der Alte ging; aber ohne es zu wollen, trieb er das Vieh, die ganze Herde, immer weiter von der Alp weg. Da kam auf einmal das Eis über die Alp gestürzt und begrub den bösen Sennen und die böse Kathrin mitsamt ihrem kleinen schwarzen Hunde. — Noch heute sieht man, wenn der Turtmannbach groß wird, den kleinen schwarzen Hund am Wasser hin und herlaufen und aus den Gletscherschründen rufts herüber:

Ich und min Kathrin

Müssen immer und ewig auf der Blümlisalp sin!

Wie der Kalterer See entstand. In dem Haus am Kalterer See in Tirol, das heute „Klughammer“ heißt, wohnte einst ein reicher, unbarmherziger Bauer. Er hatte einen riesigen Besitz an Feldern und Weiden und ungezählte Herden von Rindern und Pferden und Schafen und war dabei so geizig, daß er nicht einmal seine Arbeiter richtig auszahlte. Aber eines Tages kam ein altes Männlein zu ihm in die Stube und bat ihn um etwas Essen oder wenigstens um einen Trunk Wasser. Der Bauer wies ihm die Tür und sagte: „Pack dich zum Teufel! Zu essen gebe ich nichts, und Wasser hat mir Gott selbst nicht genug gegönnt.“ Da ging das Männlein betrübt fort und weinte auf dem

Weg. Und seine Tränen wurden zu einem Strom und der Strom überflutete die vielen Felder des Gotteslästerers und machte ihn zum armen Mann. So ist der Kälterer See entstanden. Das Männlein aber ist Christus selber gewesen.

Das Bosserdanger Schloß. Im Bosserdanger Moor bei Oberkerschen in Luxemburg stand vor vielen, vielen Jahren ein Schloß, dessen Herrschaft war im ganzen Lande berüchtigt wegen ihres Geizes und wegen ihrer Härte gegen arme Leute. Eines Tages kam ein alter Bettler auf den Schloßhof und bat um ein Almosen. Da ließ der Schloßherr die Hunde auf ihn heßen. Aber eine mitleidige Magd rief die Hunde zurück und lief auf ihr Zimmer und brachte dem Bettler etwas von ihrem Ersparten. Da sagte der Bettler, sie solle sofort das Schloß verlassen und mit ihm kommen; und sie dürfe nicht eher hinter sich sehen, als bis er selber stehen bleibe. Sie verließen das Schloß, und nach einer kleinen Strecke blieb der Alte bei zwei großen Birnbäumen stehen. Da sah das Mädchen sich um. Aber von dem Schloß war nichts mehr zu sehen, nur der Schornstein ragte noch aus einem tiefen Wasser hervor. Eine prächtige goldene Wiege, in der ein kleines Kind lag, schwamm noch eine Weile auf dem Wasser (nach einigen sogar acht Tage lang) und versank gerade an der Stelle, wo der Schloßbrunnen gewesen war. Und als sich das Mädchen dann wieder nach seinem Begleiter umsah, war er verschwunden.

Der Meerweizen. Wenn die Bremer Schiffer nach Amsterdam fahren, kommen sie an einer Stelle vorbei — es soll bei Harlingen sein —, wo Weizen im Meer wächst. Die Ähren kommen ganz goldgelb aus dem Wasser hervor, aber es sind keine Körner drin. Da war nämlich mal in dieser Gegend eine reiche Frau, die war so reich, daß sie gar nicht daran dachte, sie könne je arm werden. Da kam nun einmal einer von ihren Schiffen aus der Ostsee, der hatte Weizen geladen. Die Frau fragte ihn, auf welcher Seite er den Weizen eingeladen habe; da sagte er: „Auf dem

Badbord“; da sagte sie: „So schütt ihn auf dem Steuerbord nur wieder aus.“ Da warnte er sie denn, sie solle sich nicht versündigen; es könne ihr noch einmal schlecht gehen. Aber sie zog einen Ring vom Finger und warf ihn ins Meer und sagte: „So wenig als ich diesen Ring je wieder bekommen kann, so wenig kann ich auch je arm werden!“ und ließ ihn allen Weizen ins Meer schütten. — Am andern Tag schickte sie ihre Magd auf den Markt, einen Schellfisch zu kaufen, und als die Magd den Fisch zu Haus aufschneidet, so liegt der Ring drin. Und da hats dann auch nicht lange mehr gedauert, so ist die Frau ganz arm geworden, so arm, daß sie zuletzt nicht mehr so viel hatte, um ihre Scham zu bedecken. — An der Stelle aber, wo sie den Weizen ins Meer schütten ließ, wächst er noch fort bis auf den heutigen Tag.

Vineta. Etwa eine halbe Stunde vom Strefelberg, einem Vorgebirge auf Usedom, hat vor uralter Zeit eine große, reiche Stadt gelegen, die hieß Vineta; in der hat alles von Gold und Silber und Marmor gegläntzt, aber die Leute in der Stadt sind sehr gottlos gewesen. Kleine Löcher in den Wänden haben sie mit Brot verstopft, und ihre Schweine haben aus goldenen Trögen gefressen, und selbst die waren ihnen noch nicht gut genug. Da beschloß der Herr, die gottlose Stadt untergehen zu lassen, und an einem schönen Sommertag erhob sich plötzlich ein Wetter; die Wellen brachen über die Stadt herein und begruben alles. Nur ein einziger Mann, der fromm geblieben war, setzte sich noch rechtzeitig auf sein Pferd und entkam. Die Wellen stürzten zwar hinter ihm her, aber er kam glücklich nach Coserow, und da war er gerettet. Sein Pferd stürzte aber auch gleich tot unter ihm zusammen. — So ist Vineta untergegangen. Aber alle Jahre, am heiligen Ostermorgen, hebt es sich aus der Flut und tanzt und springt freudig über den Wogen.

Was im einzelnen der Anlaß war, warum eine solche Frevel-

und Untergangssage an dem einen oder andern Ort erzählt wird, läßt sich auch nur im einzelnen beantworten. In vielen Fällen haben wirkliche Untergangsspuren, Burgtrümmer oder die Reste verlassener Siedelungen die Phantasie erregt; in andern hat sich die bereits verdunkelte Vorstellung vom unterirdischen Reich der Toten mit Frevel und Untergang eine erklärende Vorgeschichte geschaffen. Die Sagen von versunkenen Küstenstädten, die zunächst aus der Erinnerung an große Überschwemmungen erwachsen, fanden ihre Nahrung immer wieder in den eigenartigen und sehr eindrucksvollen Luftspiegelungen, die gerade am Meeresstrand bei klarem Wetter oft weitentlegene Orte und Landschaften für ein paar Stunden mit überraschender Deutlichkeit über dem Horizont erscheinen lassen. So taucht im Norden von Rügen an gewissen Tagen die von den Fluten verschlungene Stadt „Arkona“ mit ihren Häusern und Straßen und Türmen „wie ein Nebelbild“ aus dem Meer empor; so „tanzt und springt“ am Ostermorgen Vineta „freudig über den Wogen“.

12. Von Schätzen und Glöden

Was ist denn aber aus den unermesslich reichen Schätzen geworden, die in den versunkenen und zerstörten Schlössern und Burgen aufbewahrt wurden? Jeder von uns kennt den Reiz, den eine Burgruine oder die Wallspuren vorgeschichtlicher Besiedelung auf unsre Phantasie ausüben. Der Gebildete träumt davon, irgendein Überbleibsel aus dem Leben derer zu finden, die früher an der Stelle dort gehaust haben, und wäre es nur eine Topfscherbe oder ein Panzerring, ein Steinhammer oder ein vom Rost zerfressener Bronzedolch. Das Volk träumt herzhafter: große Kessel und ganze Tonnen voll Goldmünzen oder gar eine Wiege aus purem Gold, die der übermütigen Herrenfamilie gerade gut genug schien, ihre Kinder darin zu wiegen, warten, in unterirdischen Kellerräumen oder in der Erde verborgen, auf den Glücklichen, der sich einmal zur rechten Zeit und mit den rechten Dingen versehen daran macht, den Schatz zu heben. Und selbst das genügt der Volksphantasie noch nicht: solcher Untergangsstellen gibt es zu wenige; überall, im Keller des eigenen Hauses, auf Feldern und Wiesen und im Wald, kann der Glückliche auf Schätze stoßen, die dort in Kriegszeit oder aus Geiz und Menschenhaß von ihrem einstigen Besitzer verborgen sind. Zufällige Funde von vergrabener oder eingemauertem Geld, wie sie von Zeit zu Zeit immer wieder vorkommen, oder die Aufdeckung eines alten Friedhofs, auf dessen Urnen und Totengaben der Pflüger unerwartet stieß, geben dem Wunschtraum immer wieder neuen Glanz und neues Leben.

Die so erregte Phantasie sucht nach irgendeinem Zeichen, das den Ort verriete, an dem ein Schatz verborgen ist; und was die Phantasie des Volkes sucht, das findet sie auch. Dieselben nächt-

lichen Lichterscheinungen, die wir im zweiten Kapitel als leidende Seelen gedeutet sahen und dort zu einem Teil aus dem Phosphorschein faulender und verwesender Dinge zu erklären versuchten, werden daneben auch für untrügliche Zeichen vergrabener Schätze gehalten: wo nachts auf dem Acker oder am Abhang des Weinbergs die blaue Flamme brennt, liegt Geld.

Die Beziehungen zwischen diesen „Geldfeuern“ und den von ihnen bezeichneten Schätzen werden verschieden angegeben. Manchmal ist die Flamme wirklich nur ganz allgemein das Zeichen für einen unter ihr ruhenden Schatz; aber da sie nicht immer zu sehen ist, so hat ihr Erscheinen oft noch eine tiefere Bedeutung: ein Schatz ist nicht zu jeder beliebigen Zeit zu heben, sondern nur an einem bestimmten Tag im Jahr oder auch noch seltener, und wenn dieser Tag und die bestimmte Stunde wiederkommt, zeigt sich das Licht; es gilt darum sofort an der bezeichneten Stelle nachzugraben. Oder das Licht ist selber der Schatz, der sich am bestimmten Tag nach eigenem Gesetze aus der Erde hebt und „blüht“; wenn jemand eine solche „Schatzblüte“ brennen sieht und stillschweigend herantritt und irgend etwas in die Flamme wirft, sein Messer oder einen Schuh, oder ein Tuch über die Flamme deckt, so ist der Schatz gebannt und kann nicht wieder in die Tiefe zurück; der Finder braucht ihn sich nur am andern Morgen abzuholen.

Geldfeuer. 1. Auf der großen Burgbreite bei Brunstein im Hannöverschen, unter dem Burggarten, brennt alle sieben Jahre nachts ein Feuer, wohl zwei Fuß hoch. Da, wo das Feuer brennt, liegt ein Schatz vergraben.

2. Unweit Dähle in der Grafschaft Mark auf einer fahlen Hochebene hat die Isenburg gelegen. Auf der wohnte vor Zeiten ein Graf, der die Umgegend oft beraubte und, um nicht so leicht verfolgt zu werden, seinem Roß die Eisen verkehrt unterschlagen ließ. Jetzt ist die Stelle ganz wüste, aber in der Tiefe sollen große Schätze vergraben liegen, darunter auch eine goldene Wiege.

Manchmal zeigt sich an der Oberfläche ein Feuer. Das ist das beste Zeichen, daß dort Geld verborgen liegt.

Das blaue Licht. Auf dem Wingertsberge bei Annweiler in Baden brannte früher nachts ein blaues Licht, das bald größer, bald kleiner wurde. Einmal kam ein Mann, der noch spät in der Nacht nach Hause fuhr, in die Nähe des Lichts. Da ging er schweigend hin und deckte seinen Mantel darauf. Am nächsten Morgen um fünf Uhr war er wieder auf dem Berg und als er seinen Mantel aufhob, lag ein Schatz Geld darunter, der gehörte ihm nun. Seit der Zeit hat man das blaue Licht dort nicht mehr gesehen.

Der tote Schimmel. Ein Mann sah auf dem Felde ein blaues Flämmchen spielen. Schnell warf er seinen Stiefel auf die Stelle und grub nach und stieß auf eine eiserne Kiste. Er konnte sie aber nicht allein fortbringen; darum ging er schnell nach Hause und bat seinen Nachbarn, er möge ihm sein stärkstes Paar Pferde leihen. Während er anspannte, sah er mehrere Bauern aufs Feld hinausgehen; da fürchtete er, sie würden die Kiste sehen und für sich behalten, und fuhr so schnell er konnte hin, und fand auch wirklich die Bauern, wie sie in weitem Kreise um den Platz standen. Unruhig sprang er ab. Aber da lag an dem Platz nicht eine Kiste, sondern ein toter Schimmel, der hatte statt des Schwanzes einen Stiefel. Das war des Teufels Werk, denn der wollte den Schatz nicht herausgeben und hatte ihn darum so verwandelt. Nur den Stiefel, den der Bauer in die Flamme geworfen hatte, hatte er nicht verwandeln können. Aber der Bauer ließ sich durch das Blendwerk nicht täuschen, er faßte zu und lud den toten Schimmel auf seinen Wagen. Er brachte ihn auch glücklich nach Haus und wurde ein steinreicher Mann. (Pommern.)

Die Schätze unterm Hexenbaum zu Kontern. In der alten Schloßwiese zu Kontern in Luxemburg stand vor etwa vierzig Jahren ein großer alter Birnbaum, unter dem lagen Schätze vergraben. — In der Zeit, als es noch keine Zündhölzchen gab,

stand einmal eine Magd aus Henfeshaus von Kontern sehr früh auf, um Brot zu backen. Da fand sie zu ihrem Schrecken, daß der Feuerfame, den sie sich des Abends in den Aschen verscharrt hatte, ganz erloschen war. In ihrer Verlegenheit nahm sie schnell eine Schaufel und wollte sich von einem Nachbar Feuer holen. Als sie aber die Hintertüre aufmachte, sah sie in der Schloßwiese unterm Hexenbaum ein hellblaues Feuer brennen. Sie glaubte, es sei von Hirten angezündet worden, und ging darauf zu. Da saßen drei schwarze Männer dran, die schürten schweigend das Feuer. Das Mädchen glaubte, es seien Hirten, und grüßte sie und sagte: „Erlaubt, daß ich mir einige Kohlen nehme, fürs Feuer.“ Die Männer antworteten nicht. Da nahm das Mädchen sich eine Schaufel voll Kohlen und eilte damit ins Haus zurück. Sobald es aber die Kohlen auf den Herd geschüttet hatte, waren sie erloschen. Und ganz dasselbe wiederholte sich noch ein zweites Mal. Da sagte das Mädchen ärgerlich: „Das sind gewiß Eichenkohlen, die halten kein Feuer!“ Sie kehrte ein drittes Mal zum Baum zurück und holte sich neue Kohlen. Aber diesmal rief einer der Männer ihr zornig zu: „Nun mach aber, daß du nicht noch einmal kommst. Du hast genug!“ Da erschrak sie sehr und lief, was sie laufen konnte, ins Haus zurück. Aber auch diesmal nützte ihr alle Eile nichts. Die Kohlen waren erloschen, sobald sie auf dem Herd lagen. — Da lief die Magd verdrießlich zu einem Nachbar, Feuer holen, und als sie es nun endlich angezündet hatte, sah sie, daß ein Haufen Goldstücke auf dem Herde lag. — Das dumme Mädchen, meinten die Leute nachher, hätte sie nur einfach ins Feuer gespieen oder einen geweihten Rosenkranz hineingeworfen, so hätte sie den ganzen Schatz behalten können.

Diese Schatzhüter, oft wie hier Gespenster in Menschengestalt, noch öfter aber der Teufel selbst, spielen in den eigentlichen Schatzhebungsagen eine große Rolle. Sie wollen das von ihnen ge-

hütete Geld nicht herausgeben und erschweren dem Schatzgräber seine Arbeit auf jede Weise. Wer einen Schatz heben will, hat ganz ähnliche Bedingungen zu erfüllen und ähnliche Schrecknisse zu bestehen wie der Erlöser der weißen Frau: er muß den Schatzhüter auf dem Rücken tragen, er darf sich nicht umsehen und muß lautlos schweigen, obgleich der tollste Spuk ihn zum Sprechen oder Lachen zu bringen versucht. Entfährt ihm endlich doch ein Lachen oder ein Schrei des Entsetzens, so sinkt der Schatz in die Tiefe und kann erst nach Ablauf einer bestimmten Frist aufs neue gehoben werden, ganz wie die Erlösung der weißen Frau, wenn sie einmal mißlang, auch erst in vielen Jahren wieder möglich wird.

Um sich gegen die Schrecken des Schatzhebens und gegen die Angriffe des Teufels zu wappnen, auch wohl, um den Teufel zitieren und über ihn gebieten zu können, versieht sich der Schatzgräber mit allerlei zauberischen Schutz- und Zwingmitteln, in deren Auswahl sich die Lust des Volkes an phantastisch unheimlichen Vorstellungen kaum genug tun kann: ein Sack voll Totenknochen, ein Totenschädel, drei Nägel aus einem Kirchhofskreuz, Fett vom Füßchen eines ungetauften Kindes, oder ein „Kreuzerfettmännchen“, d. h. ein Stückchen Talg, wie es unter dem Namen „Menschenfett“ zu Heil- und Zauberzwecken in manchen Dorfkrämerläden noch vor kurzem um billiges Geld zu kaufen war, gehören zur unentbehrlichen Ausrüstung des Schatzgräbers. Dazu kommt noch das „Christoffelsbuch“ mit seinen kräftigen Gebeten und Sprüchen und die „Wünschelrute“, deren geheimnisvoller Ausschlag die genaue Lage des erwünschten Schatzes angibt.

Der Schatz bei der Brunnenstube. Vor etwa fünfzig Jahren grub ein Bürger von Badisch-Laufenburg Steine, draußen vor dem Ort, bei der Brunnenstube, wo früher die Schanze war. Es war in der Fronfastenzeit. Als er so grub, stieß er mit der Schaufel den Deckel von einem Gefäß, da blinkten ihm eine Menge kleiner und großer Silbermünzen entgegen. Er wollte schon danach

greifen, da hörte er es bei der Brunnenstube nießen und wandte sich um und rief: Helf Gott! Aber er konnte niemand sehen. Gleichzeitig hörte er einen dumpfen Ton, und wie er wieder in die Grube blickt, ist der Hafen und alles Silber verschwunden. Hätte er auf das Nießen geschwiegen, so hätte der Schatz ihm gehört. Nachher hat er noch oft dort gegraben, aber er hat nichts mehr zutage gebracht als ein paar rostige Säbelklingen. Das hat der Sohn des Mannes selber erzählt.

Das Lachen. Ein Bauer sah einst nachts auf dem Gamburger Feld (an der Tauber) ein Feuer und merkte gleich, daß da ein Schatz brannte. Um ihn zu gewinnen, ging er stillschweigend darauf zu. Da hörte er es auf einmal von fern her jubeln, und dann fuhr eine Kutsche schnell bei ihm vorüber. Nicht lange darauf, so kam einer in einer Schänze* mühsam herangerutscht und fragte ihn, ob die Kutsche schon weit voraus sei. Der Bauer hütete sich zu antworten. Aber als der andere dann sagte: „Oh, die will ich bald eingeholt haben!“ und weiter rutschte, da mußte er lachen und da war im Augenblick das Feuer verschwunden.

Der Feuerchein. Unfern Breitenbach am Langenberg in Hessen liegt ein großer Schatz vergraben. Einmal hatten sie ihn schon so hoch, daß sie an den Kesselringen anpacken konnten; aber da fing auf einmal vor ihren Augen die Mühle am Langenberg lichterloh zu brennen an. Und da entfuhrs dem einen von den Männern und er rief: „Ach Gott, die Langenberger Mühle brennt!“ — Da war der Schatz sofort verschwunden und die Mühle lag unverfehrt in der Dunkelheit da, grade wie vorher.

Der mit dem roten Kleid. Einmal hatten mehrere Schatzgräber in Luxemburg mit einem sog. Grundspiegel eine Kiste Geld auf dem Titelberge entdeckt und wollten sie ausleeren. Aber um Mitternacht kamen plötzlich mehrere Männergestalten auf sie zu und errichteten neben ihnen einen Galgen, und

* Besondere Korbart.

dabei rief einer dem andern zu: „Welchen sollen wir zuerst holen?“ — „Ich meine, den mit dem roten Kleid.“ Der mit dem roten Kleid hieß Peter Kiefer; er hatte den Grundspiegel gefertigt. Nun ergriff ihn eine Hölleangst; er rannte eiligst davon und seine Kameraden folgten ihm. Am andern Tage war die Kiste verschwunden.

Der Mühlstein. Im Kloster Weißenborn in Thüringen war einmal ein Knecht, dem träumte, im Stall unter der Pastorwohnung liege ein großer Schatz, der sei ihm bestimmt und könne nur um Mitternacht gehoben werden. Aber den Traum vergaß er wieder. Da träumte er dasselbe zum zweitenmal und in der nächsten Nacht zum drittenmal. Da springt er aus dem Bett und hinunter in den Stall und sieht auch wirklich an dem bezeichneten Ort einen großen Topf mit blanken Goldstücken. Er will auch schon darnach greifen, da sieht er über sich einen großen Mühlstein an einem Zwirnsfaden hängen, der dreht sich ebenso schnell wie in einer Mühle, und daneben steht ein großer Mann, der mit seinem Kopf bis an die Decke reicht, und hat eine große Schere in der Hand und will jeden Augenblick den Faden durchschneiden. Das sieht der Knecht und springt zum Stall hinaus. Auf dem Hof draußen erholt er sich von seinem Schrecken und geht noch einmal in den Stall. Aber da war alles verschwunden.

Nur ganz selten erzählt das Volk davon, daß eine Schatzhebung gelungen sei. Es ist damit wie mit der Erlösung der weißen Frau: was das Märchen in seiner heiter-poetischen Weltstimmung als selbstverständlich verlangt, davor scheut die Sage zurück, weil es der nüchternen Wirklichkeit nicht entspricht. Die wenigen Fälle einer gelungenen Schatzhebung sind denn auch zum Teil in ihrem Reichtum an Motiven und Personen schon dem Märchen ähnlich; und in der viel erzählten Geschichte vom Schatz auf der Brücke ist das leitende Motiv nicht die Schatzgewinnung, sondern der weis-sagende Traum und etwa noch die Lehre: daß der Mensch oft erst

weit fortreisen muß, um zu entdecken, daß er das Glück in der eigenen Heimat hat.

Der Schwarz und weiße Bod. Ein reicher Bauer schickte einmal Sonntags alle seine Kinder und Leute aus dem Hause, teils in die Kirche, teils aufs Feld. Darauf grub er im Pferdestall ein Loch und setzte einen Koffer hinein und schüttete sein Geld muldenweise darin auf. Darnach verschloß er den Koffer, machte das Loch wieder zu und versiegelte es mit den Worten: „Na Düwel, nu verwahr dat so lanke, bet se di en schwart un witten Sägenbod bringt.“ — Ohne daß der Geizige es wußte, hatten aber seine Kinder einen armen alten Mann die Nacht beherbergt. Der hatte auf dem Heuboden geschlafen und stand gerade auf, wie der Bauer all sein Geld vergrub; und so hatte er alles mit angesehen. Der Teufel bemerkte ihn gleich und sagte: „Iwe Ogen seht! schal't de utpußen?“ Der Bauer dachte aber, das könne nur eine Katze sein, und sagte: „Lat sehen, wat süht!“ Der alte Mann verließ nachher in aller Stille das Haus. — Der Bauer starb, und seine Kinder übernahmen den Hof. Da kam nach einiger Zeit der alte Mann wieder dorthin und bat um Aufnahme. Zuerst wiesen sie ihn ab, aber als sie sich erinnerten, daß sie ihn schon einmal gegen den Willen ihres Vaters aufgenommen hatten, ließen sie ihn dableiben. Das Gespräch kam bald auf die schlechte Zeit, und die Kinder klagten. Der Alte fragte, ob ihnen der Vater denn nicht reichlich Geld hinterlassen hätte. „Ach nein,“ sagten sie, „nichts als Schuld und Ungeduld.“ Da versprach der Alte, ihnen genug Geld zu verschaffen, wenn sie ihn dafür lebenslänglich versorgen wollten; sie müßten ihm aber einen Schwarz und weißen Ziegenbod schaffen. Die Leute waren zufrieden; aber den Ziegenbod zu finden, war gar nicht so leicht, denn damals waren die Ziegen hier im Lande noch viel seltener. Als man endlich einen fand, brachte der Sohn des Bauern ihn in den Pferdestall und sagte, wie der alte Mann es ihm vorge sagt hatte:

Dar, Düwel, dar hest din,
Nu gif du mi min.

Und sogleich zerriß der Teufel wütend den Bod, und die Leute holten sich den reichen Schatz, mit dem sich sonst der Teufel noch manche Seele erkaufte hätte.

Noch eine Schatzhebung. Zur Hebung eines Schatzes in Kraftsdorf im Voigtland war ein schwarzer Bod erforderlich, der nicht ein einziges weißes Härchen haben und schon ein Jahr alt sein mußte und doch noch niemals auf Gottes Erdboden gekommen sein durfte; auch durfte er einzig nur mit Bierbrot gemästet sein. Ein Paar Liebesleute, die zu arm waren, sich zu heiraten, haben deshalb wirklich einmal ein solches Bödlein gleich von seiner Geburt an abwechselnd ein ganzes Jahr lang getragen und nach der Vorschrift gemästet, und dann sind sie in die Scheune ihres Herrn gegangen und haben dort den Schatz auch richtig gehoben, während der Teufel mit dem Bödlein in den Krallen oben zum Dach hinausgefahren ist.

Der Traum vom Schatz auf der Brücke. Vor einigen Jahren lebte im Busch bei Utteln im Paderbörnischen ein armer Mann, der hörte einmal im Traum eine Stimme:

Zu Prag auf der Brüd,
Da wirst du finden dein Glüd.

Anfangs wollte er nichts darauf geben, aber als der Traum sich in den beiden folgenden Nächten wiederholte, machte er sich nach Prag auf den Weg. Auf der Prager Brücke wurde er von einem Wanderer gefragt, wer er sei und was er wolle. Da erzählte er ihm seinen Traum. Da antwortete der Wanderer, er habe auch einen Traum gehabt, nämlich auf der heiligen Seele unter einer Linde, da sei ein Topf mit Gold vergraben; „aber Gott mag wissen, wo die heilige Seele ist!“ — Als der arme Mann das hörte, freute er sich, denn die heilige Seele kannte er ganz gut. Die lag nur eine halbe Stunde von seiner Heimat. Er kehrte schnell heim und grub an der bezeichneten Stelle nach und fand den Schatz.

Den Schatzhebungssagen nahe verwandt sind die vielen Geschichten von versunkenen Glocken, die zu gewissen Stunden wieder emportauchen und dann von einem Menschen festgehalten und gewonnen werden können. Zahlreiche Seen und Teiche, besonders in Norddeutschland, beherbergen nach dem Volksglauben auf ihrem Grunde eine oder mehrere Glocken, die auf irgendeine Weise einmal in ihnen versunken sind. In den Mittwinternächten, wenn sich das junge Eis im klingenden Froste biegt und spaltet, an warmen Frühlingsabenden, wenn der klagende Untenruf durch die Stille klingt, hört man tief aus dem Wassergrunde ihr dumpfes Läuten.

Wie sie dorthin gelangten, wird sehr verschieden erzählt. Am häufigsten gehören sie zu einer alten Stadt oder zu einem alten Kloster, die wegen des Frevels ihrer Bewohner vom Wasser verschlungen wurden; daneben heißt es aber auch, sie seien, ähnlich den vergrabenen Schätzen, von ihren Besitzern in Kriegsgefahr vor den Feinden ins Wasser versenkt und nachher nicht wiedergefunden worden; oder sie wurden von Feinden gestohlen und sind bei der Flucht über den See in dessen Tiefe gesunken. Manche hat auch der Teufel, der Glocken und Glockenklang begreiflicherweise haßt, aus ihrem Glockenstuhl gerissen und in den Teich geschleudert, als sie noch nicht getauft waren; denn bis zur Taufe hat er über sie Gewalt wie über ungetaufte Menschenkinder. Am geheimnisvollsten klingt es, wenn erzählt wird, die Glocke sei aus eigenem Antrieb und eigener Kraft einmal fortgeflogen und habe sich selber ins Wasser gestürzt.

Die Glocke im Kirchhof von Bant. Südlich vom Kirchspiel Neuende im Jeverland lag früher das Kirchspiel Bant, das in der großen Wasserflut von 1511 von der Jade verschlungen wurde. Als damals der Kirchturm von Bant einstürzte, versank eine von den Glocken in den Kirchhof, und darum ist der Kirchhof immer noch da und hat allen Angriffen des Wassers widerstehen

können. In der Christnacht, wenn alle Glocken die Ankunft unseres Herrn Jesus Christus begrüßen, fängt auch die Glocke im Banter Kirchhof mit an zu läuten. Man kann sie an ihrem dumpfen, hohlen Ton gleich von den andern unterscheiden.

Der Glockenbrunnen. Eine Rotte Hussiten stahl einmal die Turmglocke von Bittersberg in der Oberpfalz und schleppte sie gegen Böhmen. Da verwandelte sich die Straße plötzlich in einen Sumpf, und Roß und Mann begann zu sinken. Da warfen die Hussiten die Glocke vom Wagen. Da ist sie viele Klafter tief in den Boden versunken und das ist der Glockenbrunnen. Wenn man in den Steine hineinwirft, so klingts noch immer herauf wie Glockenton.

Die Glocke im Femhuder See. Im Femhuder See in Schleswig liegt eine Glocke, die vor vielen Jahren von Feindes Hand aus der Kirche geraubt ist. Es war im Winter und der See war fest zugefroren. Da wollten sie die Glocke übers Eis ziehen; aber das Eis brach in der Mitte des Sees und die Glocke versank mitsamt den Räubern. Der Fischer haft oft noch fest mit seinem Netz in dem Knebel, und an einem bestimmten Tag im Jahr läutets im See um Mitternacht. Das haben manche gehört, die noch am Leben sind. (1844.)

Ungetaufte Glocken. 1. Eine der drei Glocken zu Kirchhatten in Oldenburg war nicht getauft worden, und darum hatte der Teufel Gewalt über sie und schleuderte sie in einen Teich bei Klattenhof. Darin ist sie noch, und wenn sie die Glocken in Hatten läuten hört, fängt sie auch an zu läuten.

2. Als man die ersten Glocken im Turm zu Ankum aufhängte, hat man vergessen, sie zu taufen. Da sind sie beim ersten Läuten aus dem Schalloch hinaus und in den Bippenschen Grund geslogen und da hört man sie noch am Weihnachtstage klingen.

Die Glocke und ihre Pate. Es fuhr einmal eine Braut durch Enger in Westfalen ihrem Bräutigam entgegen. Eben läutete

eine Glocke, bei der sie Pate gewesen war. Da rief sie in ihrem fröhlichen Mut: „Komm Pate, komm!“ Die Glocke aber nahm die Einladung ernst und flog vom Turm herunter und setzte sich auf den Wagen hinter die Braut. Und da blieb sie, bis man gegen Westerenger kam, und dann flog sie in einen naheliegenden Abgrund, welcher der Raumpott heißt. Dort unten ist sie noch jetzt, und oft hört man in der Tiefe wie aus weiter Ferne ihr unterirdisches Läuten. — Seitdem ist es Sitte geworden, wenn eine Hochzeit durch Enger kommt, daß dann die Braut vorher absteigt und sich erst wieder aufsetzt, wenn sie durch Enger durch ist.

Die Glocke im Main. In der Pfarrkirche zu St. Agatha in Achaffenburg hingen nebeneinander zwei Glocken, die eine hieß Marianne und die andre Susanne, die war von Silber. Im dreißigjährigen Kriege raubten die Schweden die silberne Glocke und luden sie in ein Schiff und wollten sie den Main hinabführen. Als sie an das Ende der Stadt kamen, nämlich an den Felsen, auf dem jetzt der Pavillon im schönen Tale steht, und wo früher die Stadtmauer gegen den Main zog, da sprang die Glocke aus dem Schiff in den Main und da liegt sie noch. So oft die Glocke Marianne geläutet wird, ruft sie:

Bimbam, bimbam,
Wo ist die Schwester Susann?

Und die feine Silberstimme der Glocke im Main antwortet:

Bimbam, bimbam,
Da bin ich, Schwester Mariann!

Diese Worte hören freilich nur die Golden-Sonntagskinder, die frommen Herzens und gläubigen Sinnes sind. Ein Liedchen von der Susanne singen aber noch alle kleinen Kinder:

Kling Klang Glorian
Unsrer Schwester Susann
Liegt im Main
Am grauen Stein,
Kehrt nimmer heim.

Wenn nun die Menschen mit Booten und Netzen ausziehen, die Glocke vom Grunde emporzufischen, so ergibt sich eine ganz ähnliche Situation wie beim Schatzgraben, und auch der Verlauf des Glockenfangs ist dem der Schatzhebung parallel: die Glocke wird ergriffen und schon fast geborgen, da läßt ein unvorsichtiges Wort oder ein plötzlicher Schreck sie wieder versinken. Wie aber manche Schätze zu gewissen Zeiten aus ihrem Versteck heraufkommen und dann zu bannen sind, so schwimmen auch manche der Glocken zu gewissen Zeiten auf der Oberfläche des Wassers oder sie steigen ans Land, und wer dann ein Tuch über sie breitet, der hat sie in seiner Gewalt. Solche Bannungen von Glocken gelingen in unsern Sagen sehr viel öfter als die von Schätzen; denn es gehört zum Stolz und zur Zierde eines Dorfs, eine Glocke zu haben, die auf so geheimnisvolle Weise gewonnen wurde. — Doch ergeben sich auch nach der Bannung oft noch Schwierigkeiten. Die Glocke hat ihren eigenen Willen, und wer sie nach einem andern Ort schaffen oder zu einem andern Zweck benützen will, als sie es selber wünscht, der bringt sie mit sechzehn Pferden nicht von der Stelle.

Mißglückter Glockenfang. 1. In der Kretfeldobbe bei Scharrel im Saterland liegt eine Glocke, die hatten Fischer schon einmal fast herausgezogen; aber da rief einer von ihnen: „Gottlob, jetzt haben wir sie!“ — Da sank die Glocke auch schon wieder in die Tiefe.

2. Im Söll, einem kleinen Teiche bei Rohrberg in der Altmark liegen Glocken, die läuten alle Jahre dreimal. Einmal haben die Fischer sie schon in ihren Netzen gehabt und die eine hat voller Freude gerufen:

Anne Susanne,
Wi kommen to Lanne!

Aber das hörten die Fischer und ließen schnell das Netz fahren. Da hörten sie noch, wie die andere Glocke rief:

Christine Christin,
Wi münnen ewig in Grünne bli'n!

Die Dambedsche Glocke in Köbel. Die Dambeder Kirche, deren Mauern noch stehen, ist uralt und hat schon vor der Sündflut dagestanden. Der Turm mit den Glocken ist aber in den See gesunken, und da hat man denn vor alter Zeit die Glocken oft aus dem See hervorkommen und sich in der Mittagsstunde sonnen sehen. Mal hatten ein paar Kinder ihren Eltern das Mittagsbrot aufs Feld getragen, und als sie an den See kamen, setzten sie sich ans Ufer und wuschen ihre Tücher aus. Da sahen sie denn auch die Glocken dastehen und ein kleines Mädchen hing sein Tuch auf die eine, um es zu trocknen. Nach einer Weile setzten sich zwei von den Glocken in Marsch und stiegen wieder hinunter in den See; aber die dritte konnte nicht von der Stelle. Da liefen die Kinder eilig nach der Stadt und erzählten, was sie gesehen hatten. Da kam ganz Köbel heraus; und die Reichen, die die Glocke für sich haben wollten, spannten acht und sechzehn und noch mehr Pferde vor; aber sie konnten sie nicht vom Fleck bringen. Da kam ein armer Mann mit zwei Ochsen des Weges gefahren und sah, was da vorging; der spannte seine beiden Tiere vor und sagte:

Nu met God för arm un rike
 All to glife!

und führte die Glocke ohne alle Mühe nach Köbel. Da hat man sie denn in der Neustädtischen Kirche aufgehängt und jedesmal, wenn ein Armer stirbt, dessen Hinterbliebene das Geläut mit den andern Glocken nicht zahlen können, wird sie geläutet, und ihr Ton geht immer noch: Dambed, Dambed.

Im seenärmeren Mittel- und Süddeutschland fehlt diese Form der Glockensagen fast ganz. Dort heißt es dafür an Orten, wo eine Stadt oder ein Kloster versunken ist, man höre die Glocken noch manchmal aus dem Erdinnern heraus läuten; und die Sage von der gewonnenen Glocke meldet dort gewöhnlich, eine Sau habe sie zufällig aus der Erde gewühlt. Gelegentlich findet sich auch

dort die Angabe, daß die Glocke sich in heiliger Stunde gleich einem Schatz aus der Erde hebe.

Unterirdisches Geläute. Die Hirten von Schweischer in Siebenbürgen trieben einmal das Gestüt sehr schnell über den Koileberg; dabei haben einige von ihnen, die zurückgeblieben waren, das Geläute zweier oder mehrer Glocken in der Erde gehört. Später hat sich das bestätigt. Da gabs nämlich einmal ein sehr schweres Wetter mit Sturm und Donner und dabei hörte man ein ununterbrochenes Glockenläuten. Manche sind da dem Schall nachgegangen und kamen wirklich auf den Koileberg. Da klang das dumpfe Läuten grade unter ihren Füßen.

Die Heudewalder Glocke. Im Wüstenrothig, einer Wüstung zwischen Hirschfeld und Pölzig im Voigtland, sah ein Hirt öfter eine seiner Sauen abseit gehen. Wie er ihr nachgeht, findet er eine große Glocke, die sie schon fast ganz herausgewühlt hatte. Da geben sich nun die Pölziger die größte Mühe, die Glocke wegzubringen, aber sie hängten zwei, vier, zehn, ja sogar zwölf Pferde dran und bekamen sie nicht vom Fleck. Zulezt kamen die Heudewalder mit einem einzigen blinden Schimmel. Mit dem schafften sie die Glocke ganz allein nach Heudewalde. Da wurde sie umgegossen und hängt da noch auf dem Kirchturm.

Die Glocke von Bernhardsweiler. In das Kirchlein zu Berndsweiler in Baden stiftete vor Zeiten eine Gräfin eine Glocke, die viel Silber enthielt, und nannte sie nach ihrem eigenen Namen Anne Susanne. Im Schwedenkrieg flüchtete man die Glocke und vergrub sie im Wald, da wo jetzt das weiße Haus steht. Erst nach etwa hundert Jahren wurde sie von Wildschweinen aus dem Boden gewühlt und bald darauf von Leuten gefunden. Da niemand wußte, wohin sie gehörte, hängte man sie in den Kirchturm von Sinbronn, das der Stelle am nächsten lag. Aber so oft sie nun dort geläutet werden sollte, gab sie nur ein ganz schwaches Getön und sang:

Anne Susanne,
Zu Berndsweiler an der Stangen
Will ich hangen!

Als man diese Worte verstand, hat man die Glocke in die Kirche von Berndsweiler gebracht und da hatte sie gleich beim ersten Läuten wieder ihren schönen, kräftigen Klang.

Die Heidin. In der uralten St. Oswaldkirche von Alpach in Tirol hängt eine uralte Glocke, die heißt die Heidin. Die ist auf eine ganz seltsame Weise dorthin gekommen. Es ist nämlich einmal ein Hüterbub in den Schrofen des Tierbergs herumgeklettert; da hört er plötzlich ganz in seiner Nähe ein Klingen wie Glockengeläute. Er ging dem Schalle nach und stand bald vor einer Felsgrotte, in der sah er zwei Glocken. Er ging hinein und faßte sich einen Mut und wälzte die kleinere Glocke mit vieler Mühe vor den Eingang. Weiter konnte er sie nicht bringen. Da lief er hinunter nach Alpach und holte sich Leute zur Hilfe. Aber als sie zusammen hinauf kamen, war die Felswand glatt und geschlossen und von der Höhle war nichts mehr zu sehen. Nur die herausgewälzte Glocke lag vor der Felswand, die andre, größere war nicht mehr aufzufinden. Da schafften die Alpacher die Glocke ins Dorf hinab und hängten sie in der Kirche auf und nannten sie die Heidin, weil sie aus der Heidenzeit stammte. Und da hängt sie noch und vertreibt den Alpachern das Wetter.

Aus der gleichen Neigung, einer alten Glocke eine wunderbare und erzählenswerte Herkunft anzudichten, erwuchs auch die Geschichte von einem beim Glockenguß begangenen Frevel, die wieder besonders in Norddeutschland zu Hause ist: nicht der Meister, sondern ein junger Gesell oder Lehrjunge hat die Glocke gegossen, dafür aber hat ihn der Meister, der des Jungen Begabung und Glück neben sich nicht ertragen konnte, mit eigener Hand erschlagen.

Der Glockenguß zu Bergen. In der Stadt Bergen

auf Rügen lebte einmal ein Glockengießer, dem bisher sämtliche Glocken mißraten waren. Da machte sich einmal sein Lehrbursch an die Form und goß, und es gab eine ganz vortreffliche Glocke. Aus Neid darüber, daß der Guß so schön geraten war, erstach der Meister den Burschen und vergrub ihn unter dem Schweinskofen auf seinem Hof. Die Glocke gab er darauf für sein eigenes Werk aus und bekam viel Geld dafür. Als man sie aber aufhängte und sie zum ersten Male läutete, da sang sie:

Schade, schade,
dat de Jung dot is!
He liggt begrawen
unnern Swinskawen.
Schade, schade,
dat de Jung dot is!

Das klang so laut und deutlich, daß es jedermann verstand, aber keiner konnte den Sinn begreifen. „Wat förn Jung?“ fragten die Leute. „Wat heet dat van wägen den Swinskawen, wur de Jung dot liggen sall?“ Endlich kam man auf den Lehrburschen. „Dat möt he sin“ sagten die Leute. „Wach is he kamen, man weet nich wurhen.“ Da grub man unter dem Schweinskofen nach und fand die Leiche, und der Mörder erlitt die gerechte Strafe.

13. Der Teufel

Bei der Mehrzahl der bisher besprochenen Sagen war es uns nicht möglich, über die Zeit ihrer Entstehung oder gar über das Alter der ihnen zugrunde liegenden Vorstellungen irgend etwas Bestimmtes zu sagen. Gerade die heute noch lebendigsten unter ihnen konnten ohne wesentliche Veränderung in die ältesten Zeiten, in die Anfänge aller Kultur zurückreichen. Nur der Vorstellungskreis von den büzenden Seelen und ihrer Erlösung scheint erst unter dem Einfluß christlicher Lehren in Deutschland heimisch geworden zu sein, und Glockensagen konnten nicht wohl erzählt werden, ehe die Glocke selber mit dem Christentum zusammen nach Deutschland gekommen war. — Sicher dem Christentum verdankt das deutsche Volk endlich noch eine Gestalt, die in dem langen Zug der seltsamen Wesen und Gebilde schon mehrmals vor unsern Augen auftauchte, und die ihn nun beschließen mag: den Teufel.

Schon der Name (aus dem griechischen Diabolos: Verleumder) verrät des Höllenfürsten fremdländische Herkunft. Die ganze Vorstellung eines An-sich-Bösen, das dem Guten in jeder Gestalt und zu jeder Zeit von Grund aus feind sei, hatte im germanischen Weltdenken ebensowenig einen Platz wie die eines An-sich-Guten. Erst das Christentum, das den einen allmächtigen Gott als den Gott der reinen Liebe predigte, brachte den Deutschen auch die Verkörperung des reinen Hasses; doch ergriffen sie die Vorstellung lebhaft und bildeten sie bald mit eigenen Mitteln weiter. Es war ja auch in der That eine grandiose Vereinfachung des Weltbildes: statt der vielen Mächte, die, unberechenbar, bald helfend, bald schädigend ins Menschenleben eingriffen und jederzeit zu fürchten waren, kam alles Böse in der Welt nur noch aus einer Quelle; und viele dringliche Fragen fanden damit eine schnelle und bequeme Antwort.

Die Spuren einer derartigen Entwicklung: daß alles Böse, das sonst von verschiedenen Mächten und Wesen erzählt wurde, in späterer Zeit bis heute gern dem Teufel zugeschrieben wird, können wir in unsern Sagen deutlich erkennen: der Teufel quält als Alp den Schläfer, von ihm haben die Hexen und der Freischütz ihre Künste, der Werwolf seinen Gürtel; der Teufel ist der wilde Jäger, er tritt in Sagen auf, die sonst von Zwergen und Kobolden oder vom Wassermann erzählt werden, er ist der feurige Drache und die Habergeiß, er läßt sich als Fisch fangen, um die Menschen zu äffen; der Teufel schleudert Steine und baut Kirchen und Brücken wie ein Riese, er hütet und wehrt die verborgenen Schätze und wirft die ungetauften Glocken in ihren Pfuhl. So könnte der Teufel noch einmal den ganzen bunten Sagenteppich vor unsern Augen entrollen; doch wollen wir ihn lieber nur in einigen für ihn besonders charakteristischen Situationen, nur in typischen Teufelsagen betrachten.

Daß der männliche Alp, der „Infubus“, der die Mädchen und Frauen im Schlaf mit lüsternen Träumen quält, der Teufel sei, ist eine sehr alte, schon aus dem christlichen Rom bekannte Vorstellung. Auf ihr beruhen die Geschichten vom Buhlteufel, der sich dem einsamen Mädchen als Liebhaber nähert und durch geeignete Kräuter wieder vertrieben wird. Sein Aussehen ist dabei das eines stattlichen Burschen; doch sobald das Mädchen einmal fest nach ihm greift oder ihn betastet, merkt sie, daß ihr Liebster keinen Rücken oder überhaupt keinen Körper hat, und das ist bei seiner Alpnatur nicht zu verwundern.

Die Teufelskräuter. 1. Vor Zeiten war das ganze Lesachtal in Kärnten nur eine Alpe und von wenigen Hirten bewohnt. Da kam zu einer Hirtentochter öfters ein fremder Mann im grünen Gewande und schwächte ihr ein Langes und Breites vom Heiraten vor. Das Mädchen aber bemerkte auf einmal, daß

der Mensch über den Rücken abaus ganz hohl war wie ein Trog, und ging am nächsten Tag nach St. Daniels im Gailtal zum dortigen Pfarrer und erzählte ihm die ganze Geschichte. Der Pfarrer erkannte nach ihrer Erzählung sofort das „Gangerl“ und sagte ihr: „Der Teufel ist gar nicht hinterlistig, sondern arg dumm; wenn er wiederkommt, stell dich recht freundlich und frag ihn nur, was er am meisten fürchtet.“ Die Hirtentochter ging heim, und als das Gangerl wiederkam, fragte sie ihn danach; da sagte er: „Hobrat, Widertot und Speik ist gut fürs Alpenreiten.“ Mit dieser Auskunft lief das Mädchen wieder zum Pfarrer und der weihte die drei Kräuter und band sie ihr um den Hals. Wie nun der Teufel in der nächsten Nacht wiederkam, ließ er ein furchtbares Gepolter los und lief unter Feuer und Flammen davon. — Von dieser Zeit an lassen die Bauern alle Jahr einen Busch Alpenkräuter weihen, und in jedem muß von Rechts wegen Hobrat, Widertot und Speik dabei sein.

2. Eine Dirn von Falkenberg in der Oberpfalz wollte mit aller Gewalt einen Liebhaber, der sie ausführe, wenigstens zur Jakobikirchweih, und sollte es auch der Teufel sein. Einmal ging sie grasen, da nahte sich ihr ein Jäger und machte mit ihr Bekanntschaft; er kam von da an immer zum Grasen und bald begleitete er sie auch in ihre Kammer; aber er rührte sie nicht an und ließ sich auch von ihr nicht anrühren, versprach aber, sie auf Allerheiligen als Frau mit sich zu nehmen. Richtig führte er sie auch Jacobi zu Kirchweih; er tanzte aber nur mit ihr, aß nichts und trank nichts und verließ sie wie immer, als es Mitternacht schlug. Das fiel dem Mädchen auf und sie fragte den Pfarrer um Rat. Der riet ihr, wenn der Jäger wiederkomme, solle sie ihm das Kleid vorn an der Brust aufmachen und sehen, ob er sei, wie Menschen sind. Da riß sie ihrem Liebhaber am Abend die Weste auf und fühlte darunter keinen Körper. — Da gab ihr der Pfarrer Ehrenreutl und Myrrhenreutl, die am Sommerfrauentag in der

Kirche geweiht waren, die solle sie nachts bei sich tragen. Das war kurz vor Allerheiligen. Wie nun der Jäger wieder zu dem Mädchen in die Dachkammer wollte, um sie abzuholen, konnte er nicht hinein. Da setzte er sich aufs Dach und heulte fürchterlich, bis Mitternacht kam. Da rief er:

Ehrenreutl und Myrthenreutl
Bringen mich um mein Bräutl!

und verschwand und ist nicht wiedergekommen.

Wie die Trude und Hexe den unglücklichen Knecht mit ihrem Halfter in ein Pferd verwandelt, um dann die ganze Nacht auf ihm zu reiten, so reitet der Teufel auf dem sündigen Mädchen als seinem Roß und führt es zum Schmied, der seiner eigenen Tochter die Eisen unter die Füße schlagen muß:

Das Teufelsroß. Eines Morgens kam ein Reiter im Galopp vor die Werkstatt des Schmiedes Ruspeck geritten und verlangte, er solle ihm so schnell wie möglich sein Pferd beschlagen. Dann ging er fort ins Dorf und sagte, er werde gleich wieder da sein. Der Schmied machte sich mit seinem Sohn gleich an die Arbeit. Da hörte er plötzlich das Pferd des Fremden jammern: „Schlag nicht so hart, du schlägst dein Fleisch und Blut! Ich bin deine Tochter, die du verwünscht hast, und die nun der Teufel reitet. Doch mach geschwind fertig, und dann binde mich los. Denn heute ist der letzte Tag, an dem ich dem Teufel noch entlaufen kann. Ich werde nur frei, wenn ich über neunundneunzig Friedhöfe komme, ehe er mich einholt.“ Da taten der Schmied und sein Sohn, erstarrt vor Schrecken, wie ihnen befohlen war; dann banden sie das Pferd los und fort war es. — Nicht lange darauf, so kam der fremde Reiter und wollte sein Pferd. Der Schmied aber antwortete ihm trozig: „Du hast mir nur befohlen, es zu beschlagen, nicht, es zu hüten. Ich will meinen Lohn. Alles andere geht mich nichts an.“ Durch diese grobe Antwort wurde der Fremde stutzig,

zahlte sein Geld und rannte davon. Der Schmied und sein Sohn gingen heim, und die ganze Familie begann nun für die Erlösung des armen Mädchens mit Eifer zu beten. — Nach drei Tagen kehrte das Mädchen befreit ins väterliche Haus zurück. Sie erzählte, sie sei schon über achtundneunzig Friedhöfe gesprungen gewesen; beim letzten aber hatte der Satan sie eingeholt und am Schwanz gepackt. Da war sie mit letzter Anstrengung doch noch hinübergesetzt, der Schwanz blieb dem Satan in der Hand, sie aber lag entzaubert und gerettet auf dem Boden. Da hatte ihr der Satan voller Zorn die Hufeisen und die ausgerissene Haarsflechte vor die Füße geworfen. Nun hängte sie diese Stücke zur Erinnerung in der Waldkapelle der Mutter Gottes auf, und dort sind sie noch heute zu sehen. Neben der Haarsflechte und dem Hufeisen, das der glückliche Vater aus den vieren zusammenschmiedete, hängt noch ein Blumenfranz an der Wand, der will besagen: Ruspeds Tochter wäre dem Teufel nicht entgangen, wäre sie nicht eine Jungfrau gewesen. (Aus dem Wallis.)

Weil in jüngeren Wechselbalsagen der Teufel es ist, der das unbeschützte Kind stiehlt oder vertauscht, so schrecken törichte Mütter ihre schreienden Kleinen: wart nur, der Teufel kommt und nimmt dich mit! und der Gerufene hörts und stellt sich ein. Er folgt auch sonst gehorsam jedem Ruf; das Schwören und Fluchen, das andern Spuk vertreibt, lockt den Teufel herbei; darum liebt er das Karten- und Kegelspiel, bei dem es ohne Fluchen nicht abgeht. Und wer beim Teufel einen Meineid schwur, der ist ihm ohne Rettung verfallen.

Das abgetauschte Kind. In Bōran in Tirol war einmal eine Bäurin mit ihrem Kind auf dem Feld. Das Kind saß ruhig auf dem Boden und die Mutter tat ihre Arbeit. Auf einmal fing das Kind an zu schreien und die Mutter wollte allso gleich hingehen und ihm etwas antun. Aber der Knecht war auch

in der Nähe und sagte zur Bäurin: „Geh, wirf das Kind über die Knot (den Felsen) ab.“ Die Mutter gab auf sein Reden nicht acht und wollte das Kind aufklauben gehn. Der Knecht, der sagte noch einmal: „Wirf es über die Knot ab.“ Aber die Mutter tats nicht. Da ging er selbst hin und erwischte das Kind bei einem Fuß und warf es über den Felsen hinunter. Das tat er deswegen, weil er gesehen hatte, wie der Teufel gekommen war und hatte das Kind abgetauscht. Kaum war aber das untergeschobene Kind über die Schröfen hinabgeflogen, so kam der Teufel und brachte das rechte zurück.

Das böse Fluchen. Wenn man den Teufel ruft, kommt er. Das hat ein Weib in Obermiemingen bei Zierl erfahren, die führte den Teufel öfters im Munde als Gott. Wie eines Abends ihr Kind in einem fortschrie, sagte sie: „Wart, wenn du nicht still bist, soll dich der Schwarze holen!“ und nahm das Kind und hielt es zum Fenster hinaus. Da ward es ihr entrissen. Lange hörte man es noch in immer weiterer Entfernung schreien. Da hatte der Teufel das Kind geholt. — Da sind dem Weib aber die Augen aufgegangen und es hat den Schwarzen nicht wieder gerufen.

Der Teufel und die Kartenspieler. 1. In Odagsen bei Hildesheim wohnte ein Bauer, der dem Spiel leidenschaftlich ergeben war. Er pflegte nach Immersen zu gehen und dort oft die halbe Nacht hindurch beim Kartenspiel zu sitzen. Eines Tages war er wieder dort und spielte bis tief in die Nacht hinein; da sagten seine Verwandten zu ihm, er solle doch nun aufhören und nach Hause gehn. Aber er achtete nicht auf sie und sagte, er wolle weiterspielen und wenn ihn auch der Teufel hole. — Endlich ging er spät in der Nacht aus Immersen weg. Da kam auf einmal ein furchtbarer Sturmwind, der nahm den Bauern auf und führte ihn hoch in die Luft. Der Sturmwind war aber der Teufel selbst. — Am andern Morgen fand man von dem Bauern keine Spur, nur ein großer Stein lag am Wege, der früher nicht dagewesen war.

Daneben steckte der Stoc des Bauern und darauf sein Hut. Verschiedene Fußspuren auf dem Boden ließen deutlich erkennen, daß er vorher noch lange mit dem Teufel gerungen hatte. Der Stein ist noch jetzt zu sehen.

2. Wo jetzt das Gasthaus von Weitendorf steht (bei Sternberg in Mecklenburg-Schwerin), da stand früher schon einmal eins, das ist aber abgebrannt. Einmal saß da der Wirt mit zwei Gästen am Tisch und spielte Karten. Der eine Gast verlor viel Geld und geriet darüber arg ins Fluchen. Nach einiger Zeit kam ein Fremder herein und bat um die Erlaubnis mitzuspielen. An den verlor der eine auch viel Geld und hörte darum mit Fluchen gar nicht wieder auf. Um Mitternacht fiel dem Wirt eine Karte unter den Tisch, und als er sie aufhob, sah er, daß der Fremde einen Pferdefuß und einen Krähenfuß hatte. Da nahm er die Kreide und schrieb vor sich auf den Tisch: „Jesus Christus hat mich erlöst.“ Der andere Gast, der nicht geflucht hatte, tat dasselbe; aber der Flucher tat es nicht. — Da sprang der Fremde auf und packte den Gast am Kragen und fuhr mit ihm durch die Wand; so daß eine große Stelle an der Wand ganz vom Blut bespritzt wurde. So oft man die Stelle auch weißte, das Blut kam immer wieder durch; und als nachher das ganze Haus abbrannte, blieb die Wand alleine stehen.*

Der Teufel unter den Kegeln. Zu Unserer lieben Frau in Schnals kegeln an einem Feiertag mehrere Burschen. Als sie den Kegeln nun arg zusehten, kam ein graues Männchen und wollte auch mitschieben. Die Buben hatten nichts dagegen, aber sie machten kuriose Augen, als der kleine Knirps öfters alle Neun warf. Wie er aber im Scherz fragte: „Wollen wir nicht die Seelen auskegeln?“ kam ihnen die Sache noch verdächtiger vor. Und wie nun das Männchen wieder schiebt, da wirft ein Bursch

* Die seltsamen Füße des Teufels, von denen der Pferdefuß für uns heute untrennbar zu seinem Bild gehört, erinnern an die mißgestalteten Füße der Zwerge und gehn wie sie vielleicht auf alte Alpvorstellungen zurück.

eine andere Kugel so quer über den Laden, daß sie mit der ersten ein Kreuz bildet. Da brüllte das Männlein laut auf und flog in feuriger Gestalt auf und davon.

Die *Meineidige*. In einem Bergwäldchen bei Bölschingen in Baden versprachen einmal ein Bursch und ein Mädchen einander die Ehe und schwuren dabei: wer von ihnen sein Wort breche und ein anderes heirate, den solle der Teufel am Hochzeitstag hier zerreißen. Aber das Mädchen nahm nachher doch einen andern, und das Hochzeitsfest wurde in einer Scheuer gefeiert. Da fand sich auch ein stattlicher Jäger ein, den niemand kannte, und der machte wie alle Gäste mit der Braut drei Ehrentänze. Am Ende des dritten aber zog er sie aus der Scheuer und aus dem Dorf und den Berg hinauf, und als die übrigen Hochzeitsleute, die es anfangs für einen Scherz hielten, ihnen nachsetzten, waren die beiden schon nicht mehr zu sehen. Von Arbeitern auf dem Feld erfuhren sie dann, der Jäger sei mit dem Mädchen im Bergwäldchen verschwunden. Da liefen sie dorthin und fanden da die Kleider und den Kranz der Braut in Stücke zerrissen und teils auf den Boden zerstreut, teils an den Bäumen umherhängen. Von ihr selbst war nichts zu sehen; aber sicher hat sie der Teufel auch zerrissen.

Besonders häufig tritt der Teufel heute in Sagen auf, die denen von den Riesen ähnlich sind. Den Riesen, die schon bei der Einrichtung der Welt mittaten, und denen man von jeher mehr Böses als Gutes nachgesagt hatte, konnte der Teufel noch am ehesten wesensverwandt erscheinen. So wurden zum Teil richtige Riesensagen einfach auf den Teufel übertragen. Nachdem das aber ein paarmal geschehen war, erwachsen aus dieser Wurzel neue eigene Teufelsagen, die ihren alten Mustern nur noch in der all-gemeinsten Anlage glichen. Die vielen schwankähnlichen Sagen vom Teufel als Baumeister, der stets am Ende auf listige Weise um seinen Lohn betrogen wird, und die damit verwandten vom

dummen und geprellten Teufel haben wohl eine gewisse Ähnlichkeit mit Sagen vom Riesenbaumeister und vom dummen Riesen; doch müssen wir uns hüten, in all ihren Einzelheiten altes Erzählgut von den Riesen entdecken zu wollen.

Der Teufelstritt. Nahe an dem Steg bei der Bellalpe ob Naters im Wallis ist ein etwas flacher Stein mit einem seltsamen Fußtritt; das ist der Teufelstritt. Da hat nämlich der Teufel einmal eine Alpenreise gemacht. Den ersten Schritt machte er vom Riesigenhorn bis zu diesem Stein, den zweiten aufs Hochgebirg und von da aus den dritten aufs Gliserhorn. Dieser dritte Schritt über den ganzen Brigerzehenen weg war so breit, daß vom starken Auftreten die Spitze des Gliserhorns gesprengt wurde. Jetzt steht da oben über dem Spalt ein Kreuz.

Der Kiesel. Bei der Kaltenbach im Schwarzwald fischte einmal der Teufel in der Murg. Da fühlte er, daß ihn etwas im Schuh drückte. Er zog den Schuh aus und schüttete den großen Felsblock heraus, der da noch jetzt am Ufer liegt und im ganzen Tal „der Kiesel“ genannt wird.

Das Zwischenahner Meer. Der Teufel ist einmal den Oldenburgern gram gewesen und hat deshalb einen ungeheuren Busch ausgerissen und hat die Stadt damit zudecken wollen. Er ist aber noch nicht am Ziel gewesen, da hört er schon den Hahn zum erstenmal krähen; da hat er einen Teil des Busches fallen lassen und hat sich geeilt weiter zu kommen. Aber bald hat er auch den zweiten und dritten Hahnenschrei gehört, und da muß er seine ganze Last ins Moor fallen lassen, und da liegen die beiden Büsche noch heute. Das ist nämlich der große und der kleine Wildeloh bei Oldenburg. Da wo der Teufel den Busch ausgerissen hat, ist ein großer See entstanden, und das ist das Zwischenahner Meer.

Das Dorf Langenschade. Bei Saalfeld in Thüringen liegt das Dorf Langenschade, das hat nur vierundfünfzig Häuser

und ist doch eine ganze Stunde lang, denn sie liegen alle einzeln in einer Reihe. Da ist nämlich einmal der Teufel durch die Luft geflogen und hat Häuser in der Schürze gehabt. Aber die Schürze hatte ein Loch und da ist ein Haus nach dem andern herausgefallen. Und wie der Teufel sich einmal umsah und den Schaden merkte, rief er: „das ist schade!“

Der Teufel als Kirchenfeind. 1. Kaum war das Wendelinskirchlein bei Meisenbühl und Nußbach in Baden fertig, da wollte der böse Feind es zusammenwerfen. Dazu biß er einen Felsen vom Berg ab und ging damit auf das Kirchlein los. Im Erbsengarten begegnete ihm ein altes Männlein — das war unser Heiland — und fragte ihn, was er vorhabe. „Den Schweinestall da unten will ich mit dem Stein zusammenwerfen.“ Da redete das Männlein ihm zu, er solle doch vorerst seine Last einmal ablegen und ausruhn. Das tat der Teufel auch. Nach einiger Zeit wollte er den Felsen wieder aufheben; aber da war der so weich geworden, daß sich seine Krallen darein drückten; und nun konnte er mit ihm dem Kirchlein nichts mehr tun. Der Stein liegt noch heute da.

2. Als die erste christliche Kirche im Taubertal bei Dettwang mitten unter den Heiden erbaut wurde, ergrimmete der Teufel und brachte während einer Nacht im Flug einen großen Felsen heran, um sie damit zu zerschmettern. Aber wie er an den Waldrand bei Rödersdorf kam, da begegnete ihm ein altes Mütterchen, das handelte mit alten Schuhen und hatte sich früh aufgemacht. Als nun der Teufel sie fragte, wie weit es noch bis nach der neuen Kirche sei? sagte sie: es sei noch so weit, daß sie auf dem Wege von da alle die Schuhe abgegangen habe, die sie im Korbe trüge. Da warf der Teufel wütend den Stein dort an die Waldhöhe hin, und da liegt er noch. Wo das Loch hindurch geht, da hat er ihn am Finger getragen.

Teufelsbauten. 1. Im Wallis gibt es mehrere Brücken,

die vom Satan gebaut sind und zwar so schnell als ein Reiter darüber galoppieren könnte, z. B. die Brücke auf dem Weg von Lenk nach Ersmatt, bei Rotafen. Da hat der Teufel als Lohn die ersten drei Köpfe verlangt, die über die Brücke gehen würden; man rollte aber zuerst einen Rabiskopf (Kohlkopf) hinüber, und dem sprang eine Geiß gierig nach. Zuletzt wurde noch ein Hund nachgehakt, da hatte der Satan seinen Lohn.

2. In der Pfarre Haslach, an der kleinen Michel in Oberösterreich, ist die sogenannte Teufelsbrudmühle. Als da noch keine Brücke über die Michel führte, versprach der Teufel dem Müller, wenn er ihm seine Seele verschreibe, wolle er ihm binnen einer Nacht noch vor dem ersten Hahnenschrei eine Brücke aus Stein über die Michel schlagen. Der Müller ging den Handel ein. Als aber die Nacht zu Ende ging, machte er sich an die Hühnersteige und störte die drei Hähne, die darin waren, mit einem Stecken auf, um sie zum Krähen zu bringen. Zuerst brachte er den weißen Hahn dazu. Da sagte der Teufel:

Weißer Hahn, weißer Hahn,
Geht mich nix an.

Darauf krächte der rote Hahn; da sagte der Teufel:

Roter Hahn,
Toter Hahn!

Als aber der schwarze Hahn zu krähen anhub, da hieß es:

Schwarzer Hahn, schwarzer Hahn,
Jetzt muß ich davon!

Und damit schleuderte der Teufel den Stein, den er eben in den Krallen hielt, zornig auf die fast schon fertige Brücke, so daß sie völlig zertrümmert wurde. Der Stein und die Brückentrümmer liegen noch in der Michel.

3. Einst brannte einem Bauern in Eiderstede in Schleswig sein Haus nieder. Traurig ging er auf dem Feld umher; da kam ihm ein kleiner Mann in einem grauen Rock und mit einem Pferdefuß

entgegen und fragte ihn, was ihm fehle. Der Mann erzählte ihm sein Unglück und wie er kein Geld habe, sein Haus wieder aufzubauen. Da versprach der Kleine ihm ein Haus mit hundert Fenstern zu bauen und es in einer Nacht bis zum ersten Hahnkratz fertig zu liefern, wenn er ihm dafür seine Seele verspräche. Der Bauer ging darauf ein und der Teufel fing an zu bauen, und das Haus war auch bald fertig. Der Teufel fing schon an, die Fenster einzusetzen. Und wie er nun zu dem letzten kam, da fing der Bauer an zu frähen und klatschte in die Hände; aber der Teufel lachte nur. Aber der Hahn im Stall hatte es gehört und antwortete, eben als der Teufel die letzte Scheibe einsetzen wollte. Da mußte er weichen und drehte dem Hahn den Hals um und ging davon. Aber das Fenster hat niemand einsetzen können und es bleibt auch kein Gerät in dem Zimmer, wo die Scheibe fehlt; alles fliegt heraus. Es braucht keiner da rein zu machen, denn es ist da immer ganz besenrein.

Der dumme Teufel. Ein Bauer und der Teufel mieteten einmal zusammen einen Krug Land. Damit es aber später keinen Streit um die Ernte gebe, sagte der Teufel zum Bauern: „Laß uns würfeln. Wer gewinnt, bekommt nachher das, was über der Erde ist, und wer verliert, das was unten ist.“ Der Bauer wars zufrieden. Aber der Teufel verstand den Kniff und warf und hatte die meisten Augen; also sollte er das haben, was oben wüchse. Der Bauer aber hatte das Feld zu bestellen und säte lauter Rüben, da bekam der Teufel nachher im Herbst nur das Kraut. Das ärgerte ihn, aber er konnte nichts dagegen sagen. — Weil sie aber das Feld auf zwei Jahre gemietet hatten, würfelten sie zum zweitenmal; da warf der Teufel mit Absicht die wenigsten Augen. Aber nun säte der Bauer Weizen und im Herbst bekam der Teufel nur die Wurzeln. Da schimpfte er aber dem Bauern die Haut voll, und dann sagte er: „Übermorgen komme ich, da sollst du dich mit mir krähen!“ — Hatte der Bauer erst gelacht, so ward ihm nun

doch bange. Seine Frau merkte gleich, daß ihm was fehlte, und fragte ihn danach. Da sagte ihr der Mann denn, so und so, und morgen solle er sich mit dem Teufel trazen. Da sagte die Frau: „Sei nur ganz ruhig; ich will schon mit ihm fertig werden. Geh du nur aus.“ Der Mann ging also an dem bestimmten Tage aus, und als der Teufel dann kam, tat die Frau, als wenn sie ganz böse und ärgerlich wäre. „Was fehlt ihr denn, kleine Frau?“ sagt der Teufel. — „Ach, seh er nur mal her; da hat mir mein Mann eben mit dem Nagel von seinem kleinen Finger den großen Riß quer in meinen schönen eichenen Tisch gemacht!“ — „Wo ist er denn jetzt?“ — „Wo soll er anders sein als beim Schmied! Er ist schon wieder hin und läßt sich die Nägel schärfen. Ist das nicht zum ärgerlich werden?“ — „Da hat sie ganz recht, gute Frau, das muß ärgerlich sein, so einen im Haus zu haben,“ sagte der Teufel und ging ganz sachte aus der Tür und machte, daß er fortkam.

Den Sagen vom lebendig begrabenen Riesen entsprechen die vom Teufel, der von Christus oder Gott dem Herren selber tief im Erdinnern an dreifacher Kette angeschmiedet wurde und dort bis an das Ende der Tage liegen wird; dann aber soll er nach uralter Weissagung von seinen Banden loskommen und die Welt mit Tod und Untergang bedrohen. — Im freundlichen Schwabenlande heißt es dagegen, der Teufel werde am Ende der Tage erlöst und selig werden.

Die drei kalten Schläge. Vor dem Untergang der Welt wird Luzifer von seinen Ketten loskommen und alles wütend mit sich fortreißen. Um zu verhüten, daß das schon jetzt geschehe, war es vor kurzem noch in manchen abgelegenen Tälern Tirols bei den Schmieden üblich, Samstags oder an andern Feierabenden nach der Arbeit drei Streiche auf den bloßen Ambos zu tun. Dadurch sollten die Kettenglieder des höllischen Ungeheuers wieder fest werden.

Aussicht auf Erlösung. 1. Vor Zeiten kam einmal der Heiland auf den Rosenstein bei Heubach in Württemberg und kämpfte hier mit dem Satan und besiegte ihn und bannte ihn in die schauerliche „Teufelsklinge“ auf so lange, bis daß seine Zeit um sein würde und er erlöst werden könne. Und die Teufelsklinge soll, solange die Welt steht, in ihrer alten Gestalt verbleiben und nicht eben werden.

2. Der Teufel war ursprünglich ein guter Engel. Aber er wollte sich über Gott erheben und wurde deshalb aus dem Himmel verstoßen und für eine bestimmte Zeit in das Innere der Erde gebannt. Wenn seine Zeit um ist, so wird auch der Teufel noch selig werden, wie alle Sünder, sobald sie ihre Strafe abgebüßt haben.

Wenn dieser freundliche Glaube auch deutlich aus der mißverstandenen alten Schreckensweisagung erwuchs, so erscheint er doch als eine schöne Blüte des christlich-deutschen Wesens, das seine Liebe zu der von Gott geschaffenen Welt selbst auf den Bösesten der Bösen ausdehnt und den Gedanken, der Teufel könne in alle Ewigkeit verdammt und ohne Hoffnung bleiben, nicht auszu-denken vermag.

Anmerkungen und Quellennachweise*

Zur Einleitung vgl. Ranke, Sage und Märchen. Eine Definition des Begriffes „Volks Sage“ ließe sich etwa so versuchen: Volks Sagen sind volkläufige Erzählungen, deren objektiv unwahrer Inhalt in der Form des schlichten Berichtes als tatsächlich geschehenes Ereignis überliefert wird. — Doch ist zu beachten, daß diese Definition wie die in der Einleitung durchgeführte Scheidung zwischen 'Sagen' und 'Märchen' aus dem deutschen Material gewonnen wurde und für die Völker des Orients und die Primitiven nicht zu gelten scheint; vgl. z. B. J. Hertel, Indische Märchen (Jena 1919) S. 10: „Für die Hindu verschwimmen Geschichte und Märchen, Wirklichkeit und Dichtung völlig ineinander.“

113
Frankfurt
S. 13a. Peter II S. 76; Ab. Gredt Nr. 908. Eine Untersuchung dieses Sagenkreises bereitet A. von Löwis of menar seit längerer Zeit vor; vgl. A. v. L. of m., Märchen und Sagen (1916) Anm. zu S. 41. — 14. Die Seele als Rauch: Grimm Nr. 249, als Schlange: Grimm Nr. 433, als Wiesel: Grimm Nr. 461. Über den Sagenkreis von Alp und Trude vgl. vor allem Laistner, Rätsel I Kap. 10 ff. — 14a. Wolf, Hessische Sagen Nr. 95. Als Maus erscheint der Alp auch: Grimm Nr. 248, als kleiner weißer Schmetterling: Grimm Nr. 81. — 15a. Schönwerth I S. 217. Der Schweizer Kaplan: Wallis I S. 61. — 16. Bonbun, Beitr. S. 42. — 17a. Birlinger, Volkstüml. I Nr. 481; 17b. Jahn Nr. 465. — 18. „Durchs Schlüsselloch bin ich gekommen“, vgl. das „Gesetz der Teufel und Gespenster“ in Goethes Faust. — 18a. Ruhn und Schwarz Nr. 16. — 19a. Altbayr. S. 116. — 20. Wer zur Trude wird: Strackerjan I § 249a; Alpenburg, Mythen S. 267; Jahn Nr. 480. — 21a. Schönwerth I S. 218; 21b. J. f. d. Myth. I S. 140. — 22a. Baader II Nr. 148. 22b. JVB. VII S. 296. — 23. Mittel gegen den Alp: Schönwerth I S. 215; Tettau und Temme S. 286; andere: Grimm Nr. 81. Trudensfuß und Trudenstein: Leoprechting S. 25 und 92. — 24. Ein kräftiges Sprüchlein gegen die Trude ebenda S. 26:

Trudenkopf, ich verbiete dir

1e
Mein Haus und Hof, mein Roß- und Kuhstall,

* Die vergleichenden Literaturnachweise beschränken sich grundsätzlich auf die 'Deutschen Sagen' der Brüder Grimm. — Die zu den Seitenzahlen gesetzten Buchstaben (a, b, c usw.) meinen die erste, zweite, dritte Sage auf der Seite.

Ich verbiete dir meine Bettstatt,
 Mein Fleisch und Blut, mein Leib und Seele.
 Trude in ein ander Haus,
 Bis du alle Bichel grattelst,
 Alle Wasser wattelst;
 Bis du alle Zaunstecken melkst
 Und alle Läublein an Bäumen zählst;
 Bis kommt der liebe Tag,

Da die Mutter Gottes einen zweiten Sohn gebären mag.

S. 24a. Strackerjan I § 251b. In dieser Sage ist die Nachbarin selber die Trude; auf dem Besenstiel wäre sie gern alle Nacht geritten, denn er ist das beliebte Reittier aller Hexen. — 25a. Alpenburg, Mythen S. 302, vgl. Grimm Nr. 81; 25b. Strackerjan I § 250i. — 14. Über die Vorstellung von den Hexen vgl. vor allem Soldan-Heppe, Geschichte der Hexenprozesse und Hansen, Quellen und Untersuchungen. „Aus jungen Truden“: Leoprechting S. 9. — 27a. Jahn Nr. 430, 2. „Hätten sie die Raze blutig geschlagen“, so hätte die allen Zauber brechende Kraft des Blutes die Hexe in ihre Menschengestalt zurückverwandelt, wie ja auch zuletzt statt der Razenpfote ein Menschenfinger am Boden liegt. Zum abgehackten Finger vgl. Grimm Nr. 408. — 28a. Wolf, Niederländ. Nr. 393; „tot adern“: durch Öffnen der Pulsadern Verblutenlassen, vgl. Grimms Wb. I Sp. 180; 28b. Schell S. 345 Nr. 48. — 29a. Stöber Nr. 224, vgl. Grimm Nr. 252; 29b. Schmitz I S. 47. — 30a. Schell S. 75 Nr. 5. — 31. Melkzauber in Österreich: Peter II S. 252; Fruchtbarkeitszauber der Hexen: Mannhardt, Wald- und Feldkulte I S. 390. — 32a. Schönwerth II S. 127; 32b. Schell S. 266 Nr. 25. Zum Wettermachen der Hexen vgl. auch Grimm Nr. 251. — 34a. Baader I Nr. 337; 34b. Schönwerth II S. 113; 34c. Gredt Nr. 220, 2. — 35a. Gredt Nr. 244; 35b. Baader I Nr. 306; 35c. Baader I Nr. 300. — 37a. Schell S. 29 Nr. 28; 37b. Gredt Nr. 269. Ein feierlicher Bannspruch oder „Diebssegens“ steht z. B. Kuhn und Schwarz, Gebr. Nr. 378:

Ein Segen, Diebe fest zu machen.

Unsere Mutter Gottes, die ging wohl über Land,
 Sie nahm ihr liebes Kind bei der Hand;
 Da kamen drei, drei, drei Diebe,
 Die wollten ihr das Kind stehlen. Sie schrie:
 Sanft Peter bind, Sanft Peter bind, Sanft Peter binde! —

4 Tisch

Ich habe gebunden mit Gottes Hand
 Und mit meinen eigenen Händen;
 Mit Todeshänden,
 Mit eisernen Bänden,
 Daß Dieb und Diebin sollen stehn
 Und nicht von der Stelle gehn.
 Sie sollen stehen wie ein Stod
 Und sehen wie ein Bock,
 Zählen alle Sterne, die am Himmel stehn,
 Und alle Tropfen, die in das frunde (tiefe) Meer gehn.

Diesen Spruch spricht man, indem man dreimal rund um die Stelle geht, zu welcher man vermutet, daß der Dieb kommen wird; dabei darf man sich aber nicht umsehen und muß genau an dem Punkte, wo man den Umgang begann, wieder aufhören, und zum Schluß dreimal „Im Namen Gottes“ usw. sagen. Am anderen Morgen findet man den Dieb festgebannet an der Stelle; dann muß man ihn lösen mit den Worten:

Stehst du hier in Teufelsband,
 So gehe hin in Gottes Hand;
 Ich stoße dich von mir mit meiner linken Hand.
 Im Namen Gottes usw.

Doch muß dies vor Sonnenaufgang geschehen, sonst wird der Dieb schwarz und muß (binnen Jahresfrist) sterben. — S. 37 a u. 38 a. b. Schönwerth I S. 131 u. 132. — 38c. Baader I Nr. 416, vgl. Grimm Nr. 115 — 118. — 39. Statt „Wasserzaubers“ lies „Wetterzaubers“; 39a. Karl II S. 34. — 40a. Grässe II Nr. 689; 40b. Gredt Nr. 1050. — 41. Meiche Nr. 660, vgl. Grimm, Märchen Nr. 149. Anderer Blendzauber: Grimm Nr. 253. 254. — 42. Im Jahre 1894 wurde in Knollengraben bei Grüntraut in Württemberg die mehrere hundert Nummern starke Bibliothek eines Hexenmeisters entdeckt: ZBB. XV S. 412 f. — 42a. Baader I Nr. 281; 42b. Blau S. 136 Nr. 3. Zum Rückwärtslesen des Zaubers vgl. Mitteilungen d. Schles. Gesellsch. f. Volkskunde IV (1901) S. 45 ff. — 44a. Leoprechting S. 61; 44b. Baader I Nr. 393. — 45a. Ruhn, Westf. I Nr. 376; 45b. Bartsch I Nr. 304; zum sicheren Schuß vgl. Grimm Nr. 257. — 46a. Peter II S. 66, vgl. Grimm Nr. 258. Die Zauberkugel will durch den Hut in die Stirn und wird darum durch Ablegen oder Hochwerfen des Hutes unschädlich gemacht. — 47. Über den weitverbreiteten Werwolfsglauben vgl. besonders Herz, Werwolf, und Andree, Parallelen; reiche Literatur über den Glauben an Tier-

verwandlung bei den verschiedensten Völkern findet sich auch ZWB. XIX (1909) S. 30 ff. Der Werwolfsgürtel erinnert an den Zauberhalfter der Trude und Hexe S. 25. — 47a. Gredt Nr. 568, vgl. Grimm Nr. 214. — 48a. Gredt Nr. 556; andere Werwolffsagen: Grimm Nr. 215. 216. — 49a. Wallis S. 206 Nr. 98. — In manchen Gegenden Norddeutschlands sagt man vom Werwolf, er springe den Menschen von hinten auf den Rücken und lasse sich von ihnen eine Strecke weit schleppen; damit wird die Verwandtschaft zwischen Werwolf und Trude noch enger (aber vgl. auch die aufhockenden Toten S. 57 u. 59). Bergische Sagen vom Werwolf: 1. Ein erwachsenes Mädchen ging einst von Baumberg nach Urdenbach. Dort hatte sie allerlei einzukaufen, und als sie sich wieder auf den Heimweg machte, war es Abend geworden. Da sprang ihr plötzlich ein großer Werwolf auf den Rücken. Sie spürte die Krallen des Untiers deutlich auf ihrer Brust; ächzend und stöhnend schleppte sie sich vorwärts. Erst in der Nähe ihrer Wohnung wurde sie von dem Werwolf verlassen und stürzte ganz ermattet in die Stube zur Mutter. — 2. Oberhalb des Beckhofs bei Barmen ging ein Werwolf um, der warf sich den Vorübergehenden, namentlich wenn sie Geld oder sonstige Wertsachen bei sich hatten, von hinten auf den Rücken und beraubte sie, indem er sie mit seinen Tagen fest umklammerte. Aber einmal kam er dabei an den Unrechten. Der griff nach seinem Messer und schlug damit nach den Krallen des Tieres, daß ihm das Blut aus den Tagen floß. Da mußte der Werwolf sofort in Menschengestalt erscheinen und hat seitdem sein böses Treiben eingestellt (Schell S. 473 Nr. 20 und S. 187 Nr. 116). Zur Sagengruppe vom aufhockenden Werwolf vgl. Ranke, Hucup S. 19 f.

S. 51. Gebräuche beim Tode: Drechsler I S. 291. — 52a. Wurde mir 1909 in München von meiner Schreibmaschinendame, Frau B. Tr., erzählt, als ich ihr die erste Auflage dieses Buches in die Maschine diktierte; das Glas war ein einfaches Wasserglas mit völlig glatter runder Wand. — 52. Zum „lebenden Leichnam“ und der Spukgestalt des Totengespenstes vgl. G. Neckel, Walhall (1913) S. 37 f. H. Naumann, Primitive Gemeinschaftskultur (1921) S. 18 f. W. F. Otto, Die Manen (1923). — 15
Noch am 4. September 1912 brachte ein Witwer bei Erlangen seiner verstorbenen Frau Fleisch ins Leichenhaus und warf ihr bei der Beerdigung Würste ins offene Grab, „damit die Resl nicht zu hungern braucht“: Arch. f. Religionswissensch. XVI S. 3/0. — 12
S. 53a. Baader I Nr. 304; 53b. Jahn 516. — 54a. Jahn 517; 54b. ZWB. IX S. 386. Tote, die

aus ihren Gräbern aufstehn und den Landesfeind vertreiben helfen: Grimm Nr. 328; 54c. *J. f. d. Myth.* I S. 452 und Schöppner II Nr. 907, vgl. Grimm Nr. 242. Die Mäuse, die den Grafen von Seefeld und den Bischof Hatto verfolgen, sind beide Male die Seelen der verbrannten Armen. — 55a. Müller Nr. 65; 55b. Rochholz II Nr. 350. Über das Bahrrecht: Grimm, *Deutsche Rechtsaltertümer* II S. 593. — 56a. Schambach und Müller Nr. 233, vgl. Grimm, *Märchen* Nr. 109, und *Sagenbuch* II² S. 176; 56b. Müllenhoff Nr. 223. — 57a. Gander Nr. 213; 57b. Bernaleken, *Mythen* S. 76. — 59. Aufstehende Geister auch Grimm Nr. 80. 146; vgl. Ranke, *Hudup.* — 59a. Bartsch I Nr. 256₉, vgl. Grimm Nr. 286. — 60a. Wallis S. 237 Nr. 128; 60b. Meier Nr. 306₄; 60c. Bartsch I Nr. 242. — 61a. b. Baader I Nr. 153. II Nr. 35, vgl. Grimm Nr. 225. 236. 227; 61c. Bartsch I Nr. 246. — 62a. Schambach und Müller Nr. 223₂; 62b. *ZB.B.* XV S. 348. — 63. Straderjan § 183s. — 65. Reiser I Nr. 441. Der „Fürwig“, der dem Beschwörungsakt verstoßen zusieht, erinnert an den alten Mann in der Sage vom vergrabenen Schatz S. 252; vgl. auch Grimm Nr. 122. — 66a. Meiche Nr. 77; 66b. Gredt Nr. 1105. — 67a. Gredt Nr. 1100; 67b. Ruhn, *Westf.* I Nr. 245. — 68a. Wallis S. 242 Nr. 133. Das Gespensterroß, das den Burschen zerquetscht hat, erscheint nicht wieder: der spukende Tote ist erlöst wie die Trude, die ein Lebendes zu Tode drückt. 66b. Baader I Nr. 191. Daß der Wald, in dem sich das blaue Licht zeigt, „Schatzwäldchen“ heißt, erklärt sich aus dem auf S. 246 Gesagten: wo das Licht brennt, liegt ein Schatz vergraben. — 69a. Baader I Nr. 185; 69b. *ZB.B.* XI S. 339. Feuriger Spuk: Grimm Nr. 277. 284. — 70a. b. Ruhn und Schwarz Nr. 88. 116. — 71a. Gredt Nr. 665. — 72a. Schambach und Müller Nr. 226; 72b. Ruhn und Schwarz Nr. 169; 72c. Wolf, *Niederld.* Nr. 262. 521. — 73a. *ZB.B.* I S. 427; 73b. Gredt Nr. 770. — 74a. b. Gredt Nr. 776; 74c. Schönwerth I S. 305₁₁; 74d. Wallis S. 78. — 75a. Wallis S. 223 Nr. 116, vgl. Grimm Nr. 108. Das Motiv: eine leidende Seele erwartet ihre Erlösung, wenn aus dem Holz eines Baumes, der eben erst gepflanzt ist, ein Sarg gezimmert wird, begegnet vor allem in den Sagen von der weißen Frau im Berg (vgl. S. 94/95. Grimm Nr. 224); nur heißt es da gewöhnlich, aus dem Baum müsse nicht ein Sarg, sondern eine Wiege gemacht werden: das Kind, das dann als erstes in dieser Wiege liegt, wird einst als Mann die weiße Frau erlösen. Das Motiv ist ein Sprößling der alten Legende vom Kreuze Christi, die im Mittelalter sehr beliebt war; vgl. Ranke, *Erlöser.*

S. 76a. Zingerle Nr. 345. — 77a. Bartsch Nr. 287. Der Schluß der Sage ist auffallend: eigentlich müßte der Küster durch den Glockenschlag wirklich gerettet werden, vgl. Goethes Ballade „Der Totentanz“. 77b. Schell S. 310 Nr. 34. — 78a. Peter II S. 121, vgl. Grimm Nr. 176; 78b. Baader II Nr. 49. — 79a. Baader I Nr. 428; 79b. Kühnau I Nr. 12. — 80a. Lynder Nr. 6. — 81. Über die deutsche Kaiserweisagung: F. Kampers, Die deutsche Kaiseridee in Prophetie und Sage, München 1896. R. Schröder, Die deutsche Kaisersage, Heidelberg 1891. F. G. Schultheiß, Die deutsche Volksage vom Fortleben und der Wiederkehr Kaiser Friedrichs II., Berlin 1911. Dazu Grimm Nr. 22. 23. 25. 28. 296. 297. 298. — 82. Besuch im Totenberg: Grimm Nr. 144. 147. 283. — 82a. Schell S. 448 Nr. 55. — 83a. Schell S. 448 Nr. 54. — 84a. Graber S. 101. — 85a. Baader I 434 (Mones Anzeiger 4 S. 409); 85b. Ruhn und Schwarz Nr. 247, ¹⁰. Wein im Berg: Grimm Nr. 15. 107. — 86. Die Sagen von der Zeitlosigkeit im Totenreich erinnern an die im Mittelalter sehr beliebte Legende von dem Mönch, der lebend in die Ewigkeit verzückt wurde. Der ging an einem schönen Vormittag im Klostergarten und sann gerade über die Worte des Psalmisten nach: „tausend Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache,“ und konnte sie nicht fassen. Da hörte er im Wipfel eines Baumes einen Vogel singen; der sang so lieblich, daß der Mönch stehn blieb und lauschte. Nach einer Weile endete der Vogel sein Lied und der Mönch kehrte zum Kloster zurück. Aber dort fand er alles verändert, fremde Brüder gingen ihm entgegen und führten ihn zu einem fremden Prior; ihm selber war ein langer eisgrauer Bart gewachsen, und niemand kannte ihn oder seinen Namen. Erst mit Hilfe alter Seelbücher stellte der Prior fest, daß vor mehreren Jahrhunderten ein Mönch des gleichen Namens auf unerklärliche Weise aus dem Kloster verschwunden war. Da erkannte der Greis mit frommem Staunen, daß ihm Gott einen Vorschmack hatte geben wollen von der Zeitlosigkeit des Jenseits. Er erzählte noch den lauschenden Brüdern, was er erlebt hatte, und sank dann tot zu Boden (nach Caesarius von Heisterbach). Reiche Literatur über das Motiv bei R. Köhler, Kleinere Schriften (Berlin 1898—1900) II S. 239, vgl. auch F. Müller, Die Legende vom verzückten Mönch, Erlanger Dissertation, Leipzig 1912. — 86a. Pröhle, Deutsche Sagen Nr. 220. — 87. „Hätte er seine Jacke liegen lassen“, vgl. Grimm Nr. 316; 87a. Z. f. d. Myth. I S. 193. — 88a. Temme Nr. 211. — 90a. Gloede S. 78. — 91a. Z. f. d. Myth.

1e
63

L.

10
I S. 440; 91b. Ruhn, Westf. I Nr. 227. — 92a. Jahn Nr. 313. Zur Erlösung der weißen Frau: Laistner, Rätsel I bes. Kap. 17—19 und Kap. 29. — 93a. Alpenburg, Alpensagen Nr. 232; über den heiligen Baum vgl. Zingerle Nr. 176. — 94a. Wolf, Hess. Nr. 42, vgl. Grimm Nr. 13. 222. 224. — 95. Ruhn, Märk. Nr. 111; 95b. Rochholz Nr. 173. — 97. Geldfeuer und Schatzblüte: S. 0^o. — 97a. Meier Nr. 36. — 98a. Ruhn, Westf. I Nr. 312, vgl. Grimm Nr. 9. 304. 315. — 100a. Wolf, Hess. Nr. 2. — 101a. Müllenhoff Nr. 472. — 102a. Ruhn, Westf. I Nr. 138a. Mit der Sage von der Wittewiwerskühle greifen wir schon in den zweiten Hauptteil hinüber: die weißen Weiber, in deren Macht die Kindbetterin gegeben ist, wenn sie vor ihrem ersten Kirchgang ausgeht, sind im heutigen Bewußtsein des Volkes nicht mehr mit den erlösungsbedürftigen weißen Frauen im Berge identisch, sondern viel eher den Zwergen und Unterirdischen verwandt und damit schon zu den ganz selbständigen Wesen des Volksglaubens zu rechnen. Es ist aber nach allem Vorausgegangenen klar, daß auch sie ihrem Wesen nach nichts anderes sind als die Bewohnerinnen des Totenreiches, dem die Bäurin durch ihren verfrühten Ausgang verfallen ist.

18
S. 105a. Birlinger, Volkstüml. I Nr. 39; 105b. Schönwerth II S. 145. — 106a. Wallis S. 212; 106b. Schönwerth III S. 125. — 107a. Bonbun, Beitr. S. 4; 107b. Birlinger, Volkstüml. I Nr. 46; 107c. Wallis S. 247 Nr. 140. — 108a. Cysat Nr. 116. — 109a. Leoprechting S. 36. — 110. Epileptikererlebnis: Ranke, Sage und Erlebnis. — 110a. Wallis S. 213 Nr. 104. — 111a. Zingerle Nr. 24; 111b. Ruhn und Schwarz Nr. 69, vgl. Ranke, Hudug S. 23 f. — 112a. Meier Nr. 151, 2. — 113a. b. Bonbun, Sagen Nr. 42. „Notnagel“, das hier im Warnruf des Nachvolks keinen rechten Sinn hat, bedeutet einen Menschen, der auf dem Wege der Pflicht und damit „durch die Not“ geschützt ist. Wer „notnagel“ dem wilden Heer begegnet, dem geschieht kein Leid: Einmal wachte eine Magd um Mitternacht aus dem Schlafe auf und sah im Rathaus gegenüber hellen Fensterchein. Da dachte sie, es müsse Morgen sein, und stand eilends auf, um an ihre Arbeit zu gehn. Sie wollte Licht machen, konnte aber unmöglich Stahl und Feuerstein finden. Da lief sie ins Rathaus hinüber, um Feuer zu holen. Im Rathaus aber war das Nachvolk bei fröhlichem Trunk und Schmaus, und die Magd hatte kaum den Mut, ihre Bitte um Licht vorzubringen. Da rief einer aus dem Volk: „Wüßten wir nicht, daß du notnagel wärest, wir würden dich zermalmen so klein,

als das Gestrüpp (!) unter der Sonne!“ Das war im Rathause zu Feldkirch. (Bonbun, Beitr. S. 10 Anmerkung.) — 113a. Meier Nr. 148. — 114. Das wilde Heer ohne Führer: Grimm Nr. 313; der getreue Eckhart geht ihm als Warner voran: Grimm Nr. 314, vgl. auch Nr. 7. Frau Berchtl in Tirol: Zingerle² Nr. 29,⁴ 30,³ 33. 35. — Wode und Wodan: Hatte sich zur Zeit der Befehung der deutschen Stämme der Gott Wodan über den (älteren) Dämon Wode, mit dem er ursprünglich einmal eins gewesen war, längst weit hinausentwickelt und überließ das Schleudern von Pferdellenden und Frauenbeinen schon damals dem unheimlicheren Verwandten, der die Jahrtausende hindurch bis heute dem Ursprung aller Mythenbildung näher blieb, während der Gott mit seinem Kulte zugleich verschwand? — 115a. Haas Nr. 15; 115b. Müllenhoff Nr. 500. Man darf zur Zeit der Mittwinterstürme nicht baden, sonst geht das Mehl mit in die wilde Jagd. — 116a. Müllenhoff Nr. 495. — 117. Die dürrn Blätter im Wirbelwind als Waldgeister vgl. S. 168 d; 117a. Ruhn, Westf. I Nr. 404; 117b. Jahn Nr. 16. — 118a. Wischel I Nr. 221, vgl. Grimm Nr. 271. Im Fichtelgebirge sagt man: Wenn man das Holzfräulein schreien hört, gibts schlimmes Wetter. Denn dann ist der wilde Jäger hinter ihm drein, und der bringt Regen und Wind mit (Schmidt S. 46). — 119a. Ruhn und Schwarz Nr. 76, vgl. Ranke, Hucup S. 22 f. — 120a. Sommer Nr. 4, vgl. Grimm Nr. 173; 120b. Schönwerth II S. 162, vgl. Grimm Nr. 48. — 121a. Grimm, Myth. II S. 768. — 122a. b. Ruhn, Westf. I Nr. 1. 3. — 123. Opfer an den Wind: Peter II S. 258; Baumgarten I S. 38. — 123a. Ruhn und Schwarz Nr. 324,². — 124a. b. Straderjan I § 247i. — 125a. 3. f. d. Myth. III S. 34. — 126a. Ruhn, Westf. I Nr. 193. Der ewige Jäger hat sich gewünscht, ewig zu jagen: Grimm Nr. 309; 126b. Arndt I S. 401. Die grausame Strafe trifft den Baumsrevler nach ältestem deutschem Markrecht: Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer II S. 39. 40. 269. — 127a. Ruhn und Schwarz Nr. 265,² und Zeitschr. des histor. Vereins f. Niedersachsen 1878 S. 77, vgl. Grimm Nr. 172. 311. — 128. Im Garten des Klipperkruges bei Wülperode im Harz zeigt man noch Hadelbergs Grabstein; er zeigt einen Ritter auf einem Maultier, mit fliegendem, kurzem Mantel, in der Hand eine Reitgerte, neben ihm laufen zwei Hunde; auf dem Rand des länglich-viereckigen Steins ist eine Inschrift, nur noch zu einem kleinen Teile lesbar: — — Domini 1581. Den 13. Martii (Ruhn und Schwarz Nr. 203). — 129. Das wilde Heer in feurigen Wagen: Grimm Nr. 278; 129a. 3. f. d. Myth. II S. 193;

129b. Meier Nr. 145,₁; 129c. Meier Nr. 132. — 130a. Bartsch I Nr. 6, vgl. Grimm Nr. 8. Zum Goldgeschenk der Geister vgl. auch S. 135. 152. (157.) 182. 183. 205 und Ranke, Suckup S. 30. — 130b. 3 B B. XIII S. 180. — 1²1a. Voges Nr. 3.

13
vgl. S. 134a. Ruhn, Westf. I Nr. 62; 134b. Müllenhoff Nr. 422; 134c. Ruhn und Schwarz Nr. 292; als Hebamme wird die Menschenfrau zu den Zwergen geholt: Grimm Nr. 41. 68. — 125a. Colshorn S. 115, Grimm Nr. 152. — 136. Wechselbalg als Angsttraum der Wöchnerin: Laistner, Rätsel I Kap. 13. Wechselbalgsagen: Grimm Nr. 82. 83. 88. 90. 91. — 137a. Bartsch I Nr. 64; 137b. Pröhle, Harzlagen I S. 192; 137c. Müllenhoff Nr. 425,₂. — 138a. Müllenhoff Nr. 425,₄. — 139. Rumpelstilzchen: Grimm, Märchen Nr. 55; 139a. Temme Nr. 216; 139b. Zingerle Nr. 93. Der Name Waldfügele erinnert an die Purzelbäume der Waldgeister S. 177. — 140a. Bartsch I Nr. 61, vgl. Grimm Nr. 34. 299. — 141a. Baader II Nr. 93; 141b. Haas Nr. 49; vgl. Ranke, Wie alt s. u. p. S. 10. — 142a. Müllenhoff Nr. 386, vgl. Grimm Nr. 110. — 143a. Müllenhoff Nr. 386; 143b. Ruhn und Schwarz Nr. 362,₄, vgl. Grimm Nr. 157. Über die hier geschilderte eigentümliche Form des Handelsverkehrs, den sog. „stummen Handel“ vgl. H. Schurz, Urgeschichte der Kultur (1900) S. 287. — 144a. Bartsch I Nr. 72, vgl. Grimm Nr. 33. 303; 144b. Bartsch I Nr. 66; 144c. Ruhn, Westf. I Nr. 269. — 146. Ein Holzfräulein muß so lange dienend „leiden“, bis ihr Kleid zerrissen ist: Schönwerth II S. 379, vgl. Zingerle Nr. 54. — 146a. Meier Nr. 66; 146b. Meier Nr. 69. — 147a. Zingerle Nr. 59; 147b. Ruhn, Westf. I Nr. 155. — 148. Schrettelesfüße: Meier S. 172; 148a. Grimm, Myth. I S. 372, vgl. Grimm Nr. 150. — 149a. Ruhn, Westf. I Nr. 147. — 150a. Ruhn und Schwarz Nr. 270,₂. Die Zwerge halten selber Hochzeit: Grimm Nr. 31 und Goethes Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen; 150b. Peter II S. 9. — 151a. Harrys I Nr. 5, vgl. Grimm Nr. 156; 151b. Schambach und Müller Nr. 147,₁; vgl. Grimm Nr. 153. 154. 156 und Ranke, Wie alt s. u. p. S. 12. — 153a. Müllenhoff Nr. 383; 153b. Ruhn, Westf. I Nr. 270. — 154a. Haas Nr. 46. Die Zwerge scheuen wie die meisten Spuk- und Traumgestalten das Licht der Sonne; nach altnordischer Sage wird der Zwerg zu Stein, wenn ihn die Sonne bescheint. — 155a. Ruhn, Westf. I Nr. 363; 155b. 3. f. d. Myth. II S. 432. — 156. Zum Abzug der Zwerge vgl. Grimm Nr. 36. 148. 149. 153. 154. Das Glockengeläut schreckt die Geister: 3 B B. VII S. 360 f. und die Fänggen (S. 187). — 156a. Bartsch

20
120
49

I Nr. 89; 156 b. Ruhn und Schwarz Nr. 189, 2; 156 c. Müllenhoff Nr. 429. — 157. Grimms Bemerkung: Myth. I S. 380. Geschichtliche Deutung der Zwerge: W. Schaub, Über den Ursprung der deutschen Zwergsage. Progr. d. Kgl. Wilhelmsgymnasiums. Berlin 1904. — 158. Auch das Totenheer läßt sich gelegentlich von einem Fährmann übers Wasser setzen: Grimm Nr. 276; Grimm, Myth. I S. 694.

S. 159. Koboldsagen bei Grimm vor allem Nr. 75 und 76. — 159 a. Meiche Nr. 380. — 160. Kobold im Voigtland: Köhler S. 476. Die Kobolde, als Seelen Ermordeter, tragen die Mordwaffe noch im Rücken: Grimm Nr. 72. — 160 a. Haas Nr. 26. — 161 a. J. f. d. Myth. I S. 401; 161 b. Müllenhoff Nr. 446, 1; vgl. S. 62 und Grimm Nr. 74. — 162. Der Kobold Hinzelmann als Feder und in verschiedenen Tiergestalten: Grimm Nr. 76. — 162 a. Haas Nr. 22; 162 b. Ruhn und Schwarz Nr. 48. — 163 a. Ruhn und Schwarz Nr. 86, 4. — 164 a. Gräße Nr. 505, vgl. Grimm Nr. 73; 164 b. Meier Nr. 90. — 165 a. Sommer Nr. 24. Auch Hinzelmann sagt den christlichen Glauben nur zerissen und stammelnd: Grimm Nr. 76. Bei Caes. v. Heisterbach kann der Teufel den Glauben und das Vaterunser nicht fehlerfrei beten. Ein anderer Kobold dagegen betet: Grimm Nr. 40. Hinzelmann ist ein Christ und hofft, dereinst noch selig zu werden: Grimm Nr. 76. Von einem Kobold in der Kirche bringt Ruhn, Märk. Nr. 151 eine sehr anschauliche Sage: Als die Stadt Neu-Ruppin am Ende des achtzehnten Jahrhunderts abbrannte und schon die Kirche in Flammen stand, sah man hoch oben auf dem Turm einen kleinen roten Kobold, der schaute bald da, bald dort aus den Lücken heraus und lachte die Leute unten aus; denn der ganze Kirchhof stand voll Menschen. Wie er aber hinaufgekommen war, wußte niemand zu erklären; die Türen zur Kirche und zum Turm waren alle fest verschlossen. — 165 b. Jahn Nr. 150. — 166 a. Haas Nr. 23. — 167 a. Sommer Nr. 29; 167 b. Schambach und Müller Nr. 152, 1. — 168 a. Panzer I Nr. 202; 168 b. Jahn Nr. 129. — 169. Allgemein sagt man in Norddeutschland: wenn einer eine Sternschnuppe fliegen sieht und wünscht sich in dem Augenblick etwas, so geht sein Wunsch in Erfüllung; das ist ein Rest des alten Glaubens an den „Draf“; 169 a Stöber Nr. 227. — 170 a. b. c. Bartsch I Nr. 336; 170 d. Schambach und Müller Nr. 182. — 171 a. Wolf, Hess. Nr. 117. — 172 a. Temme Nr. 253. — 173 a. b. J. f. d. Myth. II St. 139 und 141. Über das Volksheilmittel, ein bruchkrankes Kind durch eine gespaltene Eiche zu ziehen, vgl. Ruhn und Schwarz, Gebr. Nr. 340 mit der Anmerkung; dazu Hovorcka

und Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin (Stuttgart 1908. 1909) I S. 72; 173c. ZVB. II S. 417. — 174a. Ruhn und Schwarz Nr. 219; 174b. Harrys II Nr. 2, vgl. Grimm Nr. 3. 37. — 175a. Ruhn, Westf. I Nr. 192; 175b. Brubel II Nr. 51, vgl. Grimm Nr. 2 mit der Anmerkung.

S. 176. Über die Beseelung des Waldes vgl. vor allem Mannhardt, Wald- und Feldkulte I Kap. 2. Alte Landleute in Schlesien hüten sich, ohne Not in die Rinde eines Waldbaumes hineinzuschneiden; denn der angeschnittene Baum blutet und fühlt den Schmerz wie ein Mensch. Der Holzhacker leistet dort dem Baum Abbitte, ehe er ihn fällt; denn in jedem Baum wohnt eine arme Seele, und wenn er der Abbitte leistet, so wird sie erlöst; versäumt er es, so muß sie im Baumstrunk weiterleben und leiden: Peter II S. 30. — 176a. Baader II S. 144. — 177a. Baader I Nr. 184; daß das Bäumchen am andern Tag verschwunden ist, fällt auf und ist gewiß nicht ursprünglich. — 177b. Reiser I Nr. 429; 177c. ZVB. IV S. 456; 177d. Leoprechting S. 129. — 178. Tauwäsche der Holzleute: Schönwerth II S. 358; 178a. Schönwerth II S. 366; 178b. Eisel Nr. 48. — 179a. b. Eisel Nr. 37 Anmerk. 47; 179c. Wijschel I S. 213. Ganz ähnlich lautet der Spruch des oberfränkischen Holzfräuleins:

Reiß nicht aus einen fruchtbaren Baum,
Erzähl keinen nüchternen Traum,
Bäck kein Feiertagsbrot,

So hilft dir Gott aus aller Not. (Panzer II Nr. 260.)

180a. Panzer II Nr. 357. — 181a. Panzer II Nr. 258. Oft ist es auch ein Vöglein, das aus dem Wald fliegt und das Mittel gegen die Pest verkündet, z. B. Baumgarten II S. 165. — 181b. Wolf, Hess. Nr. 82. 87; 181c. Wijschel Nr. 235. — 182a. Köhler S. 458 Nr. 25, vgl. Grimm Nr. 47; 182b. Eisel Nr. 54; 182c. Eisel Nr. 41. — 183a. Eisel Nr. 45; 183b. Wijschel Nr. 217. — 184. Die wilden Leute im Bernhardswald: Linder Nr. 91. Ein Waldgeist des Mittelgebirgs ist auch der bekannte Rübezahl: ZVB. XVIII S. 1—24; 151—160. Daneben scheint er aber auch ein Berggeist nach Art des Bergmönchs gewesen zu sein: K. Zacher, Mitteilungen d. schles. Gesellsch. f. Volkskunde 1903 Heft X S. 42. — 185. Alpenburg, Mythen S. 51. — 186. In Borarlberg erzählt man, ein paar Knechte seien einmal in den Wald gegangen, eine Tanne zu fällen; und wie sie eben anfangen zu schlagen, kommt ein Fängg durch den Wald gelaufen und sagt:

Ich bin grad nett jetzt sovel Jor scho alt,
 As Rodla hot dia Tanna do im Wald,
 Drom sind so guat und tuand mer sie net fälla,
 Sos könnt ich jo mi Alter nömma zälla. (Bonbun, Beitr. S. 47.)

Ursprünglich muß der Fängg um das Leben des Baums gebeten haben, um sein eigenes damit zu retten. — 186a. Alpenburg, Mythen S. 68. Das schon aus der Spätantike bekannte Motiv von der geheimnisvollen Todesbotschaft („Der große Pan ist tot“) begegnet als heutige Volkssage durch ganz Deutschland und noch darüber hinaus; doch ist es nirgends so durchsichtig wie in der Tiroler Sage. Ein paar Beispiele mögen zeigen, nach wie verschiedenen Richtungen sich so ein Sagenmotiv entwickeln kann, und wie schwer oder besser unmöglich es mitunter ist, unter seinen verschiedenen Fassungen die „ursprünglichste“ herauszufinden, um sie in irgendeinem Sinne zu „deuten“: 1. Bei einem Bauern in Holl in Baden diente ein unbekanntes Mädchen, das war sehr fleißig und ordentlich, aber sie wollte durchaus nicht sagen, wie sie hieß. Als einst der Bauer mit einem Joch auf der Schulter vom Felde ging, rief ihm die Stimme eines Unsichtbaren mehrmals nach: „Jochträger! sage der Gloria, der Kanzelmann sei gestorben.“ Erst beim Nachtessen erinnerte sich der Bauer wieder daran und erzählte es dem Mädchen und sagte dabei: „Nun wissen wir ja, daß du Gloria heißt.“ Da sprang das Mädchen über Hals und Kopf davon und ließ sich niemals wieder sehen. (Baader I Nr. 26.) — 2. In einer Küche im Wallis kam oft, wenn die Hausleute abends behaglich beisammen saßen, eine schöne goldgelbe Kaze zu Besuch. In gemessenen Schritten kam sie zur Tür herein, ging bedächtig zum Herd und machte sich dort in der warmen Asche bequem. Das ging eine ganze Zeitlang so fort und die Hausleute duldeten das schöne Tier gern in ihrem Kreis. Eines Abends besprachen sie wie gewöhnlich die Dorfneuigkeiten des Tages und dabei erzählte einer, Johannes N. sei gestorben. Da sprang die Kaze aus der Asche auf und schrie: „Was? der Johannes?“ und rannte in mächtigen Sätzen davon und kam nie wieder. Da merkten die verblüfften Hausleute, wer seit einiger Zeit alle ihre Familiengeheimnisse so fleißig auf die Gasse gebracht hatte. (Wallis S. 204 Nr. 95.) — 3. In Jagel bei Schleswig war vor Zeiten ein Wirt, dem wurde sein Bier immer zu früh alle, er wußte nicht wie. Einmal fuhr er nach der Stadt, um neues Bier zu holen. Als er nun zurückkam und bei dem Jagelberg vorbeifuhr, wo ein Riesengrab ist, da hörte er ganz jämmerlich schreien: „Pingel ist tot!

„Pingel ist tot!“ Darüber geriet er in große Angst und fuhr schnell nach Hause. Da erzählte er seiner Frau davon, und wie er eben die Worte sagt: „Pingel ist tot!“, da kam ein Unterirdischer aus dem Keller gesprungen und schrie:

Ach, ist Pingel tot, ist Pingel tot,
So hab ich hier Bier genug geholt!

Und damit lief er weg. Nachher fand man bei dem Faß im Keller einen Krug stehen, den hatte der Unterirdische dagelassen; denn er hatte immer für den kranken Pingel das Bier gestohlen. (Müllenhoff S. 399.) — 4. Beim großen Lingberg östlich von Sommersted (in Schleswig) fuhr einmal abends spät ein Mann aus Orenvad vorbei; da sah er den Berg auf Pfeilern in die Höhe gehoben und darunter tanzten eine große Menge Bergleute. Da nahm er sein Taschmesser und warf es mitten unter die Tanzenden. Davon fiel einer tot nieder, das sah er; und dann rief ihm eine Stimme nach: „So grüße Find, die kleine Kind sei tot!“ Der Mann fuhr, so schnell er konnte, heim und beim Abendessen erzählte er, was er erlebt hatte. Da hörte sein Dienstknecht aufmerksam zu. Und als der Bauer den Gruß bestellt hatte, griff er ein großes Brotmesser vom Tisch und stach es dem Bauern in die Brust, daß er tot umsaß. Der Knecht aber verschwand vor den Augen der Leute. — Nun wußte man, daß er der Find gewesen war und wahrscheinlich der Mann oder der Bräutigam zu der kleinen Kind sei, die vom Bauern war getötet worden. (Müllenhoff Nr. 401.) Ausführliche Literaturangaben bei G. A. Gebhard, Der Tod des großen Pan (Sitzungsber. d. Heidelberger Akad. phil. hist. 1915, 5). — 187a. Jäcklin II S. 127; 187b. Z. f. d. Myth. II S. 58. — 188a. Hauser Nr. 9. — 189a. Panzer I S. 12 (aus dem Jahr 1753), vgl. Grimm Nr. 50; 189b. Zingerle Nr. 43. — 190a. Zingerle Nr. 43. Wie die wilde Frau alle Sonn- und Feierabende, so kommt der gefangene und wieder entflozene Alp-Gemahl alle Jahr auf eine Nacht zu seinen schlummernden Kindern: Z. f. d. Myth. II S. 139. — 130b. Alpenburg, Alpensagen Nr. 275; 190c. Bernaleken, Alpensagen S. 246, vgl. Grimm Nr. 95: die wiedergekehrte tote Frau verschwindet beim Fluch. — 191a. Baumgarten II S. 159, vgl. Grimm Nr. 50. 71. — 192a. Alpenburg, Alpensagen Nr. 213, vgl. Grimm Nr. 301. 302 und Schillers Ballade „Der Alpenjäger“. — 193a. Zingerle Nr. 42; 193b. Jäcklin III S. 64. — 194a. Bernaleken, Alpensagen S. 214. Der berauschte Waldgeist (Silen, Faunus usw.): A. Kuhn, Mythol.

Studien I (1886) 33 ff. — 195a. Bonbun, Beitr. S. 47; 195b. Bonbun, Beitr. S. 56.

S. 197a. Sommer Nr. 34; 197b. Haas Nr. 74. — 198. Strackerjan I § 259b; 198b. Schambach und Müller S. 342, Anmerkung zu Nr. 90; 198c. *J. f. d. Myth.* I S. 29. Auch in Deutschböhmen hält der Wassermann die Seelen der Ertrunkenen unter Töpfen gefangen, bis sein Nachbar, der Bauer, die Töpfe der Reihe nach umstülpt und die Seelen damit erlöst: Grimm Nr. 52. — 199. Jedes Jahr muß einer ertrinken: Grimm Nr. 61. 62; 199a. Ruhn und Schwarz Nr. 197, 1; 199b. Wolf, Hess. Nr. 204; 199c. Strackerjan § 259g. — 200a. Ruhn und Schwarz Nr. 333; 200b. Ruhn und Schwarz Nr. 110, vgl. Grimm Nr. 64; 200c. Mitteilungen d. schles. Gesellsch. für Volkskunde 1903 Heft X S. 21, vgl. Grimm Nr. 53. — 201a. Peter II S. 15, vgl. Einleitung S. 6. — 202a. *ZWB.* VII S. 443; 202b. Peter II S. 16, vgl. Grimm Nr. 58. 307 und Anmerkung zu Nr. 59. — 203a. Sommer Nr. 38. — 204. Ruhn und Schwarz Nr. 103. Der Wechselbalg, der geredet und seine Natur zu erkennen gegeben hat, müßte eigentlich sofort darauf verschwinden, nicht erst nach drei Tagen. — Daß der Wassergeist den Wechselbalg bringt, vgl. Grimm Nr. 83: Die Wechselbälge im Wasser. — 205a. Meier Nr. 78, 4. Als Hebamme wird die Menschenfrau zur Nixe geholt: Grimm Nr. 49. 65. 69. 305. — 205b. Ruhn und Schwarz Nr. 111, vgl. S. 187. — 206a. Müllenhoff Nr. 346. Eine sehr motivreiche und in ihrem Aufbau nicht ganz klare Geschichte, die ähnlich schon im vierzehnten Jahrhundert in deutsche Verse gebracht wurde: Das Schretel und der Wasserbär, vgl. v. d. Hagen, Gesamt-*abenteuer* Nr. 65, R. Köhler, *Kleinere Schriften* I S. 72. — 208a. *ZWB.* XI S. 203; 208b. Birlinger, *Aus Schwaben* I Nr. 175; 208c. *Harrys* Nr. 47, vgl. Grimm Nr. 59; 208d. Ruhn, *Westf.* I Nr. 335c Eine Stadt durch den Übermut ihrer Bewohner untergegangen: S. 243. — 209a. *Bartsch* I Nr. 550; 209b. *Reiser* I Nr. 262, vgl. Grimm Nr. 59. 112.

S. 203. Über die Korntiere in Erntebräuchen und -Spielen, vgl. Mannhardt, *Roggenwolf*. 210a. Haas Nr. 12. Ein Korndämon in Bocksgestalt war ursprünglich wohl der Bilwiz, von dem man vor allem im südöstlichen Deutschland erzählt; heute ist er ein menschlicher Zauberer, der auf dem Teufel als einem Bock fremde Felder nachts durchreitet und mit einer am linken Fuß befestigten Sichel lange schmale Streifen durchs Korn schneidet; damit gehört ihm die Ernte des Feldes oder

doch ein Teil davon: Leoprechting S. 20 ff. Laistner II, Kap. 52. Ein Horn dämon in Menschengestalt ist die Roggenmuhme: Grimm Nr. 90. — 211 a. b. Alpenburg, Mythen S. 217. 59, vgl. Laistner, Nebelsagen S. 88 ff. und Anmerkung. — 212 a. Wallis S. 47 Nr. 43; 212 b. Wolf, Hess. Nr. 193. Wenn ein Gießbach von den Bergen stürzt, sagt das Alpenvolk: es ist ein Drach ausgefahren! Grimm Nr. 217. Auch daß die Wasserspeier im Mittelalter so gern als Drachen geformt wurden, weist auf die Verwandtschaft von Drachen und Gießbach. — 212 c. Meier Nr. 347. — 213 a. Peter II S. 36. Drachenkämpfe: Grimm Nr. 218. 219. 220. Ausführliche Literatur über die Drachenkampf-Sagen bei Panzer, Beowulf (1910) S. 294 f. — 213 b. Wallis S. 149 Nr. 44. — 214. Im Sommer 1909 kroch in einer Erdgeschloßwohnung in München eine Ringelnatter unter der geschlossenen Tür durch in ein Zimmer hinein und wieder heraus und wurde nachher auf dem Hof mit einer Flaschenscherbe getötet; die Frau, die das tat, hörte von den anderen noch nach Wochen: es werde ihr dafür noch einmal schlecht gehen. — 214 a. Peter II S. 33; 214 b. Meier Nr. 228, vgl. Grimm, Märchen Nr. 105. — 215 a. Bernaleken, Alpensagen Nr. 172 a, vgl. Grimm Nr. 221. — 216 a. Gredt Nr. 508; 216 b. Beststein Nr. 151. — 217 a. Bonbun, Sagen Nr. 60, vgl. Grimm Nr. 247. Über den Tagelwurm, ein sagenhaftes, vierfüßiges Schlangentier der Alpen, vgl. Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins 1887 S. 208 ff. — 218. Den Namen „Habergeiß“, der sonst meistens die Heerschnepfe mit ihrem wiehernden oder meckernden Ruf bezeichnet, führt die Nachtschwalbe in Tirol und Steiermark, weil man ihr dort den „plärrenden“ Ton der kleinen Eule (*strix aluco*) zuschreibt. Beschreibung der Nachtschwalbe: Laistner, Rätsel II S. 251 f. — 219 a. Schambach und Müller Nr. 96; 219 b. Gredt Nr. 522; 219 c. Krainz Nr. 253. — 220 a. Krainz Nr. 253; 220 b. Zeitschrift für österreichische Volkskunde III S. 177. — 221 a. Ruhn und Schwarz Nr. 35. — 222 a. Panzer II Nr. 97; 222 b. Baader II Nr. 16. Zur Sage vom unheimlichen Ruf: Ranke, Hufup S. 27 f.

S. 224 ab. Schönwerth II S. 263. Der Bericht, die Riesen seien an der ersten Einrichtung der Welt beteiligt gewesen, ist sehr altertümlich; in den alten heidnischen Schöpfungssagen der Germanen und vieler anderer Völker spielen die Riesen eine wichtige Rolle. — 224 c. Schambach und Müller Nr. 159, 4; 224 d. Voges Nr. 24; 224 e. Eisel Nr. 23 Anmerkung. — 225 a. Strackerjan I § 258 a; 225 b. Grimm, Myth. S. 448, vgl. Grimm Nr. 324; 225 cd. Ruhn und Schwarz Nr. 167. 80;

225e. Zingerle Nr. 146; 225f. Linder Nr. 36. — 226a. Ruhn und Schwarz Nr. 108; 226b. Schönwerth II S. 265. — 227a. Straderjan I § 258i; 227b. Ruhn und Schwarz Nr. 107, vgl. Grimm Nr. 17. 325. — 228a. Linder Nr. 46. Andre Riesenbauten: Grimm Nr. 19; 228b. Zingerle Nr. 137; 228c. Baader Nr. 374. An der Kirche von Gaurettersheim fällt auf, daß sie keine Spuren von Löchern für ein Baugerüst hat: Panzer I Nr. 273. — 229a. Ruhn und Schwarz Nr. 149; 229b. Bartsch I Nr. 39. — 230. Riesenwürfe im Gewitter: Laistner, Nebelsagen S. 50 f. Nach böhmischem Aberglauben entsteht der Hagel dadurch, daß böse Geister sich in der Luft bekämpfen; sie schleudern Mühlsteine gegeneinander, die aufeinander stoßend in tausend kleine Stückchen zerpringen und als Hagelkörner herunterfallen: Laistner, Nebelsagen S. 53. Riesen werfen Kugeln und Hämmer hin und her übers Tal: Grimm Nr. 16. 20. — 230a. Schambach und Müller Nr. 159, 1. — 230b. Ruhn, Westf. I Nr. 273a. — 231a. Ruhn, Westf. I Nr. 209. — 231b. Ruhn und Schwarz Nr. 295. — 232a. Alpenburg, Mythen S. 11; 232b. Zingerle Nr. 136; 232c. Alpenburg, Mythen S. 43, vgl. Thors Erlebnis mit Utgardalofi (Strymi): v. d. Leyen, Götter S. 152. — 233a. Stöber Nr. 80; 233b. Wolf, Hess. Nr. 67; 233c. Ruhn, Märk. Nr. 209. — 234. Der Riese Kapel: Straderjan I § 258l. Zur Erzählung an die Kirchenmauer, vgl. die Ofenbeichte bei Grimm Nr. 519. — 235a. Ruhn und Schwarz Nr. 186.

S. 237a. Grimm Nr. 234; 237b. Ruhn, Märk. Nr. 236. Ein ähnlicher Tanzfrevel: Grimm Nr. 232 Die Bauern zu Kolbeck; diese Sage geht auf ein wirkliches Ereignis aus dem Jahre 1021 zurück; vgl. Edw. Schröder, Zeitschrift für Kirchengeschichte XVIII. — 238a. Ruhn, Märk. Nr. 233, vgl. Grimm Nr. 237; anderer Brotfrevel: Grimm Nr. 236. — 238b. ZBB. XVI S. 177, nach dem Bericht einer älteren Aufwartefrau (Arbeiterwitwe); zum Schuß in den Himmel, vgl. S. 44 und 66. Andre Versteinerungssagen: Grimm Nr. 137. 229. 230. — 240. Über die Zerstörung von Martinique erzählte mir im Herbst 1906 ein Pfarrer aus den Rheinlanden im Schnellzug Hannover—Bremen: „Die Bewohner von Martinique waren so böse, das glauben Sie gar nicht. Am Karfreitag haben sie ein Schwein gekreuzigt, und am Himmelfahrtstag haben sie einen Hammel in einen Luftballon gesetzt und ihn so in den Himmel fahren lassen; natürlich nur, um das Christentum damit zu verspotten. Aber am Tag nach Himmelfahrt ist Martinique dann auch untergegangen.“ Als ich ihn fragte, woher er das denn wisse, meinte er, das sei doch „in

den Zeitungen“ zu lesen gewesen! — 240a. Schell S. 363 Nr. 1. — 241a. Wallis S. 189 Nr. 81, vgl. Grimm Nr. 93; 241b. Zingerle Nr. 457 B, vgl. Grimm Nr. 345. — 242a. Gredt Nr. 21; 242b. Ruhn und Schwarz Nr. 347, vgl. Grimm Nr. 239. 240; in beiden ist die Geschichte vollständiger: die reiche Frau gibt ihrem Schiffer den Auftrag, ihr das Edelste und Beste mitzubringen, was auf der Welt sei; darauf bringt der Schiffer den Weizen. — 243a. Ruhn und Schwarz Nr. 34. Über die historischen und geographischen Grundlagen der Vinetasage vgl. R. Hennig in der hist. Zeitschr. 1916 S. 20 ff. und J. F. Leuz-Spitta im *Mannus* VIII (1917) S. 270 f. Die große Handelsstadt *Zumne*, *Zumneta* (daraus durch Lesefehler entsteht: *Vineta*) scheint vor der NW-Spize von Usedom gelegen zu haben. Die Stadt wurde im Jahre 1121 von den Polen und Dänen erobert und zerstört. Andre Untergangslagen: Grimm Nr. 97. 132; vgl. F. Schmarjel, *Die Sage von der untergegangenen Stadt, Kieler Dissertation*, Berlin 1913. — 244. Das „Wafeln“ der versunkenen Stadt „Arkona“ als Luftspiegelung gedeutet: Haas Nr. 120 Anmerkung, vgl. Schönwerth II S. 142.

S. 246. Die Schatzblüte wird zur Wunderblume, die am Schatzberg blüht: S. 97. Die Zwischenstufe haben wir in einer Tiroler Sage: Daß im Röchelberg seit alter Zeit ein Schatz vergraben ist, wissen alle Leute in der Umgegend. Einmal fand ein Bauernbursch auf seinem Gipfel mitten im Winter einen blühenden Kirschbaum; er brach sich verwundert ein Zweiglein davon ab und steckte es auf den Hut. Als er aber in das Dorf Thaur hinunterkam, da lachten ihn die Leute aus und meinten, ob er denn verrückt geworden sei, daß er sich das Geld auf den Hut stecke. Er nahm den Hut ab und richtig, da waren lauter nagelneue Zwanziger droben. Natürlich lief er gleich auf den Berg zurück. Aber es war vergeblich, er fand den Kirschbaum nicht wieder (*Zeitschr. f. österr. Volkskunde* 1898 S. 227). — 246a. Schambach und Müller Nr. 137, 3; 246b. *J. f. d. Myth.* II S. 89. — 247a. Baader II Nr. 114; 247b. Jahn Nr. 384; 247c. Gredt Nr. 452. — 249. Der Schatzhüter hocht dem Menschen auf dem Rücken: Meiche Nr. 856. — Wie man eine Wünschelrute schneidet, beschreibt Gredt Nr. 1093: Man stelle sich am Sonntag nach dem Neumond, früh vor Sonnenaufgang, vor einen Haselstrauch, mit dem Gesicht nach Morgen, und schneide sich mit drei im Namen der Dreieinigkeit geführten Schnitten eine zweizinkige Sommerlatte ab und taufe sie mit dem Rutenseggen. — Einen solchen Rutenseggen teilt Leoprechting mit (S. 98):

Ich schneide dich, liebe Ruten,
 Daß du mir mußt sagen,
 Um was ich dich tu fragen,
 Und dich so lang nit rühren,
 Bis du die Wahrheit tußt spüren.

- 249a. Schnezler I S. 160. — 250a. Baader I Nr. 421; die lärmende Kutsche erinnert an die Geisterkutsche des wilden Heeres: S. 129. — 250b. Linder Nr. 155; 250c. Gredt Nr. 494. Die Gewinnung eines Grund- oder Erdspiegels beschreibt Wude Nr. 577: Um einen Erdspiegel zu erhalten, muß man, ohne zu feilschen, einen kleinen Schiebepiegel kaufen, dann nachts um 11 Uhr ganz nackt über die Kirchhofmauer springen und ein Loch in das Grab einer am Karfreitag begrabenen Wöchnerin machen. In dieses Loch steckt man den Spiegel, das Glas nach unten und entfernt sich dann im Namen Gottes, rückwärts gehend, die Augen auf das Grab geheftet. Solches tut man drei Nächte hintereinander. In der dritten Nacht zieht man den Spiegel in drei Teufels Namen heraus, drückt ihn fest an den Leib und geht rückwärts ab, ohne sich durch die Mißhandlungen des Teufels irren zu lassen, und springt wieder über die Kirchhofmauer. In dem Spiegel kann man nun verborgene Schätze, Diebe, Hexen usw. erkennen. — 251a. Wischel I Nr. 120, vgl. S. 96. Mißglücke Schatzhebungen bei Grimm Nr. 213. 334. — 252a. Müllenhoff Nr. 276. — Zu „twe Ogen seht“ vgl. „he kift“ Grimm Nr. 122 und den „Fürwih“ S. 65. — 253a. Eisel Nr. 483; 253b. ZWB. X S. 435, vgl. Grimm Nr. 212 und Bolte ZWB. XIX S. 289. — 254. Zum Abschnitt über die Glockensagen vgl. Sartori in ZWB. VII S. 113 ff., der nur leider jede Sagenglocke als ein „Wolkensymbol“ zu erklären versucht. Die Glocken versunkener Städte klingen Sonntags unterm Wasser: Grimm Nr. 281. — 254a. Strackerjan II S. 259 § 594c. — 255a. Panzer I Nr. 153; 255b. Müllenhoff Nr. 149,5; 255c. Strackerjan I § 192c; 255d. Ruhn und Schwarz Nr. 355; 255e. Ruhn, Westf. I Nr. 314. — 256a. Herrlein S. 14. — 257a.b. Ruhn und Schwarz S. 477 Anmerkung zu Nr. 62. — 258a. Bartsch I Nr. 502,2. Die Ruinen der Damberger Kirche zeigen noch durchaus romanischen Stil und werden aus dem ersten Viertel des XIII. Jahrhunderts stammen (vgl. Reifferscheid, Der Kirchenbau in Mecklenburg, Straßburger Dissertation, Greifswald 1910). — 259a. Müller Nr. 86; 259b. Eisel Nr. 762; 259c. Baader I Nr. 287. — 260a. Alpenburg, Alpensagen Nr. 48; 260b. Ruhn, Westf. I Nr. 395,

vgl. Grimm Nr. 126. 127. Von mörderischer Eifersucht eines Meisters gegen seinen kunstreichen Gesellen erzählen auch zahlreiche Bausagen, z. B. Müllenhoff Nr. 145; Wolf, Hess. Nr. 224; Wisjchel I Nr. 164; Ruhn und Schwarz Nr. 166.

S. 262. Über den Teufel vgl. vor allem Koskoff, Geschichte des Teufels. Allerlei Teufelsagen bei Grimm Nr. 182. 183. 190—211. — 263a. *J. f. d. Myth.* III S. 35. — 264a. Schönwerth I S. 136, 5. — 265a. Wallis S. 255 Nr. 149; der Schluß: das vom Teufel gerittene und gejagte Mädchen sei eine Jungfrau gewesen, ist auffällig und kaum im ursprünglichen Sinn der Sage, vgl. das Volkslied bei Peter I S. 278. Eine ähnliche Sage: Grimm Nr. 208. — 266a. *J. f. d. Myth.* II S. 176; der Teufel in Wechselbalsagen: Grimm Nr. 81. 82. — 267a. Zingerle Nr. 474; 267b. Schambach und Müller Nr. 174₂. — 268a. Bartsch I Nr. 609₁; 268b. Zingerle Nr. 479. — 269a. Baader I Nr. 370, vgl. Grimm Nr. 209 und das bekannte Volks- und Soldatenlied, z. B. bei Marriage, Volkslieder a. d. badischen Pfalz Nr. 20. — 270a. Wallis S. 22 Nr. 14; 270b. Baader I Nr. 157; 270c. Ruhn und Schwarz Nr. 326; 270d. Wisjchel I Nr. 195. — 271a. Baader II Nr. 77, vgl. *JWB.* XVIII S. 6. 11. 13; 271b. Panzer I Nr. 274, vgl. Grimm, *Myth.* III S. 159 und Köhler, *Kl. Schr.* II S. 430 f. Christus trägt einen Stein am Finger: Grimm Nr. 206. — 271c. Wallis S. 260 Anmerkung, vgl. Grimm Nr. 186. 337. — 272a. Baumgarten S. 118; über die drei Hähne vgl. R. Köhler, *Kleinere Schriften* (Berlin 1898—1900) III S. 581 ff. — 272b. Müllenhoff Nr. 412₂, vgl. Grimm Nr. 184. 189. — 273a. Müllenhoff Nr. 377. — 274. Zum angeschmiedeten Teufel vgl. v. d. Leyen, *Unhold*. — 274a. Zingerle Nr. 516; 274b. Meier Nr. 180, vgl. Grimm Nr. 185. Näheres über den Kampf zwischen Gott und Teufel erfahren wir bei Laistner, *Nebelsagen* S. 37: Als einst der Teufel bei den heißen Quellen zu Baden aus der Hölle heraufkam, stellte er sich auf einen Felsen zu Gernsbach, der noch jetzt die Teufelskanzeln heißt, und hub an zu predigen und die Menschen für sein Reich zu werben. Anfangs gab es einen großen Zulauf, aber dann verdroß es den Herrgott im Himmel und er sandte einen Engel herab, der auf der Engelskanzeln gegenüber bei Eberstein zu predigen anfing und durch seine klare, himmlische Lehre das Volk von dem Höllenprediger abtrünnig machte. Da wurde der Teufel wütend und sprang in seiner Wut auf einen hohen Berg in der Nähe; auf dem baute er sich sieben Kammern und eine Mühle und fing nun an, da die Felsen mit Donneregepolter zu zer-

mahlen, und dazu zerschlug er noch ein paar mit seinem Huf und andere zerrieb er mit den Zähnen oder schleuderte sie weit über Berg und Tal. Der Rumor war so groß, daß der Engel auf der Engelstanzel sein eigen Wort nicht mehr hörte und ihm die Zuhörer alle fortliefen. Gott Vater aber, der von dem höchsten Berg bei Baden, der sogenannten Herrenwiese, dem Spektakel zusah, wurde darüber böse und faßte den Teufel und schleuderte ihn so heftig an den Berg, daß noch seine Gestalt mit Pferdehuf und Schweif in dem Felsgestein sichtbar ist. Von da an verstummte der Teufel und regt sich jetzt nur noch zu Zeiten bei starkem Unwetter. — 275 a. Meier Nr. 190. Von der Kirche wurde die freundliche Meinung des Origenes, Gregor von Nyssa und anderer, daß auch der Teufel noch einmal müsse selig werden, immer wieder als Ketzerlehre verworfen.

Die Veränderungen der zweiten Auflage trafen vor allem die von den Toten handelnden Kapitel (2—4): Hier hat die Forschung der letzten zehn Jahre (besonders die in der Anmerkung zu S. 52 genannten Schriften) dem Verfasser die Augen geöffnet für die verschiedenen Schichten der Totenvorstellung, die in unsern heutigen Volksagen kaum mehr scheidbar durcheinander gehn. — Eine grundsätzliche Umgruppierung des Stoffes etwa nach den in dem Programm-Aufsatz „Sage und Erlebnis“ vorgezeichneten Linien hätte ein völlig neues Buch ergeben; die Ausführung dieses Programms blieb daher lieber einer besonderen Arbeit vorbehalten.

Erklärung der abgekürzten Titel

- J. N. v. Alpenburg, Alpenjagen. Wien 1858.
—, Mythen und Sagen Tirols. Zürich 1857.
Altbayerische Sagen, ausgewählt vom Jugendschriftenauschuß des
Bezirkslehrervereins München. München o. J.
R. Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche. Neue Folge.
Leipzig 1889.
E. M. Arndt, Märchen und Jugenderinnerungen. 2 Bde. Berlin 1842.
B. Baader, Volksjagen aus dem Lande Baden. 2 Bde. Karlsruhe 1851
und 1859.
R. Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg. 2 Bde.
Wien 1879.
N. Baumgarten, Aus der volkstümlichen Überlieferung der Heimat.
Linz 1864.
L. Bechstein, Der Sagenschatz des Frankenlandes I. Würzburg 1842.
J. Blau, Schwänke und Sagen aus dem mittleren Böhmerwalde
(Quellen und Forschungen zur deutschen Volkskunde, herausgegeben
von E. A. Blüml. Band VI. Wien 1908. S. 129—149).
A. Birlinger, Aus Schwaben. 2 Bde. Wiesbaden 1874.
—, Volkstümliches aus Schwaben. 2 Bde. Freiburg i. Br. 1861.
C. u. Th. Colshorn, Märchen und Sagen. Hannover 1854.
R. Enjat, Der Begründer der Schweizerischen Volkskunde (Renward
Brandstetters Monographien zur vollst. sprachl. u. volkstundl. Er-
forschung Alt-Luzerns VIII) Luzern 1909.
P. Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlessien. 2 Bde.
Leipzig 1903. 1906.
R. Eifel, Sagenbuch des Vogtlandes. Gera 1871.
R. Gander, Niederlausitzer Volksjagen. Berlin 1894.
H. Gloede, Märkisch-pommersche Volksjagen, Erzählungen, Sitten und
Gebräuche. Leipzig 1907.
G. Graber, Sagen aus Kärnten. Leipzig 1914.
J. G. Th. Grässe, Der Sagenschatz des Königreichs Sachsen. 2 Bde.
2. Aufl. 1874.
N. Gredt, Luxemburger Sagen und Legenden (Publications de la sect.
histor. de l'institut R. Gr. D. de Luxembourg XXXVII 1885).

- J. u. W. Grimm, Deutsche Sagen. 3. Aufl. Berlin 1891.
 —, Kinder- und Hausmärchen. 31. Aufl. Berlin 1901.
 J. Grimm, Deutsche Mythologie. 4. Ausg. 3 Bde. bes. v. E. S. Meyer. Berlin 1878.
 —, Deutsche Rechtsaltertümer. 4. Ausg. in 2 Bänden. bes. v. A. Heusler und R. Hübner. Leipzig 1899.
 A. Haas, Rügenische Sagen und Märchen. 2. Aufl. Stettin 1896.
 J. Hansen, Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hexenwesens und der Hexenverfolgungen im Mittelalter. Bonn 1901.
 H. Harrys, Volksagen, Märchen und Legenden Niedersachsens. Celle 1840.
 Chr. Hauser, Sagen aus dem Paganau und dessen Umgebung. Innsbruck 1894.
 Caes. v. Heisterbach, Dialogus miraculorum. ed. J. Stange. 2 Bde. Köln 1850. 1857.
 A. v. Herrlein, Sagen des Spessart. 2. Aufl. Schaffenburg 1906.
 Wilh. Herz, Deutsche Sage im Elsaß. Stuttgart 1872.
 —, Der Werwolf. Beitrag zur Sagen Geschichte. Stuttgart 1862.
 D. Jäcklin, Volkstümliches aus Graubünden. 3 Teile. Chur 1874—1878.
 Ulr. Jahn, Volksagen aus Pommern und Rügen. Berlin 1886.
 D. F. Karl, Danziger Sagen I u. II. Danzig 1843 u. 44.
 J. A. C. Köhler, Volksbrauch, Aberglauben und andre alte Überlieferungen im Voigtlande. Leipzig 1867.
 J. Krainz, Mythen und Sagen aus dem steirischen Hochlande. Bruck a. M. 1880.
 Ad. Ruhn, Märkische Sagen und Märchen. Berlin 1843.
 —, Westfälische Sagen, Gebräuche und Märchen. 2 Teile. Leipzig 1859.
 Ad. Ruhn und Wilh. Schwarz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche. Leipzig 1848.
 R. Rühnau, Schlesische Sagen I—IV (Schlesiens volkstümliche Überlieferungen III—VI). Leipzig u. Berlin 1910—1913.
 L. Laistner, Nebelsagen. Stuttgart 1879.
 —, Das Rätsel der Sphinx. 2 Bde. Berlin 1889.
 K. von Leoprechting, Aus dem Lechrain. München 1855.
 F. von der Leyen, Der gefesselte Unhold. Prag 1908.
 —, Die Götter und Göttersagen der Germanen (Deutsches Sagenbuch I). Neue Bearbeitung. München 1920.
 K. Lyndker, Deutsche Sagen und Sitten in hessischen Gauen. Kassel 1854.
 W. Mannhardt, Roggenwolf und Roggenhund. Danzig 1865.

- W. Mannhardt, Wald- und Feldkulte. 2 Teile. Berlin 1875 und 1877.
- A. Meiche, Sagenbuch des Königreichs Sachsen. Leipzig 1903.
- E. Meier, Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben. 2 Teile. Stuttgart 1852.
- A. Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Kiel 1845.
- J. Müller, Siebenbürgische Sagen. Kronstadt 1857.
- J. Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie. Bayrische Sagen und Gebräuche. 2 Bde. München 1848 und 1855.
- A. Peter, Volkstümliches aus Österreichisch-Schlesien II. Troppau 1867.
- H. Pröhle, Harzsagen, 2 Bde. Leipzig und Wickersleben 1854 und 1856.
- , Deutsche Sagen. 2. Aufl. Berlin 1879.
- J. Ranke, Der Erlöser in der Wiege. München 1911.
- , Sage und Erlebnis: Bayerische Hefte für Volkskunde I (München 1914) S. 44 ff.
- , Sage und Märchen: ebda III (1916) S. 52 f.
- , Der Hudup: ebda IX (1922) S. 1 ff.
- , Wie alt sind unsere Volksagen?: Zeitschrift für Deutschkunde 1922 S. 1 ff.
- A. Reiser, Sagen, Gebräuche, Sprichwörter des Allgäu. 2 Bde. Kempten 1895—1902.
- E. L. Rochholz, Schweizerlagen aus dem Aargau. 2 Bde. Aarau 1856 und 1857.
- G. Roskoff, Geschichte des Teufels. 2 Bde. Leipzig 1869.
- G. Schambach und W. Müller, Niedersächsische Sagen und Gebräuche. Göttingen 1855.
- D. Schell, Bergische Sagen. Elberfeld 1897.
- G. Schmidt, Aus dem Fichtelgebirge. Sagen und Sitten I. Hof 1897.
- J. H. Schmitz, Sitten, Sagen und Legenden des Eisler Volks. 2 Teile. Trier 1856. 1858.
- A. Schnezler, Badisches Sagenbuch. 2 Bde. Karlsruhe 1846.
- J. Schönwerth, Aus der Oberpfalz. 3 Bde. Augsburg 1857. 1859.
- A. Schöppner, Sagenbuch der bayrischen Lande. 3 Bde. München. 1852. 1853.
- W. G. Soldan, Geschichte der Hexenprozesse. Neubearbeitet von H. Heppel. 2 Bde. Stuttgart 1880.
- E. Sommer, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Sachsen und Thüringen. Halle 1846.

- A. Stöber, Die Sagen des Elsasses. St. Gallen 1852.
- L. Straderjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg. 2 Bde. Oldenburg 1868.
- J. L. H. Temme, Volksagen von Pommern und Rügen. Berlin 1840.
- W. A. Tetzau und J. L. H. Temme, Die Volksagen Ostpreußens, Littauens und Westpreußens. Berlin 1837.
- Th. Bernaleken, Alpensagen. Wien 1858.
- , Mythen und Bräuche des Volkes in Österreich. Wien 1859.
- Th. Voges, Sagen aus dem Lande Braunschweig, Braunschweig 1895.
- F. J. Bonbun, Beiträge zur deutschen Mythologie, gesammelt in Churrhätien. Chur 1862.
- , Sagen Vorarlbergs. Innsbruck 1858.
- Walliser Sagen, Gesammelt und herausgegeben von Sagenfreunden (M. Tscheinen und P. J. Ruppen). 2 Teile. Sitten 1871.
- A. Wisjchel, Kleine Beiträge zur deutschen Mythologie, Sitten- und Heimatskunde in Sagen und Gebräuchen aus Thüringen. 2 Teile. Wien 1866 und 1878.
- J. W. Wolf, Hessische Sagen. Göttingen 1853.
- , Niederländische Sagen. Leipzig 1843.
- F. Brubel, Sammlung bergmännischer Sagen. Freiberg 1882.
- C. Chr. Wucke, Sagen von der mittleren Werra. 2. Aufl. Eisenach 1891.
- J. B. Zingerle, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol. Innsbruck 1859.
- ,² Sagen aus Tirol. 2. vermehrte Auflage. Innsbruck 1891.
- Z. f. d. Myth. = Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde, herausgegeben von J. W. Wolf, fortgesetzt von W. Mannhardt. 4 Bde. Göttingen 1853—1859.
- ZVB. = Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, herausgegeben von A. Weinhold, fortgesetzt von J. Bolte. Berlin 1891 ff.

16



49

GHP 11BV01136(2)-4

<14+>14518E6ES1453

<11+>2588489354



GHP: 11 BVO1136(2)-4

1

Handwritten text on a yellow label, possibly including a title or author name.

B
11
(2)

P
11

Ranke

Deutsche

Völkero-

sagen

BVO
1136
(2)-4